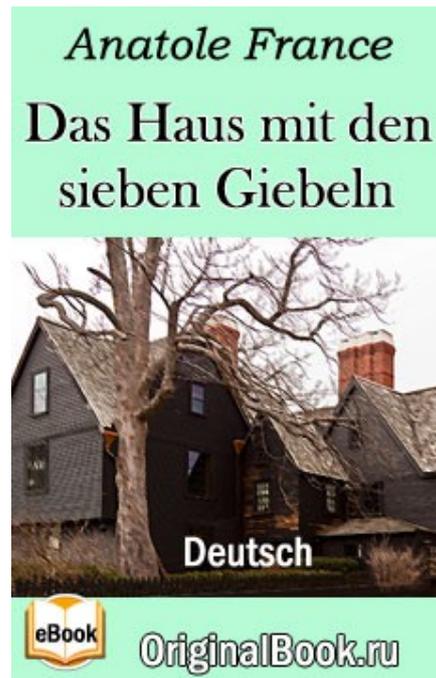


Nathaniel Hawthorne

Das Haus mit den sieben Giebeln

Original:

[The House of the Seven Gables](#)



1851

Aus dem Englischen übersetzt von Irma Wehrli

Die «Hauptfigur» dieses legendenhaften Buches ist nicht ein Mensch, sondern ein Haus – ein allmählich vermodernder Holzbau mit sieben Giebeln, seit Generationen Wohnsitz der Familie Pyncheon. Der materielle Verfall des Gebäudes steht für die moralische Verkommenheit seiner unrechtmäßigen Eigentümer, und die Bewohner tragen schwer an der fluchbeladenen Erbschaft. [Hawthorne](#) versteht es, die spannungsgeladene Haupthandlung durch humorvolle Szenen und Genreschilderungen der neuenglischen Kleinstadt aufzulockern und zuletzt einem versöhnlichen Ende zuzuführen.

So weist «Das Haus mit den sieben Giebeln» (1851) über die Düsternis und unheilswangere Mystik hinaus, mit der der Autor durch seinen Romanerstling «[Der scharlachrote Buchstabe](#)» Berühmtheit erlangt hatte.

Ebook: <http://originalbook.ru>

VORWORT

Nennt ein Schriftsteller sein Werk eine Romanze, versteht es sich fast von selbst, daß er sowohl mit Blick auf den Stil wie auf den Stoff gewisse Freiheiten geltend machen möchte, die er sich nie herausgenommen hätte, wäre es sein erklärtes Ziel gewesen, einen Roman zu schreiben. Der Roman soll nämlich größte Treue nicht nur zu einem möglichen, sondern zum wahrscheinlichen, gewöhnlichen Verlauf menschlicher Erfahrungen anstreben. Die Romanze muß zwar als Kunstwerk ebenfalls strengen Regeln gehorchen und begeht eine Todsünde, wenn sie die Wahrheit menschlicher Regungen verfehlt, darf aber diese Wahrheit weitgehend in einem Gewand vorführen, das der Autor ihr selbst wählt oder schafft. Es steht ihm auch frei, die Stimmung zu beeinflussen und das Licht, das auf sein Bild fällt, hervorzuheben oder zu dämpfen, die Schatten zu betonen und zu vertiefen. Gewiß empfiehlt sich ein sehr sparsamer Gebrauch dieser Vorrechte, und vor allem soll das Wunderbare nur eine zarte, flüchtige Würze und nicht ein Grundbestandteil der Speise sein, die dem Publikum vorgesetzt wird. Doch auch die Mißachtung solcher Vorsicht ist kein Verbrechen an der Literatur.

Im vorliegenden Werk nahm der Verfasser sich vor – ob mit Erfolg hat glücklicherweise nicht er zu beurteilen –, von den Gepflogenheiten nicht abzuweichen. Romantisch ist diese Erzählung insofern, als sie versucht, Vergangenes mit der Gegenwart, die uns entschlüpft, zu verknüpfen. Sie ist eine Legende, die aus grauer Vorzeit ins helle Licht unserer Tage herüberreicht und mit sich den sagenhaften Schleier bringt, den der Leser nach Belieben mißachten kann oder es duldet, daß er malerisch und fast unmerklich über den Figuren und dem Geschehen schwebt. Der Stoff der Erzählung ist vielleicht so bescheiden, daß er dadurch gewinnt, diese vorteilhafte Wirkung aber auch desto schwieriger zu erzielen ist.

Viele Schriftsteller legen größten Wert auf eine bestimmte moralische Absicht, die sie mit ihren Werken verfolgen. Um es daran nicht fehlen zu lassen, hat sich der Autor mit einer Moral versehen – nämlich der Wahrheit, daß die Missetaten einer Generation in den auf sie folgenden fortbestehen, jeden kurzlebigen Vorteil ablegen und sich in reines, unbezähmbares Unheil verwandeln –, und es wäre ihm höchste Genugtuung, könnte diese Romanze die Menschheit – oder auch nur einen einzigen Menschen – vom Wahnsinn abhalten, über der bedauernswerten Nachwelt eine Lawine unrecht erworbenen Goldes oder Grundbesitzes niedergehen zu lassen, die sie versehrt und zermalmt, bis die angehäuften Masse wieder in ihre Einzelteilchen zerstiebt. Im Grunde hat er jedoch nicht genug Einbildung, um die geringste derartige Hoffnung zu nähren. Sollten Romanzen wirklich etwas lehren oder überhaupt etwas bewirken, geschieht

dies für gewöhnlich nicht sichtbar, sondern auf viel hintergründigere Weise. Darum fand es der Autor nicht der Mühe wert, seine Geschichte gnadenlos mit einer Moral zu pfehlen wie mit einer Eisenstange – oder aufzuspießen wie einen Schmetterling – und ihr damit das Leben zu nehmen und sie in einer plumpen, unnatürlichen Pose erstarren zu lassen. Eine noble Wahrheit, schön, sorgfältig und geschickt herausgearbeitet, bis sie immer heller glänzt und den Ausgang einer Erzählung krönt, mag vielleicht Künstlerruhm bringen, ist aber auf der letzten Seite auch nicht wahrer, und selten einleuchtender, als auf der ersten.

Der Leser mag geneigt sein, die erdachten Ereignisse dieser Erzählung mit einem wirklichen Ort zu verbinden. Dies hätte der Autor nur zu gerne vermieden, hätte es ihm der lose, aber für seine Absichten wesentliche Bezug zur Geschichte erlaubt. Von anderen Einwänden abgesehen, liefert sich die Romanze dadurch einer harschen und höchst gefährlichen Kritik aus, da sie die Bilder der Phantasie mit den Tatsachen der Gegenwart fast auf Tuchfühlung bringt. Dabei hatte der Verfasser keineswegs vor, örtliche Sitten zu beschreiben oder im mindesten die Eigenarten einer Gemeinschaft bloßzustellen, die er gebührend achtet und schätzt. Doch mag man es ihm verzeihen, wenn er eine Straße anlegt, die durch kein fremdes Grundstück führt, sich Land aneignet, für das sich kein Besitzer zeigte, und aus dem Stoff ein Haus errichtet, aus dem man lange schon Luftschlösser baut. Die auftretenden Personen wollen zwar Leute von Rang und Namen sein, sind aber alle Geschöpfe – oder wenigstens Gebilde – des Autors, und so kann von ihren Tugenden kein Glanz und von ihren Lastern nicht der Hauch eines Makels auf die ehrwürdige Stadt fallen, die sie zu bewohnen vorgeben. Darum wäre der Schreibende froh, würde dieses Buch – vor allem an dem bewußten Ort – ausschließlich als Romanze verstanden, die sehr viel mehr mit den Wolken droben als mit irgendeinem Stück Land des Bezirks Essex zu tun hat.

Lenox, 27. Januar 1851

KAPITEL 1. DAS ALTE GESCHLECHT DER PYNCHIONS

An einer Nebenstraße einer Stadt unseres Neuengland steht auf halbem Weg ein Holzhaus, verwittert, mit sieben spitzen Giebeln nach allen Himmelsrichtungen und mächtigen Kamintürmen dazwischen. Nach den Pyncheons heißt die Straße, nach den Pyncheons heißt das alte Haus, und eine Ulme vor dem Tor mit weitem Blätterdach und festen Wurzeln nennt jedes Kind der Stadt die Pyncheon-Ulme. Wenn ich gelegentlich die Stadt besuche, verzichte ich selten auf einen Abstecher zur Pyncheon Street und gehe durch den Schatten der beiden Altertümer – der großen Ulme und des sturmerprobten Hauses.

Das ehrwürdige Gebäude ist mir seit je wie ein Gesicht erschienen, das nicht nur von Wind und Wetter draußen gezeichnet ist, sondern von langem Erdenleben drinnen und dessen Wechselfällen redet. Wollte man diese angemessen schildern, würde eine Erzählung von nicht geringem Gewicht und Wert daraus, dazu erstaunlich schlüssig, fast wie von Künstlerhand gestaltet. Doch würde sie eine Kette von Ereignissen umfassen, die fast zwei Jahrhunderte umspannt und bei angemessener Würdigung einen stärkeren Folianten oder zahlreichere Duodezibände füllen würde, als man für die Chronik von ganz Neuengland während dieser Zeit vernünftigerweise beanspruchen dürfte. Es drängt sich daher auf, mit den meisten Legenden zum alten Haus der Pyncheons, auch Haus mit den sieben Giebeln genannt, kurzen Prozeß zu machen. Skizzieren wir also nur die Begleitumstände der Grundsteinlegung, werfen wir einen Blick auf die vom vorherrschenden Ostwind geschwärzte alte Fassade – ohne die grünlichen Moostupfer auf dem Dach und den Mauern zu vergessen –, und beginnen wir unsere eigentliche Geschichte in einer unsrer eignen noch nicht allzu fernen Zeit. Trotzdem gibt es eine Verbindung zu längst Vergangenen – einen Bezug zu vergessenen Geschehnissen und Menschen und fast oder ganz altmodischen Sitten, Gefühlen und Ansichten –, die, kundig vermittelt, dem Leser begreiflich machen könnte, wie sehr selbst das noch nie Dagewesene aus alter Substanz besteht. So ließe sich denn auch eine gewichtige Erkenntnis aus der wenig beachteten Wahrheit ableiten, daß das Tun einer flüchtigen Generation der Keim ist, aus dem in ferner Zukunft gute oder schlechte Saat aufgehen wird und muß; und daß die Menschen mit dem Samen zur vergänglichen Ernte namens Nützlichkeit zwangsläufig auch die Eicheln zäherer Gewächse stecken, die dunkle Schatten auf ihre Nachkommen werfen können.

Das Haus mit den sieben Giebeln war trotz seines althehrwürdigen Aussehens nicht die erste Wohnstätte, die ein zivilisierter Mensch auf diesem Stück Boden errichtet hatte. Pyncheon Street hieß nämlich früher bescheidener Maule's Lane, nach dem ersten Grundeigentümer, vor dessen Tür sie noch als Trampelpfad vorbeiführte. Eine Süßwasserquelle mit wohlschmeckendem Wasser – eine seltene Kostbarkeit auf dem Landvorsprung, wo die puritanische Siedlung stand – hatte Matthew Maule früh dazu bewogen, eine notdürftige Hütte mit Strohdach hier zu errichten, obwohl der Ort etwas zu weit vom damaligen Dorfkern entfernt lag. Dreißig bis vierzig Jahre später jedoch, in der aufstrebenden Stadt, wollte ein bekannter, mächtiger Mann das Grundstück, auf dem die Hütte stand, unbedingt haben und berief sich auf die Behörden, die ihm dieses und ein großes angrenzendes Stück Land übereignet hätten. Nach allem, was wir von ihm wissen, zeichnete ein eiserner Wille Oberst Pyncheon, den Kläger, aus. Matthew Maule dagegen war zwar kein bedeutender Mann, doch verteidigte er hartnäckig, was er für sein Recht hielt, und schützte jahrelang das Stück Land, das er für seine

Heimstätte samt Garten gerodet hatte, vor fremdem Zugriff. Ein schriftliches Zeugnis dieser Auseinandersetzung ist nicht bekannt, und wir kennen den Fall hauptsächlich aus der Überlieferung. Es wäre deshalb kühn und womöglich ungerecht, ein Urteil zu fällen, obwohl es zumindest fraglich scheint, ob der Anspruch des Obersten nicht ungebührlich weit ausgelegt wurde, bis er sich auch auf Matthew Maules kleines Anwesen erstreckte. Stark genährt wird dieser Verdacht von der Tatsache, daß der Streit zwischen den beiden ungleichen Widersachern über Jahre ungeschlichtet blieb – und dies zudem in einer gewiß löblichen Zeit, in der aber persönlicher Einfluß viel mehr als heute galt – und erst mit dem Tod der Partei, die das strittige Grundstück bewohnte, ein Ende fand. Auch die Art seines Todes berührt uns heute anders als sie vor eineinhalb Jahrhunderten auf die Menschen wirkte. Es war ein Tod, der den unauffälligen Namen des Siedlers in unfaßbarem Entsetzen zunichte machte und es beinahe als fromme Tat erscheinen ließ, sein kleines Besitztum umzupflügen und die Erinnerung an ihn zu tilgen.

Kurzum, der alte Matthew Maule wurde als Hexer hingerichtet. Er war eines der Opfer jenes schrecklichen Wahns, aus dem wir unter anderem lernen sollten, daß die einflußreichen Eliten und selbsternannten Führer des Volkes genauso von Leidenschaften verblendet werden können wie der schlimmste Pöbel. Geistliche, Richter, Staatsmänner – die weisesten, besonnensten, frömmsten Zeitgenossen – umringten zuvorderst den Galgen, beklatschten die Bluttaten am lautesten und gestanden als letzte ein, wie jämmerlich sie sich getäuscht hatten. Sollte man an ihrem Vorgehen überhaupt etwas nicht gar so verwerflich finden, wäre es die eigentümliche Unterschiedslosigkeit, mit der sie nicht nur, wie bei früheren Justizmassakern, die Armen und Alten verfolgten, sondern Leute jeglichen Standes: ihresgleichen und ihre Brüder und Frauen. Bei diesem allgemeinen Chaos und Verderben ist es nicht weiter seltsam, daß ein unscheinbarer Mann wie Maule in der Menge seiner Leidensgenossen fast unbemerkt den Märtyrergang zum Richtstatthügel antrat. Doch als sich in der Folge die Tobsucht dieser abscheulichen Tage gelegt hatte, erinnerte man sich, wie lautstark Oberst Pyncheon in den allgemeinen Ruf, das Land von der Hexerei zu säubern, eingestimmt hatte. Und es blieb auch nicht aus, daß geflüstert wurde, er habe die Verurteilung von Matthew Maule mit boshafter Schärfe betrieben. Es war wohl bekannt, daß das Opfer im Verhalten seines Verfolgers bittere persönliche Feindschaft erkannt und erklärt hatte, er werde um der Beute willen zu Tode gehetzt. Vor der Hinrichtung – mit der Schlinge um den Hals, in Gegenwart von Oberst Pyncheon, der die Szene zu Pferd grimmig beobachtete – hatte Maule ihm vom Schafott eine Prophezeiung entgegengeschleudert, die von der Geschichtsschreibung wie von der mündlichen Tradition wörtlich überliefert wurde. «Gott», sagte der Sterbende und wies mit furchterregendem Blick auf seinen Widersacher, der keine Miene verzog,

«Gott wird ihm Blut zu trinken geben!» Nach dem Tod des angeblichen Hexers wurde dessen bescheidenes Heim Oberst Pyncheon zur leichten Beute. Als es aber hieß, der Oberst beabsichtige einen Familiensitz – geräumig, aus schwerem Eichenholz und auf Wohlstand über viele Generationen angelegt – an dem Ort zu errichten, wo einst Matthew Maules Blockhütte gestanden hatte, schüttelten die Schwätzer im Dorf heftig den Kopf. Ohne rundweg zu bezweifeln, daß der stramme Puritaner während der ganzen geschilderten Vorgänge immer als Mann von Ehre und Gewissen gehandelt hatte, gaben sie doch zu verstehen, er baue sein Haus über einem unruhigen Grab. Sein Heim wäre auch das des Hexers, der tot und begraben war, und dessen Geist hätte darum eine Art Vorrecht, in seiner neuen Wohnung umzugehen und in den Räumen, in die künftige Ehemänner ihre Bräute führen und wo die Kinder der Pyncheons geboren würden. Schrecken und Schändlichkeit von Maules Verbrechen und das Elend seiner Strafe würden die frisch getünchten Wände verdunkeln und sie früh mit dem Moder eines alten und trübsinnigen Gemäuers verpesten. Rundum regnete das Laub unberührter Wälder auf den Boden herab – warum wählte Oberst Pyncheon da einen Ort, auf dem schon ein Fluch lag?

Aber der puritanische Soldat und Magistrat war kein Mann, der sich aus Furcht vor dem Geist des Hexers oder wegen noch so begründeter Empfindlichkeiten von seinem wohlerwogenen Plan abbringen ließ. Hätte man ihm von schlechter Luft erzählt, hätte dies vielleicht etwas bewirkt, aber mit einem bösen Geist gedachte er es aufzunehmen. Mit praktischem Sinn begabt, hart und massiv wie Granit, von einem unbeugsamen Willen wie mit Eisenklammern zusammengehalten, verfolgte er seine ursprüngliche Absicht, wohl ohne an Einspruch auch nur zu denken. Für Rücksichten oder Bedenken, die eine empfindsamere Natur gekannt hätte, war der Oberst wie die meisten Männer seiner Generation und Herkunft unempfänglich. Darum grub er seinen Keller und baute die Grundmauern seines Anwesens auf dem Stück Land, wo Matthew Maule vierzig Jahre zuvor als erster das Laub weggefegt hatte. Es war eine sonderbare und, wie manche glaubten, unheilvolle Tatsache, daß der erwähnte Quell, kaum hatten die Arbeiter sich ans Werk gemacht, seine einst köstliche Reinheit völlig verlor. Sei es, daß er durch die tiefen Erdarbeiten beeinträchtigt worden war, sei es, daß eine verborgenere Ursache zugrunde lag, jedenfalls wurde das Wasser von Maules Brunnen, wie man ihn immer noch nannte, brackig und hart. So ist es noch heute, und jede alte Frau aus der Gegend wird bestätigen, daß man Bauchschmerzen bekommt, wenn man dort seinen Durst stillt.

Es mag dem Leser sonderbar erscheinen, daß der Baumeister des neuen Hauses ausgerechnet der Sohn des Mannes war, dessen Totenhand das Grundstück entrissen worden war. Aber wahrscheinlich war er der beste Handwerker damals. Oder vielleicht

fand es der Oberst zweckmäßig, oder er wurde von einer edleren Regung dazu veranlaßt, öffentlich jegliche Feindseligkeit gegenüber der Familie seines gestrauchelten Widersachers einzustellen. Es war auch keineswegs unvereinbar mit dem allgemein unzimperlichen, nüchternen Zeitgeist, daß der Sohn gewillt war, ein ehrliches Scherflein – oder besser eine stattliche Summe – aus dem Geldbeutel des väterlichen Todfeinds zu beziehen. Jedenfalls wurde Thomas Maule zum Baumeister des Hauses mit den sieben Giebeln und tat seine Pflicht so getreulich, daß das von ihm zusammengefügte Gebälk immer noch hält.

So wurde das große Haus gebaut. Und vertraut, wie es in der Erinnerung des Autors dasteht – denn es hat ihn seit Kindheitstagen angezogen, sowohl als Beispiel der besten, stattlichsten Architektur einer längst vergangenen Epoche wie als Schauplatz von Ereignissen, die uns Menschen vielleicht mehr bewegen als das Geschehen auf einem grauen Adelssitz –, so vertraut, wie die Erscheinung des verlotterten alten Hauses ist, fällt es um so schwerer, sich die glanzvolle Frische vorzustellen, in der es einst das erste Sonnenlicht empfing. Und der Eindruck seines gegenwärtigen Zustands, hundertsechzig Jahre danach, verdüstert unweigerlich das Bild, das wir von seiner Erscheinung entwerfen möchten an dem Morgen, als der puritanische Herr die ganze Stadt bat, bei ihm zu Gast zu sein. Eine sowohl festliche wie religiöse Hausweihe stand kurz bevor. Gebet und Predigt des Pastors Higginson und das Erschallen eines vielstimmigen Psalms sollten den gröberen Geschmäckern erträglich gemacht werden durch Ströme von Bier, Apfelwein, Wein und Branntwein und, nach einigen Gewährsleuten, durch einen ganzen Ochsen am Spieß oder mindestens dessen Gewicht und Masse in handlicheren Braten- und Lendenstücken. Ein ausgeweidetes Reh, das man keine zwanzig Meilen entfernt geschossen hatte, füllte eine riesengroße Pastete. Und ein in der Bucht gefangener sechzigpfündiger Kabeljau hatte sich in einer reichhaltigen Fischsuppe aufgelöst. Kurzum, der Kamin des neuen Hauses rülpste seinen Küchendampf aus und schwängerte die ganze Luft mit dem Duft nach Fleisch, Geflügel und Fisch, würzig zubereitet mit wohlriechenden Kräutern und reichlich Zwiebeln. Dieses Fest allein schon zu riechen, wie es jedem die Nase kitzelte, war zugleich eine Einladung und eine Verlockung.

In Maule's Lane oder Pyncheon Street, wie man jetzt passender sagen sollte, drängte sich zur vereinbarten Stunde das Volk wie eine Gemeinde auf dem Kirchgang. Und alle blickten beim Näherkommen zu dem eindrucklichen Gebäude auf, das nun unter den Menschenwohnungen den ihm gebührenden Platz einnehmen sollte. Da erhob es sich, etwas von der Straße zurückgesetzt, aber aus Stolz, nicht aus Bescheidenheit. Das ganze sichtbare Äußere war mit wunderlichen Figuren in überspannt neugotischem Stil geschmückt, die man in den glitzernden Verputz aus Kalk, Kieseln

und Glassplittern über den Holzwänden geritzt oder geprägt hatte. Auf allen Seiten stachen die sieben Giebel in den Himmel, wie Schwesterbauten, die alle durch die Röhren eines einzigen großen Kamins atmeten. Die vielen Gitterfenster mit den diamantförmigen Scheibchen ließen die Sonne in Vorhalle und Zimmer ein; dagegen warf der weit vorspringende zweite Stock, der sich seinerseithinter den dritten zurückzog, einen Schatten und trübsinnigen Dämmer in die darunterliegenden Räume. Unter den vorspringenden Stockwerken waren geschnitzte Holzkugeln befestigt, und kleine gedrehte Eisenstäbe verschönerten jeden der sieben Giebel. Auf dem Dreieck des Giebels an der Straßenseite hatte man erst an diesem Morgen eine Sonnenuhr angebracht, und noch zeigte die Sonne die erste helle Stunde einer Geschichte an, die nicht durchwegs so hell sein sollte. Überall lagen Hobelspäne, Holzschnitzel, Schindeln und zerbrochene Backsteinhälften herum, was alles nebst der umgepflügten Erde, auf der noch kein Gras wuchs, zum Eindruck des Ungewohnten und Neuen eines Hauses beitrug, das sich seinen Platz im Alltag der Menschen erst noch erobern mußte.

Der Haupteingang, fast so breit wie ein Kirchentor, befand sich zwischen den beiden Vorgiebeln, überdacht von einem offenen Vorbau, in dessen Schutz Bänke standen. Durch diesen Torbogen, die Füße an der noch nicht abgenutzten Schwelle abstreifend, schritten nun die Geistlichen, Presbyter, Richter, Diakone und was sonst in Stadt und Land Rang und Namen besaß. Auch das gewöhnliche Volk strömte herbei, so selbstverständlich wie seine Oberen und zahlreicher. Gleich hinter dem Eingang standen jedoch zwei Bedienstete, wiesen die einen Gäste zur Küche und baten die anderen in die vornehmeren Räume – gastfreundlich waren sie zu allen, erkannten aber mit prüfendem Blick die hohe oder niedrige Stellung eines jeden. Düstere, aber prunkvolle Samtanzüge, gestärkte Rüschen und Halsbinden, gestickte Handschuhe, ehrwürdige Bärte, gestrenge Haltung und Auftreten machten es damals leicht, den geistlichen Herrn vom schwerfälligen Kaufmann zu unterscheiden oder vom Arbeiter im Lederwams, der sich ehrfürchtig in das Haus stahl, das er vielleicht selbst zu bauen geholfen hatte.

Es gab nur einen unglücklichen Umstand, der bei manchen steiferen Gästen ein kaum verborgenes Mißfallen auslöste. Der Gründer dieses Herrschaftssitzes – ein Gentleman, der für seine leutselige, umständliche Höflichkeit bekannt war – hätte gewiß in seiner Halle stehen und die so zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten als erster begrüßen müssen, die sich zu diesem festlichen Anlaß die Ehre gaben. Doch er ließ sich noch nicht blicken, auch die erlauchtesten Gäste hatten ihn nirgends gesehen. Noch unerklärlicher wurde Oberst Pyncheons Saumseligkeit, als der zweithöchste Würdenträger der Provinz erschien und auch nicht feierlicher empfangen wurde. Der Besuch des Vizegouverneurs gehörte zwar zu den erhofften Höhepunkten des Tages,

doch als er von seinem Pferd gestiegen, seiner Gattin vom Damensattel geholfen und die Schwelle zum Haus des Obersten überschritten hatte, wurde auch er nur vom ersten Hausdiener begrüßt.

Dieser grauhaarige, ruhige und ausgesucht ehrerbietige Mann sah sich zur Erklärung genötigt, sein Herr befinde sich immer noch in seinen privaten Räumen, in seinem Studierzimmer, das er vor einer Stunde betreten habe, mit der Bitte, unter keinen Umständen gestört zu werden.

«Seht Ihr nicht, Kerl!», sagte der Bezirkssheriff und nahm den Diener beiseite, «daß dieser Mann kein Geringerer als der Vizegouverneur ist? Ruft Oberst Pyncheon auf der Stelle! Ich weiß, daß er heute morgen Post aus England bekam, und vielleicht ist bei der gedankenvollen Lektüre der Briefe eine Stunde unbemerkt verstrichen. Aber er wird bestimmt ungehalten sein, wenn Ihr zulaßt, daß er es versäumt, einem der Ersten unseres Landes, von dem man sagen kann, daß er in Abwesenheit des Gouverneurs den König William selbst vertritt, seine Reverenz zu erweisen. Ruft Euren Herrn jetzt sofort!»

«Gestatten Euer Gnaden», antwortete der Diener in großer Not, aber mit einem Widerstreben, das beredtes Zeugnis für das harte und unerbittliche Regiment des Hausherrn ablegte, «doch die Befehle meines Herrn waren sehr bestimmt, und wie Euer Gnaden wissen, duldet er nicht den leisesten Ungehorsam bei denen, die ihm zum Dienst verpflichtet sind. Mag jene Tür öffnen wer will; ich wage es nicht, und sollte der Gouverneur selber mich heißen!»

«Pah, Herr Bezirkssheriff!» rief der Vizegouverneur, der diesen Disput gehört hatte und sich erhaben genug fühlte, um mit seiner Würde etwas zu kokettieren. «Ich will die Sache selber in die Hand nehmen. Es ist Zeit, daß der brave Oberst erscheint und seine Freunde begrüßt; sonst kommt uns noch der Verdacht, daß er zuviel von seinem Kanarienwein gekostet hat im größten Bemühen, zur Feier des Tages das beste Faß zu öffnen! Da er nun aber so verspätet ist, gebe ich ihm persönlich ein Zeichen!»

Also stampfte er in seinen schweren Reitstiefeln, daß man es noch im hintersten der sieben Giebel hören konnte, zu der vom Diener bezeichneten Tür und klopfte so schwungvoll und laut dagegen, daß die neuen Türpaneele widerhallten. Lächelnd wandte er sich zu den Zuschauern um und wartete auf eine Antwort. Als jedoch keine kam, klopfte er wieder, mit demselben unbefriedigenden Ergebnis. Und weil der Vizegouverneur ein etwas aufbrausendes Temperament besaß, hob er nun seinen schweren Schwertknauf und schlug und hämmerte damit derart gegen die Tür, daß der Lärm, wie ringsum geflüstert wurde, Tote hätte auferwecken mögen. Die Wirkung auf Oberst Pyncheon blieb trotzdem aus. Als das Geräusch erstarb, herrschte im ganzen

Haus tiefe, bedrückte Stille, obwohl ein, zwei heimliche Gläschen Wein oder Schnaps die Zunge mancher Gäste doch schon gelöst hatten.

«Wahrhaftig sonderbar! – Sehr sonderbar!» rief der Vizegouverneur, dessen Lächeln sich in ein Stirnrunzeln verwandelt hatte. «Aber da unser Gastgeber so wenig auf Förmlichkeiten gibt, folge ich seinem guten Beispiel und erlaube mir, ihn zu stören!»

Er rüttelte an der Tür, die seiner Hand nachgab und von einem plötzlich Windstoß, der wie mit einem lauten Seufzer vom äußersten Portal durch alle Gänge und Zimmer des neuen Hauses wehte, weit aufflog. Er raschelte mit den Seidenkleidern der Damen, kräuselte die langen Locken der Herrenperücken und zog an den Fenster- und Bettvorhängen der Schlafkammern, brachte alles seltsam zum Erbeben und fast mehr noch zum Schweigen. Ein Schauer der Ehrfurcht und banger Erwartung – weshalb oder wovor wußte niemand – hatte sich plötzlich auf die Gesellschaft gelegt.

Alle strömten nun aber zu der jetzt offenen Tür und schoben in ihrer brennenden Neugier den Vizegouverneur in den Raum vor ihnen. Auf den ersten Blick sahen sie nichts Außergewöhnliches: einen geschmackvoll möblierten, von Vorhängen halb verdunkelten mittelgroßen Raum mit Bücherwänden, einer großen Landkarte an der Wand und einem Porträt von Oberst Pyncheon, unter dem der Oberst persönlich saß, in einem Lehnstuhl aus Eiche, mit einer Feder in der Hand. Auf dem Tisch vor ihm lagen Briefe, Pergamente und unbeschriebene Blätter. Er schien die neugierige Menge, angeführt vom Vizegouverneur, zu betrachten, mit einem Stirnrunzeln auf dem dunklen, massigen Gesicht, als mißbillige er gründlich die Unverschämtheit, mit der sie sich ihm aufdrängte.

Ein kleiner Junge – der Enkel des Obersten und das einzige Wesen, das sich je Vertraulichkeiten mit ihm herausnahm – löste sich nun von den Gästen und rannte auf die sitzende Gestalt zu; dann blieb er auf halbem Weg stehen und schrie vor Entsetzen. Zitternd wie Espenlaub schob sich die Gesellschaft näher und stellte fest, daß der starre Blick des Obersten unnatürlich verzerrt war; auf seiner Halskrause war Blut, und sein grauer Bart war getränkt davon. Es war für jede Hilfe zu spät. Der Puritaner mit dem eisernen Herzen, der gnadenlose Verfolger und raffgierige Mann mit dem starken Willen war tot! Tot in seinem neuen Haus! Es heißt – und dies sei nur erwähnt, weil es eine an sich schon düstere Szene in die noch größere Finsternis abergläubischen Entsetzens taucht –, unter den Gästen sei eine laute Stimme ertönt und habe im selben Ton wie der alte Matthew Maule, der hingerichtete Hexer, verkündet: «Gott hat ihm Blut zu trinken gegeben!»

So früh war dieser eine Gast – der einzige, der bestimmt einmal seinen Weg zu jeder menschlichen Wohnung findet – so früh war der Tod über die Schwelle zum Haus mit den sieben Giebeln geschritten!

Oberst Pyncheons plötzlicher und rätselhafter Tod wirbelte damals viel Staub auf. Es gab viele Gerüchte, und sie hängen zum Teil noch in der Luft, wonach manches für Gewaltanwendung sprach. Es war die Rede von Fingerspuren auf seiner Kehle, einem blutigen Handabdruck auf seiner gerafften Krause, und sein Spitzbart sei zerzaust gewesen, als hätte man heftig daran gezerrt und gezogen. Auch wurde behauptet, daß das Gitterfenster neben dem Stuhl des Obersten offenstand, und nur Minuten vor dem fatalen Ereignis habe man hinter dem Haus eine männliche Gestalt gesehen, die über den Gartenzaun kletterte. Doch wäre es Torheit, viel von solchen Geschichten zu halten, die stets nach derartigen Ereignissen aufkommen und sich manchmal, wie in diesem Fall, noch ewig behaupten und wie Blätterpilze anzeigen, wo ein gestürzter und begrabener Baum einst in der Erde verrottete. Wir mögen sie ebensowenig glauben wie die Mär von der Knochenhand, die der Vizegouverneur angeblich am Hals des Obersten sah, worauf sie bei seinem Näherkommen verschwand. Fest steht nur, daß die Ärzte sich heftig über die Todesursache stritten. Eine augenscheinliche Kapazität namens John Swinnerton hielt es, wenn wir die Fachausdrücke richtig verstanden haben, für einen Schlaganfall. Seine Kollegen äußerten alle mehr oder weniger einleuchtende Hypothesen, die sie jedoch immer in eine rätselhafte Sprache kleideten, die vielleicht nicht von Verwirrung in den Köpfen dieser gelehrten Doktoren zeugt, aber jedenfalls eine solche bei den Laien schafft, die ihren Rat haben wollen. Dann berieten die Untersuchungsrichter über dem Leichnam und verkündeten als Männer mit gesundem Menschenverstand das unangreifbare Verdikt: «Plötzlicher Tod!»

Es ist auch tatsächlich schwer vorstellbar, daß es einen ernsthaften Mordverdacht oder die geringsten Hinweise auf einen möglichen Täter gegeben hätte. Gewiß hätte man angesichts des Rangs, Reichtums und der herausragenden Stellung des Verstorbenen jeden verdächtigen Umstand peinlichst genau untersucht. Da man von einem solchen nichts weiß, dürfen wir annehmen, daß es keinen gab. Nur der mündlichen Überlieferung – die manchmal eine Wahrheit erkennt, die der Geschichte entging, öfter jedoch nur sinnloses Geschwätz ist, dem man sich früher am Kamin hingab, während es heute zu Druckerschwärze erstarrt –, ihr allein sind gegenteilige Behauptungen anzulasten. In der Beerdigungspredigt für Oberst Pyncheon, die gedruckt wurde und noch existiert, preist Pastor Higginson neben vielen anderen Vortrefflichkeiten im Erdendasein seines herausragenden Gemeindemitglieds die glückliche Fügung seiner Todesstunde. Nachdem er all seine Pflichten erfüllt, den

höchsten Wohlstand erreicht, sein Geschlecht für Generationen auf ein sicheres Fundament gestellt und ihm ein schützendes Dach über dem Kopf gegeben habe – welcher letzte Schritt bleibe dem tüchtigen Mann da noch zu tun als der hinauf von der Erde zum goldenen Himmelstor! Bestimmt hätte der fromme Geistliche nichts derartiges geäußert, hätte er im geringsten vermutet, der Oberst sei mit gewaltsamem Würgegriff ins Jenseits befördert worden.

Der Familie des Obersten schien zum Zeitpunkt seines Todes ein so dauerhaft günstiges Schicksal bestimmt, wie es angesichts der Unwägbarkeit menschlichen Strebens nur möglich ist. Man durfte billigerweise erwarten, daß der Zeitenlauf ihren Wohlstand eher vermehren und fördern als schwächen und gar vernichten würde. Seinem Sohn und Erben fiel nämlich nicht nur sogleich ein ausgedehntes Grundstück zu, sondern der Anspruch, mit den Indianern ausgehandelt und danach vom obersten Gericht ¹ bestätigt, auf riesige, noch unerforschte und unvermessene Ländereien im Osten. Dieser Besitz – so darf man ihn fast sicher nennen – umfaßte den größten Teil des heutigen Waldo County im Staate Maine und war somit größer als manches europäische Herzog- oder gar Fürstentum. Wenn der unwegsame Wald, der diese fürstliche Wildnis bedeckte, dereinst goldenen Äckern wich – und das war unvermeidlich, wenn auch vielleicht erst nach Generationen –, würde er den Pyncheons unermeßlichen Reichtum bringen. Hätte der Oberst nur ein paar Wochen länger gelebt, ist es wahrscheinlich, daß sein großer politischer Einfluß und seine weitreichenden Beziehungen im In- und Ausland alles Nötige bewirkt hätten, um den Anspruch zu sichern. Doch dies war wohl – bei allem überaus beredten Lob des braven Mr. Higginson – die eine Sache, die Oberst Pyncheon, so vorausschauend und weise er sonst war, versäumt hatte. Was das verheißene Land betraf, starb er unzweifelhaft zu früh. Sein Sohn besaß weder die bedeutende Stellung des Vaters noch das Talent und die Charakterstärke, sie je zu erreichen, so daß er auf dem politischen Parkett nichts ausrichtete. Zudem war nicht einmal die Rechtmäßigkeit des Anspruchs nach dem Tod des Obersten so unbestritten, wie man zu seinen Lebzeiten verkündet hatte. Es fehlte bei den Unterlagen plötzlich ein Dokument, das nirgends mehr aufzufinden war.

Dabei strengten sich die Pyncheons nicht nur damals, sondern über fast hundert Jahre hinweg immer wieder an, zu ihrem Recht zu kommen, wie sie es hartnäckig nannten. Inzwischen wurde das Land an Leute, die mehr galten, überschrieben oder gerodet und von Siedlern in Besitz genommen. Diese hätten, wäre ihnen der Rechtstitel der Pyncheons bekannt gewesen, bei der Vorstellung nur gelacht, man könne mit modrigen Pergamenten und den verblaßten Unterschriften längst verstorbener und

¹ Im kolonialen Neuengland war der «General Court» ein regionales Organ, das sowohl gesetzgeberische Kompetenzen wie solche der Rechtsprechung besaß.

vergessener Gouverneure und Gesetzgeber Anspruch auf Land erheben, das sie oder ihre Väter der Wildnis mit ihrer eigenen harten Arbeit abgetrotzt hatten. So wurde aus dem Phantom dieses Anspruchs nichts Greifbareres als der über Generationen gehätschelte Wahn aller Pyncheons, einer bedeutenden Familie anzugehören. Noch ihr ärmster Abkömmling fühlte sich darum, als hätte er einen Adelstitel geerbt, und schloß nicht aus, dereinst noch das standesgemäße fürstliche Vermögen zu erwerben. Den würdigeren Vertretern des Geschlechts nahm diese Eigenart in schönster Weise die Erdschwere, ohne sie wirklich wertvoller Charaktereigenschaften zu berauben. Bei den weniger edlen Nachkommen verstärkte sie den Hang zur Trägheit und Abhängigkeit und verleitete die einer trügerischen Hoffnung Verfallenen dazu, jede eigene Anstrengung aufzugeben und zu warten, bis ihre Träume wahr würden. Viele Jahre nachdem ihr Anspruch aus dem allgemeinen Gedächtnis entschwunden war, studierten die Pyncheons immer noch die alte Landkarte des Obersten, die man gezeichnet hatte, als Waldo County noch eine unberührte Wildnis war. Wo der alte Landvermesser Wälder, Seen und Flüsse vermerkt hatte, trugen sie die Rodungen, Dörfer und Städte ein und errechneten den stetig zunehmenden Wert des Landes, als bestünde noch Aussicht, daß es einmal ihr Reich würde.

In fast jeder Generation fügte es sich aber, daß ein Sproß der Familie annähernd mit demselben unzimperlichen, wachen Verstand und der Tatkraft begabt war, die den Stammvater ausgezeichnet hatten. Ja, man konnte seinen Charakter in der ganzen Reihe so deutlich ausmachen, als wäre dem Obersten, etwas verdünnt, eine Art zeitweiliger Unsterblichkeit auf Erden gewährt worden. Zwei- oder dreimal war in Jahren, als es um die Familie schlecht bestellt war, dieser Vertreter altväterischer Eigenschaften erschienen, worauf die traditionsbewußten Schwätzer der Stadt tuschelten: «Da kommt der alte Pyncheon wieder! Jetzt wird das Schindeldach der sieben Giebel neu gedeckt!» Väter und Söhne, alle klammerten sich mit der besonderen Hartnäckigkeit der Heimatgefühle an den Stammsitz. Aus vielerlei Gründen und verschiedenen Eindrücken, die aber oft zu flüchtig sind, als daß sie beschrieben werden könnten, neigt der Autor der Ansicht zu, daß viele, wenn nicht die meisten, aufeinanderfolgenden Besitzer des Anwesens von Zweifeln über ihr moralisches Recht darauf geplagt wurden. Ihr juristisches Recht stand außer Frage, doch es ist zu befürchten, daß der alte Matthew Maule aus seiner Zeit in eine ferne Zukunft ausschnitt und sein Fuß schwer auf dem Gewissen aller Pyncheons lastete. Ist es so, müssen wir uns der ernstesten Frage stellen, ob nicht jeder Erbe des Eigentums – im Bewußtsein eines Unrechts, das er doch nicht behob – wie einst sein Ahne von neuem große Schuld auf sich lud und dafür die ganze ursprüngliche Verantwortung zu tragen hatte. Wenn es so wäre, käme es dann der Wahrheit nicht viel näher, statt von Glück von großem Unglück als dem Erbe der Pyncheons zu reden?

Es wurde schon angedeutet, daß wir nicht vorhaben, die Geschichte der Pyncheons in ihrem Verhältnis zum Haus mit den sieben Giebeln lückenlos darzustellen oder gleichsam auf einem Zauberbild zu zeigen, wie Zerfall und Altersschwäche das ehrwürdige Haus selbst angriffen. Zu dessen Innenleben ist festzuhalten, daß ein großer, trüber Spiegel in einem der Räume hing, dem man nachsagte, in seinen Tiefen all die Schemen zu enthalten, die einst in ihm erschienen – den alten Obersten selbst und seine vielen Nachkommen, einige in altmodischen Säuglingskleidern, andere als blühende Schönheiten, in ihren besten Jahren oder mit den Sorgenfalten ergrauten Alters. Und wären wir in das Geheimnis des Spiegels eingeweiht, würden wir uns gerne davor setzen und seine Enthüllungen zu Papier bringen. Es gab aber bloß eine Geschichte, die sich schwerlich überzeugend begründen läßt. Danach sollten Matthew Maules Nachkommen irgendwie mit dem Geheimnis des Spiegels verbunden und offenbar durch hypnotische Fähigkeiten dazu in der Lage sein, dessen Grund mit den verstorbenen Pyncheons zu bevölkern: nicht so, wie sie sich der Welt gezeigt hatten oder in ihren besseren und glücklicheren Stunden, sondern im Begriff, eine Sünde erneut zu begehen oder in ihrer schmerzlichsten Lebenskrise. Jedenfalls beschäftigte sich die Volksseele lange mit der Sache zwischen dem alten Puritaner Pyncheon und dem Hexer Maule, und dessen vom Schafott geschleuderter Fluch blieb im Gedächtnis haften, mit dem sehr bedeutsamen Zusatz, daß er nun als Erbe der Pyncheons galt. Wenn ein Familienmitglied auch nur japste, flüsterte in der Runde sicher einer halb zum Spaß und halb im Ernst: «Er muß Maules Blut trinken!» Der plötzliche Tod eines Pyncheon vor etwa hundert Jahren, unter ganz ähnlichen Umständen wie eben vom Ableben des Obersten berichtet, verstärkte die gängige Auffassung noch. Auch galt es als unschönes und unheilvolles Zeichen, daß Oberst Pyncheons Porträt – nach seinem Letzten Willen, hieß es – an der Wand des Zimmers hängen blieb, wo er starb. Die harten, unbarmherzigen Züge schienen wie das Sinnbild einer bösen Macht mit ihrer Gegenwart den flüchtigen Sonnenschein so zu überschatten, daß keine guten Gedanken oder Absichten hier je aufkommen und gedeihen konnten. Ein nachdenklicher Kopf wird es keineswegs abergläubisch nennen, wenn wir bildlich gesprochen behaupten, daß der Geist eines toten Ahnen – vielleicht als Teil seiner eigenen Strafe – oft dazu verdammt ist, zum bösen Geist seiner Familie zu werden.

Immerhin wurden die Pyncheons während fast zwei Jahrhunderten von weniger Schicksalsschlägen betroffen als die meisten anderen Familien Neuenglands in derselben Zeit. Obwohl sie sehr eigenständige Charakterzüge besaßen, nahmen sie doch das allgemeine Wesen der kleinen Gemeinschaft an, in der sie lebten; einer Stadt, die für die Genügsamkeit, Zurückhaltung, Ordnungsliebe und Häuslichkeit ebenso wie die eher beschränkten Interessen ihrer Bewohner bekannt war, wo jedoch auch seltsamere Einzelgänger und merkwürdigere Vorkommnisse anzutreffen waren als an

fast jedem anderen Ort. Während der Revolution schlug sich der damalige Pyncheon auf die Seite der Royalisten und mußte fliehen, ging aber in sich und tauchte gerade rechtzeitig wieder auf, um zu verhindern, daß das Haus mit den sieben Giebeln beschlagnahmt wurde. Danach war in den letzten siebenzig Jahren das herausragende Ereignis in den Annalen der Pyncheons gleichzeitig das schlimmste Unheil, das sie je traf, und zwar handelte es sich um nichts Geringeres als den gewaltsamen Tod – denn darauf wurde erkannt – eines Familienmitglieds durch das Verbrechen eines Verwandten. Gewisse Begleitumstände dieser fatalen Begebenheit ließen zwingend auf einen Neffen des Verstorbenen als Täter schließen. Der junge Mann wurde angeklagt und schuldig gesprochen. Aber sei es, weil das Urteil nur aufgrund von Indizien zustande kam oder die Richter doch Zweifel hegten oder auch – was in einer Republik mehr zählt als in einer Monarchie – wegen des hohen Ansehens und des politischen Einflusses der Familie des Täters, jedenfalls wurde das Urteil abgeschwächt und die Todesstrafe in lebenslängliche Haft umgewandelt. Diese traurige Angelegenheit hatte sich etwa dreißig Jahre vor der Zeit zugetragen, in der unsere Erzählung einsetzt. Und nun gab es seit neuestem Gerüchte (denen kaum jemand Glauben schenkte und für die sich nur wenige lebhaft interessierten), wonach dieser seit langem lebendig Begrabene aus unbekanntem Grund aus seiner Gruft gerufen werden sollte.

Es drängt sich auf, etwas zum Opfer dieses schon fast vergessenen Mords zu sagen. Das war ein alter Junggeselle, der zusätzlich zum Haus und dem aus dem einstigen Grundbesitz der Pyncheons verbliebenen Land großen Reichtum besaß. Er war ein melancholischer Sonderling mit einem Hang zum Stöbern in alten Dokumenten und einem geneigten Ohr für alte Geschichten, und so wurde ihm nachgesagt, er sei zum Schluß gekommen, der Hexer Matthew Maule sei schändlich um sein Heim und gar um sein Leben gebracht worden. Angesichts dieses Sachverhalts und der Tatsache, daß er, der alte Junggeselle, nun dieses geraubte Gut besaß – das bis ins Innerste, wie von einer empfindlichen Nase noch zu riechen, mit dunklem Blut befleckt war –, fragte er sich, ob er nicht selbst so spät noch an Maules Nachkommenschaft Wiedergutmachung üben sollte. Für einen Mann wie den zurückgezogenen, rückwärtsgewandten alten Junggesellen schienen auch eineinhalb Jahrhunderte nicht lange genug, als daß sie von der Pflicht enthoben hätten, das Unrecht auszuräumen. Die ihm am nächsten standen, waren überzeugt, daß er tatsächlich das Unerhörte getan und das Haus mit den sieben Giebeln dem Nachkommen Matthew Maules überlassen hätte, wenn seine Verwandten nicht Verdacht geschöpft und einen unsäglichen Aufruhr veranstaltet hätten. Ihr Aufstand bewirkte sein Einlenken, aber man befürchtete, daß er nach seinem Tod durch seinen Letzten Willen noch erreichen könnte, wovon man ihn zu Lebzeiten mit Mühe abgehalten hatte. Doch bei allen Ärgernissen oder was es sonst

an Gründen geben mag, tun Menschen nichts seltener als Vermögen außerhalb der Erblinie zu vermachen. Mag sein, daß sie andere Leute viel mehr schätzen als ihre Verwandten, die sie vielleicht gar verabscheuen oder regelrecht hassen, doch im Auge des Todes erwachen die starken Blutsbande, und der Erblasser kann nicht anders, als mit seinem Besitz nach altem Brauch zu verfahren, der schon so lange besteht, daß er fast naturgegeben scheint. Alle Pyncheons waren diesem machtvollen Zwang wie einer Krankheit unterworfen. Dagegen vermochten die Skrupel des alten Herrn nichts, und so ging sein Anwesen mitsamt den meisten übrigen Besitztümern an den nächsten gesetzlichen Erben.

Dabei handelte es sich um einen Neffen und zugleich den Vetter des elenden jungen Mannes, der wegen Mordes an seinem Onkel verurteilt worden war. Der neue Erbe galt bis zu diesem Zeitpunkt als recht liederlicher Bursche, besserte sich aber umgehend und stieg zu einem höchst ehrenwerten Mitglied der Gesellschaft auf. Er bewies sogar mehr von den typischen Fähigkeiten der Pyncheons und brachte es zu einer bedeutenderen Stellung als je ein Familienmitglied seit dem puritanischen Stammvater. Er studierte als junger Mann das Recht und erwarb mit seinem natürlichen Hang zur Ämterlaufbahn vor vielen Jahren ein Richteramt an einem niederen Gericht, das ihm den lebenslänglichen, sehr erstrebenswerten und beeindruckenden Titel eines Richters eintrug. Später betätigte er sich in der Politik, war während zwei Amtsperioden Kongreßabgeordneter und spielte zudem eine wichtige Rolle in beiden Kammern des staatlichen Parlaments. Richter Pyncheon machte unzweifelhaft seinem Geschlecht Ehre. Er hatte sich ein paar Meilen außerhalb seiner Heimatstadt einen Landsitz errichtet und übte sich dort in der spärlichen Zeit, in der er der Öffentlichkeit entbehrlich war, in jeder Wohltätigkeit und Tugend – wie eine Zeitung am Vorabend einer Wahl schrieb –, die sich für einen Christen, verdienten Mitbürger, Gartenfreund und Gentleman ziemte.

Von den Pyncheons gab es nur noch wenige, die sich im Glanz des richterlichen Wohlstands sonnen konnten. Fortgepflanzt hatte ihr Geschlecht sich nämlich nicht wunschgemäß; es schien im Gegenteil auszusterben. Soweit bekannt war, lebten von der Familie nur noch erstens der Richter selbst und ein einziger überlebender Sohn, der in Europa auf Reisen war, dann der seit dreißig Jahren Gefangene, von dem schon die Rede war, und dessen Schwester, die kaum das Haus mit den sieben Giebeln verließ, wo sie nach dem Willen des alten Junggesellen ein lebenslängliches Wohnrecht hatte. Sie galt als bemitleidenswert arm, anscheinend aus freien Stücken, hatte ihr doch ihr wohlhabender Vetter, der Richter, wiederholt alle Bequemlichkeiten entweder im alten Haus oder auf seinem eigenen modernen Gut angeboten. Das letzte und jüngste Familienmitglied war ein siebzehnjähriges Mädchen vom Land, die

Tochter eines weiteren Veters des Richters, der eine junge Frau ohne Familie oder Besitz geheiratet hatte und in ärmlichen Verhältnissen jung gestorben war. Seit kurzem war seine Witwe wieder verheiratet.

Matthew Maules Familie galt inzwischen als erloschen. Doch noch sehr lange nach dem Hexenwahn wohnten die Maules weiterhin in der Stadt, wo ihr Ahne einen so schändlichen Tod erlitten hatte. Allem Anschein nach waren sie ruhige, ehrliche, wohlmeinende Leute, die weder einzelnen Menschen noch der Allgemeinheit übelwollten wegen des Unrechts, das man ihnen angetan hatte. Und falls am eigenen Kamin die Väter zu ihren Kindern erbittert vom Schicksal des Hexers sprachen und das verlorene Erbe beklagten, drang nie etwas davon nach außen, und es folgten auch keine Taten. Es wäre nicht einmal seltsam, wenn sie vergessen hätten, daß das schwere Gebälk des Hauses mit den sieben Giebeln auf einem Fundament ruhte, das eigentlich ihnen gehörte. Die äußere Zurschaustellung von Ansehen und Reichtum hat etwas so Mächtiges, Festes und fast Unwiderstehliches, daß sich allein davon eine Daseinsberechtigung ableiten läßt oder wenigstens ein so perfekter Schein, daß nur wenige arme und bescheidene Leute die innere Kraft haben, sie auch nur insgeheim anzuzweifeln. So steht es noch heute, nachdem sehr viele alte Vorurteile gefallen sind, und vor der Revolution, als der Adel sich noch Hochmut erlauben konnte und das Volk sich mit seiner Demütigung abfand, war es erst recht so. Die Maules behielten jedenfalls ihren Groll für sich. Sie hatten in der Regel mit Armut zu kämpfen und waren immer unauffällige kleine Leute, die mit schlecht belohntem Fleiß irgendeinem Handwerk nachgingen, als Tagelöhner auf den Schiffswerften arbeiteten oder als Matrosen zur See fuhren; in der Stadt lebten sie in wechselnden Wohnungen und zuletzt im Armenhaus, das sie im Alter unausweichlich erwartete. Und nachdem sie sich so lange knapp über dem dunklen Strudel des Vergessens gehalten hatten, tauchten sie schließlich ganz hinein, wie es allen Familien, dem Adel wie dem einfachen Volk, bestimmt ist. In den letzten dreißig Jahren fand sich weder im Stadtarchiv noch auf dem Friedhof, weder im Adreßbuch noch in den Kenntnissen oder Erinnerungen irgendeines Menschen die geringste Spur der Nachkommen Matthew Maules. Vielleicht gab es seine Sippe noch anderswo; hier, wo es lange so bescheiden floß, war ihr Blut versiegt.

Solange sie noch in Erscheinung trat, unterschieden sich ihre Angehörigen – nicht auffallend oder in scharfem Kontrast, sondern so, daß man es eher spürte als davon sprach – durch eine angeborene Zurückhaltung von ihrer Umwelt. Zwar schienen sie offen und umgänglich, doch wer ihnen nahe war oder kommen wollte, bemerkte einen Kreis rund um die Maules, so magisch oder unversehrbar, daß ihn niemand überwinden konnte. Es war vielleicht diese unfaßbare Besonderheit, die

Unzugänglichkeit für menschliche Hilfe, der sie ihr ständiges Pech im Leben zuzuschreiben hatten. Jedenfalls sicherte sie ihnen auf Dauer ihr einziges Erbe, nämlich die Gefühle des Abscheus und abergläubischen Entsetzens, die der Gedanke an die angeblichen Hexen bei den Bewohnern der Stadt auch nach dem Erwachen aus ihrem Wahn noch auslöste. Der Mantel, nein, der zerlumpte Umhang des alten Matthew Maule hatte sich über seine Kinder gelegt. Man war geneigt zu glauben, daß sie rätselhafte Eigenschaften besaßen; so schrieb man ihrem Blick eine seltsame Wirkung zu. Von den weiteren nutzlosen Talenten und Gaben, die man ihnen zusprach, stach eine besonders hervor: ihre angebliche Macht über fremde Träume. So mochten die Pyncheons wohl am hellichten Tag hochmütig durch die Straßen ihrer Heimatstadt stolzieren, aber sobald sie die verkehrte Welt des Schlafes betraten, waren sie – wenn all diese Geschichten stimmten – bloße Sklaven der gewöhnlichen Maules. Vielleicht kann die moderne Psychologie sich auf diese angeblichen Geisterbeschwörungen einmal einen Reim machen, statt sie rundweg als Einbildung abzutun.

Eine kurze Beschreibung des siebengiebligen Hauses, wie es in jüngster Zeit aussah, soll dieses einleitende Kapitel abschließen. Die Straße, wo es seine ehrwürdigen Giebel reckte, zählt längst nicht mehr zu den eleganten Vierteln der Stadt, und so war das alte Haus zwar von neuen Gebäuden umgeben, aber diese waren meist klein, ganz aus Holz und typisch für die ödeste Eintönigkeit des gewöhnlichen Lebens. Gewiß könnte jedes von ihnen das ganze Panorama menschlicher Existenz enthalten, aber kein äußerer Vorzug würde die Phantasie oder Teilnahme wecken, es dort zu vermuten. Das alte Haus unserer Geschichte dagegen, mit seinen Balken aus Weißeiche, seinen Brettern, Schindeln, dem bröckelnden Putz und selbst dem mächtigen Kamingewirr in der Mitte, schien nur den geringsten, unbedeutendsten Teil seiner Wirklichkeit preiszugeben. So viel an menschenmöglicher Erfahrung hatte sich dort zugetragen – so viel war gelitten und etliches auch genossen worden –, daß es überall aus dem Gebälk troff wie aus einem Herzen. Das Haus war selbst wie ein großes Menschenherz, voller Eigenleben und reich an denkwürdigen und düsteren Erinnerungen.

Das weit vorspringende Obergeschoß gab dem Haus ein so nachdenkliches Aussehen, daß man nicht daran vorbei konnte ohne die Vorstellung, es berge Geheimnisse und eine bewegte Geschichte zur allgemeinen Erbauung. Davor, dicht am Rand des nicht asphaltierten Gehsteigs, wuchs die Pyncheon-Ulme, die, verglichen mit gewöhnlichen Exemplaren, wahrhaft riesig zu nennen war. Ein Urenkel des ersten Pyncheon hatte den Baum gepflanzt, und obwohl inzwischen schon achtzig oder vielleicht fast hundert Jahre alt, war sie immer noch stark und kräftig, warf ihren Schatten über die ganze Straße, überragte die sieben Giebel und strich über das ganze schwarze Dach mit ihren

hängenden Blättern. Sie verlieh dem alten Gebäude Schönheit und ließ es als Teil der Natur erscheinen. Da die Straße vor etwa vierzig Jahren verbreitert worden war, lag der Vordergiebel nun genau gleichauf mit ihr. Zu beiden Seiten lief ein morscher Lattenzaun, durch den man auf einen grasbewachsenen Hof sah, wo vor allem in den Winkeln des Gebäudes Kletten wucherten, und zwar so üppig, daß die Blätter ohne Übertreibung zwei bis drei Fuß lang waren. Hinter dem Haus befand sich anscheinend ein Garten, der bestimmt einmal riesig gewesen war, nun aber von weiteren Grundstücken bedrängt und von den Häusern und Schuppen einer anderen Straße eingemauert wurde. Eine zwar winzige, aber unverzeihliche Unterlassung wäre es, würden wir das grüne Moos nicht erwähnen, das schon seit langem die Fensterstürze und Dachschrägen überzog; und wir dürfen auch nicht vergessen, den Leser auf ein paar Büschel, nein, nicht Unkraut, sondern Blumen aufmerksam zu machen, die in luftiger Höhe unweit des Kamins in einer Nische zwischen zwei Giebeln wuchsen. Man nannte sie die Blumen der Alice, nach einer gewissen Alice Pyncheon, die der Überlieferung nach die Samen in den Wind geworfen hatte, die dann im Straßenstaub und Moder auf dem Dach Nahrung fanden und dort noch wuchsen, als Alice längst in ihrem Grab lag. Wie immer die Blumen dorthin gekommen sein mochten, jedenfalls war es traurig und rührend zugleich mit anzusehen, wie die Natur sich diesen trostlos zerfallenden, zugigen, klapperigen alten Stammsitz der Pyncheons zu eigen machte; wie die wiederkehrenden Sommer ihr Bestes gaben, um ihn mit zarter Schönheit zu schmücken und dabei von Trübsinn befallen wurden.

Noch eine Besonderheit müssen wir unbedingt erwähnen, obwohl wir stark befürchten, daß sie das pittoreske, romantische Bild stört, das wir mit unsrer Beschreibung dieses achtbaren Gebäudes gerne vermitteln wollten. Am Vordergiebel, unter dem dräuenden Obergeschoß und dicht an der Straße, war eine Ladentür, in der Mitte geteilt, die obere Hälfte aus Glas, wie man es bei älteren Gebäuden oft sieht. An dieser Ladentür hatte die jetzige Bewohnerin des erhabenen Familiensitzes, wie auch einige ihrer Vorgänger, keinen geringen Anstoß genommen. Es ist eine unangenehme heikle Angelegenheit, doch da der Leser eingeweiht werden muß, mag er zur Kenntnis nehmen, daß vor etwa hundert Jahren das damalige Familienoberhaupt in ernsthafte finanzielle Nöte geriet. Der Kerl – er selbst nannte sich freilich einen Gentleman – muß ein schwarzes Schaf gewesen sein, denn statt in die Dienste des Königs oder seines Gouverneurs treten zu wollen oder den Erbenspruch auf das Land im Osten voranzutreiben, fiel ihm kein besserer Weg zum Wohlstand ein, als eine Ladentür in die Wand seines Stammsitzes zu brechen. Es war damals zwar üblich, daß Kaufleute im eigenen Haus Handel trieben und ihre Waren lagerten, aber das Unternehmertum dieses Pyncheon hatte etwas erbärmlich Kleinkrämerisches. Es hieß, er habe, immerhin im Rüschenhemd, eigenhändig auf einen Shilling herausgegeben und jeden

halben Penny zweimal umgedreht, um ihn auf seine Echtheit zu prüfen. Ja, er war eine Krämerseele, wie immer es zugegangen sein mochte, daß solches Blut in den Adern eines Pyncheon floß.

Sogleich nach seinem Tod war dann die Ladentür verriegelt und verrammelt und vermutlich bis zur Zeit unserer Erzählung nie mehr geöffnet worden. Die alte Theke, die Regale und das übrige Ladenzubehör blieb alles genau so, wie er es hinterlassen hatte. Man behauptete, der tote Krämer mit weißer Perücke, im Mantel aus verblichenem Samt, eine Schürze umgebunden und die rüschenbesetzten Ärmel sorgfältig zurückgestreift, sei Nacht für Nacht durch die Bretterritzen zu sehen, wie er seine Kasse plündere oder über den abgenutzten Seiten seines Journals brüte. Seine unsäglich kummervolle Miene schien zu bedeuten, daß er dazu verdammt war, in alle Ewigkeit erfolglos einen Geschäftsgewinn zu suchen.

Somit sind wir bereit – in aller Bescheidenheit, wie man sehen wird –, mit unserer Erzählung anzufangen.

KAPITEL 2. DAS KLEINE LADENFENSTER

Es war noch eine halbe Stunde bis Sonnenaufgang, als Miss Hepzibah Pyncheon – nein, nicht erwachte, denn ob die Ärmste in der kurzen Mittsommernacht überhaupt ein Auge zugetan hatte ist fraglich – aber jedenfalls von ihrem einsamen Lager aufstand und begann sich herauszuputzen; wenn wir es denn so nennen könnten, ohne sie zu verspotten. Natürlich dürfen wir auch nicht im Traum daran denken, bei der Morgentoilette einer alten Jungfer anwesend zu sein! Unsere Geschichte muß darum vor der Schwelle zu ihrer Kammer auf Miss Hepzibah warten und gestattet sich nur, ein paar schwere Seufzer zu bemerken, die hemmungslos ihrer Brust entstiegen, weil niemand hören konnte, wie kummervoll tief und laut sie waren, außer geisterhafte Ohrenzeugen wie wir. Die alte Jungfer war nämlich im alten Haus allein, bis auf einen anständigen, ordentlichen jungen Mann, der die Kunst der Daguerrotypie ausübte und seit etwa drei Monaten in einem entfernten Hausteil, oder fast schon einem Haus für sich, logierte; die Verbindungstüren waren abgeschlossen und zugesperrt und Riegel aus Eichenholz vorgeschoben. Unhörbar war also das heftige Seufzen der armen Miss Hepzibah. Unhörbar das Knacken in den steifen Gelenken, als sie neben dem Bett niederkniete. Und unhörbar für irdische Ohren, doch im entferntesten Himmel mit Erbarmen und allumfassender Liebe vernommen das fast qualvolle Gebet – ein Flüstern, ein Seufzen, ein schweigendes Ringen –, mit dem sie sich göttlichen Beistand für diesen Tag erflehte! Offensichtlich stehen Miss Hepzibah heute mehr als die alltäglichen Prüfungen bevor, nachdem sie über ein Vierteljahrhundert lang strenge

Abgeschiedenheit übte und weder an der Geschäftigkeit noch an der Geselligkeit und den Freuden des Lebens teilgenommen hat. Mit solcher Inbrunst betet keine dumpfe Einsiedlerin, die der kalten, lichtlosen, stockenden Stille eines Tages entgegensieht, der nicht anders ist als unzählige zuvor!

Die Andacht der Jungfer ist beendet. Wird sie nun die Schwelle zu unserer Geschichte überschreiten? Nein, noch eine Weile nicht. Zuerst muß noch jede Schublade der großen, altmodischen Kommode mühsam und ruckartig geöffnet und darauf gegen denselben störrischen Widerstand geschlossen werden. Steife Seide raschelt, und Schritte gehen im Zimmer auf und ab. Zudem argwöhnen wir, daß Miss Hepzibah auch noch auf einen Stuhl steigt, um sich von allen Seiten und in voller Länge im billig gerahmten Ankleidespiegel über dem Tisch aufmerksam zu betrachten. Wahr und wahrhaftig! Wer hätte das gedacht! Soll soviel kostbare Zeit an die morgendliche Herrichtung und Verschönerung einer älteren Dame verschwendet werden, die niemals ausgeht, die nie Besuch bekommt und von der man, auch nachdem sie ihr möglichstes getan hat, am besten gnädig den Blick abwendet?

Nun ist sie beinahe bereit. Gönnen wir ihr noch einen Augenblick, denn er ist dem einzigen Gefühl oder vielmehr, müssen wir angesichts seiner Überhöhung und Stärkung durch Trauer und Einsamkeit sagen, der bestimmenden Leidenschaft ihres Lebens gewidmet. Das Drehen eines Schlüssels in einem kleinen Schloß war zu hören; sie hat ein Geheimfach eines Schreibpults geöffnet und betrachtet wohl eine bestimmte Miniatur, in Malbones bestem Stil² und von einem Gesicht, das keinen weniger exquisiten Pinsel verdient hätte. Wir hatten einmal das Glück, dieses Bild zu sehen. Es zeigt einen jungen Mann in einem altmodischen seidenen Morgenrock, dessen weiche Üppigkeit gut zum verträumten Antlitz mit den vollen, zarten Lippen und den schönen Augen paßt, das nicht so sehr auf Geisteskraft als auf sanfte Sinnenfreude schließen läßt. Wer ein solches Gesicht hat, dem sollen wir nichts abverlangen dürfen, als daß er es leichtnimmt in der rauhen Welt und darin sein Glück findet. Ist es vielleicht ein früher Geliebter von Miss Hepzibah? Nein! Sie hatte nie einen Geliebten, die Ärmste, wie wäre das möglich? Und sie wußte auch nie aus eigener Erfahrung, was Liebe genaugenommen heißt. Und doch waren ihre unsterbliche Treue und ihr Vertrauen, die lebendige Erinnerung und beständige Zuneigung zum Vorbild dieses Porträts die einzige Nahrung, von der ihr Herz zehrte.

Nun hat sie die Miniatur wohl beiseite gelegt und steht wieder vor dem Spiegel. Tränen müssen weggewischt werden. Noch ein paar Schritte hin und her, und endlich – mit einem weiteren jammervollen Seufzen wie ein feuchter, kalter Windstoß aus

² Edward Greene Malbone (1777-1807), amerikan. Miniaturenmaler, der für die zarte Pinselführung und die exquisiten Farben seiner lebensgetreuen Porträts berühmt war.

einer lange verschlossenen Gruft, deren Tür zufällig aufsprang – erscheint jetzt Miss Hepzibah Pyncheon! Heraus tritt sie in den dämmrigen, altersdunklen Flur: eine großgewachsene Gestalt in schwarzer Seide, mit hoher, magerer Taille. Ihre Augen sind schwach, und sie tastet sich unsicher zum Treppenhaus vor.

Inzwischen stieg die Sonne zwar noch nicht über den Horizont, aber immer näher zu dessen Rand. Ein paar Wolken, die hoch oben schwebten, erhaschten erste Strahlen und warfen den goldenen Glanz auf die Fenster aller Häuser an der Straße herab, das Haus mit den sieben Giebeln nicht ausgenommen, das zwar schon viele Sonnenaufgänge erlebt hatte, aber auch diesem froh begegnete. In seinem Widerschein waren Aussehen und Einrichtung des Raums gut zu erkennen, den Hepzibah, unten an der Treppe angekommen, betrat. Es war ein niedriger Raum mit Deckenbalken, schwarzer Täfelung und einem großen Kaminsims, der mit gemalten Fliesen eingefasst war, doch jetzt von einem Eisenbrett abgeschlossen wurde, durch das der Rauchfang eines modernen Ofens ragte. Auf dem Boden lag ein vor Zeiten dicker Teppich, inzwischen so abgetreten und ausgebleichen, daß sein einst leuchtendes Muster bis zur Unkenntlichkeit verblaßt war. Zu den Möbeln zählten zwei Tische, der eine verblüffend raffiniert und mit so vielen Gliedmaßen wie ein Hundertfüßer; der andre äußerst kunstvoll gearbeitet, mit vier langen, schlanken und so zarten Beinen, daß kaum zu glauben war, wie lange der uralte Teetisch schon auf ihnen ruhte. Ein halbes Dutzend Stühle stand herum, steif und starr und so unbequem wie möglich, daß ihr bloßer Anblick ein Ärgernis war und die unangenehmsten Vorstellungen weckte von der Art Leute, für die sie getaugt hätten. Die einzige Ausnahme machte ein sehr altväterischer, kunstvoll gedrechselter Eichensessel mit hohem Rücken und so viel Platz zwischen den Armlehnen, daß seine Geräumigkeit das Fehlen der kunstvollen Schwünge wettmachte, mit denen man heute bei den Stühlen nicht geizt.

Schmückende Gegenstände, wenn man sie so nennen darf, gab es unseres Wissens bloß zwei. Der eine war eine Landkarte des Territoriums der Pyncheons im Osten: kein Stich, sondern das Werk eines begabten Zeichners früherer Zeiten, verziert mit grotesken Bildern von Indianern und wilden Tieren, darunter ein Löwe, da die Gegend naturkundlich so unbekannt war wie hinsichtlich ihrer Geographie, die abenteuerlich schief wiedergegeben wurde. Der zweite Schmuck war das Porträt des alten Obersten, das in Zweidrittelgröße die strengen Züge einer puritanisch wirkenden Persönlichkeit mit Käppchen, Spitzenkragen und grauem Bart wiedergab, die in der einen Hand eine Bibel hielt und mit der andern einen eisernen Schwertgriff reckte. Dieser war dem Künstler besser gelungen und beherrschte das Bild viel stärker als das heilige Buch. Auge in Auge mit dem Porträt verharrte Miss Hepzibah Pyncheon auf der Schwelle und betrachtete es mit einer seltsamen Grimasse, einem sonderbaren Stirnrunzeln, das

alle, die sie nicht kannten, wohl als Ausdruck der Feindseligkeit und grimmigen Zorns verstanden hätten. Aber davon war keine Rede. Sie spürte im Gegenteil eine Ehrfurcht vor dem porträtierten Gesicht, wie nur eine ältliche Jungfer viele Generationen später sie aufbringen konnte, und ihr abweisender Blick war ganz unschuldig ihrer Kurzsichtigkeit zuzuschreiben und dem Bemühen, die Sehkraft so anzustrengen, daß der betrachtete Gegenstand klar statt bloß verschwommen erschien.

Wir müssen einen Augenblick bei dem beklagenswerten Mienenspiel der armen Hepzibah verweilen. Ihre Fratze – wie es die Welt, oder wenigstens der Teil davon, der manchmal einen flüchtigen Blick auf ihre Gestalt am Fenster erhaschte, mit boshafter Hartnäckigkeit nannte – hatte Miss Hepzibah sehr übel mitgespielt, weil sie ihretwegen als griesgrämige alte Jungfer galt; und es ist nicht einmal unwahrscheinlich, daß sie selbst zu einem ähnlichen Fehlurteil gekommen war, nachdem sie sich oft genug in einem trüben Spiegel betrachtet hatte und dabei in dem schemenhaften Rund immer wieder ihrem eigenen Stirnrunzeln begegnet war. «Wie gräßlich mürrisch sehe ich aus!» mußte sie sich oft zugeflüstert und schließlich, in ihr offensichtliches Verhängnis ergeben, geglaubt haben, es auch wirklich zu sein. Dabei kannte ihr Herz keinerlei Groll. Es war von Natur aus sanft, gefühlvoll, zitterte und bebte oft und legte all diese Schwächen auch nie ab, wenn ihre Miene sich so widernatürlich verschloß und verfinsterte. Sie fühlte innigst mit dem Herzen und verdankte ihm allein, was sie an Mut besaß.

Wir aber zögern immer noch feige auf der Schwelle zu unserer Geschichte. Ja, es widerstrebt uns zugegeben sehr, Miss Hepzibah Pyncheons Pläne zu enthüllen.

Es war schon die Rede davon, daß ein nichtswürdiger Vorfahre vor fast einem Jahrhundert im Erdgeschoß unter dem Giebel an der Straße einen Laden eingerichtet hatte. Seitdem der alte Herr sich vom Geschäft zurückgezogen hatte und unter seinem Sargdeckel schlief, blieb nicht nur die Tür zum Laden, sondern dessen ganzes Innenleben unverändert, und der Staub der Zeiten legte sich fingerbreit auf Regale und Theke und senkte die Schalen einer alten Waage, als müßte sein Wert bestimmt werden. Auch in der halb offenen Kasse häufte er sich an, wo noch ein armseliges Sixpence-Stück lag, nicht mehr und nicht weniger wert als der Familienstolz, den man dort beschämt hatte. So hatte es in dem kleinen Laden schon ausgesehen, als die alte Hepzibah noch ein Kind war und mit ihrem Bruder in dem verlassenen Raum Verstekken spielte; und so blieb es dort bis vor wenigen Tagen.

Aber nun war zwar noch das Ladenfenster den Blicken der Außenwelt verhüllt, doch drinnen hatte sich Bemerkenswertes getan. Die üppigen, schweren Girlanden, von Generationen um Generationen von Spinnen ihr Leben lang emsig gewirkt und

gewoben, waren sorgfältig von der Decke gewischt worden. Theke, Regale und Fußboden waren gefegt, und der Boden mit frischem Blausand bestreut worden. Auch die braune Waage war offensichtlich in strenge Zucht genommen worden beim erfolglosen Versuch, den Rost abzubürsten, der sie leider ganz und gar zerfressen hatte. Der kleine alte Laden war auch nicht mehr leer an käuflichen Gütern. Ein neugieriger Beobachter mit dem Vorrecht, Inventar zu machen und einen Blick hinter den Ladentisch zu werfen, hätte ein Faß – nein, zwei oder drei und ein halbes dazu – entdeckt, eines mit Mehl, das zweite mit Äpfeln und das dritte vielleicht mit Maismehl. Da war auch eine rechteckige Kiste aus Tannenholz voller Seifenstücke und eine zweite, ebenso große, gefüllt mit Talgkerzen, zehn auf das Pfund. Ein kleiner Vorrat brauner Zucker, weiße Bohnen, Suppenerbsen und ein paar weitere billige, ständig gefragte Artikel vervollständigten den gewichtigeren Teil des Sortiments. Man hätte es für eine gespenstische Auferstehung oder ein Trugbild der schäbigen Ladenausstattung des alten Krämers Pyncheon halten mögen, wären nicht einige Artikel so beschaffen und geformt gewesen, wie man es damals kaum gekannt haben konnte. Zum Beispiel stand da ein Einmachglas mit Stücken des Gibraltarfelsens – nein, keine echten Splitter des Felsfundaments der berühmten Festung, sondern sorgsam in weißes Papier gewickelte süße Köstlichkeiten. Jim Crow als Pfefferkuchenmännchen vollführte seinen weltbekannten Tanz.³ Zinndragoner mit moderner Ausrüstung und Uniform preschten über ein Gestell, und es gab auch Zuckerpüppchen, die zwar den Menschen aus keinerlei Zeiten wirklich ähnlich sahen, den heutigen aber noch eher als denen vor hundert Jahren. Brandaktuell war dafür ein Paket Streichhölzer, deren sofortigen Flammenzauber man früher gewiß für reinstes Teufelszeug gehalten hätte.

Kurzum, der Schluß drängte sich auf, daß jemand den Laden samt Zubehör des längst nicht mehr Handel treibenden und vergessenen Mr. Pyncheon übernommen hatte und das Geschäft des ehrenwerten Verstorbenen mit neuer Kundschaft weiterführen wollte. Wer konnte so verwegen sein? Und warum hatte dieser Mensch ausgerechnet das Haus mit den sieben Giebeln als Schauplatz seines unternehmerischen Wagemuts gewählt?

Kehren wir zu der ältlichen Jungfer zurück. Sie löste schließlich den Blick von der finsternen Miene des Obersten auf dem Porträt, stöhnte – eine einzige Seufzergrotte war ihre Brust heute morgen – und ging auf Zehenspitzen durch den Raum, wie es Frauen ihres Alters häufig tun. Durch einen Flur kam sie zu einer Tür, die zu dem eben so ausführlich beschriebenen Laden führte, und öffnete sie. Wegen des vorspringenden zweiten Stocks – und im dunklen Schatten der Pyncheon-Ulme, die dicht an der Fassade stand – war die Dämmerung hier noch kaum von der Nacht zu unterscheiden.

³ Sehr erfolgreiche und oft imitierte Varietenummer des Amerikaners Thomas Dartmouth («Daddy») Rice mit der Figur des schwarzen Possenreißers Jim Crow (1828).

Miss Hepzibah seufzte noch einmal tief! Sie zögerte kurz auf der Schwelle, blinzelte böse zum Fenster, als müßte sie einen erbitterten Feind einschüchtern, und warf sich ins Ladeninnere. Es war verblüffend, wie plötzlich und gleichsam elektrisiert sie dies tat.

Nervös – fast panisch möchten wir sagen – begann sie an Kinderspielsachen und anderem Krimskrams auf den Regalen und in der Auslage herumzufingern. In dieser dunkel gekleideten, damenhaft blassen, ältlichen Erscheinung lag eine tiefe Tragik, die in scharfem Gegensatz zu der lächerlichen Banalität ihres Tuns stand. Es schien absurd, daß eine so hagere, jammervolle Gestalt nach einem Spielzeug griff, ohne daß es sich ihren Händen entzog, und die Vorstellung war völlig grotesk, daß ihr eingerostetes, verdüstertes Hirn sich mit der Frage abmühte, wie sie wohl kleine Jungs in ihren Laden locken könnte! Doch ebendies tat sie. Jetzt stellt sie einen Pfefferkuchenelefanten in die Auslage, aber so zittrig, daß er auf den Boden purzelt, dabei drei Beine samt Rüssel einbüßt und kein Elefant mehr ist, sondern nur noch ein zerbröckelter, staubiger Keks. Und jetzt stößt sie auch noch ein Glas Murmeln um, die in alle Richtungen davonkullern und sich mit teuflischer Präzision die unzugänglichsten dunklen Winkel aussuchen. Der Himmel sei unserer armen alten Hepzibah gnädig und möge uns vergeben, daß wir uns über ihre Lage lustig machen! Und als die klapprige, steife Gestalt die entwischenden Kugeln auf allen vieren verfolgt, stehen uns die Tränen des Mitleids um so näher, als wir uns auch abwenden und über sie lachen müssen. Denn hier – und sollten wir es dem Leser nicht nahebringen können, liegt es an uns und nicht am Gegenstand – bot sich ein Schauspiel, so wahrhaftig und ergreifend, wie es ein gewöhnliches Leben nur bereithalten kann. Was sich einst angestammter Adel nannte, lag in den letzten Zukkungen. Eine Dame, die von Kind auf blasse Erinnerungen an altes Aristokratentum und die heilige Überzeugung nährte, ein schnöder Broterwerb besudle für immer ihre Hand – diese geborene Dame ist nach sechzig Jahren stetig schwindender Möglichkeiten gezwungen, vom Sockel ihres eingebildeten Rangs herunterzusteigen. Die Armut, die ihr ein Leben lang auf den Fersen war, hat sie schließlich eingeholt. Sie muß sich ihr Auskommen verdienen oder verhungern! Und wir haben Miss Hepzibah Pyncheon allzu respektlos in eben dem Augenblick belauert, wo die vornehme Dame sich in eine gewöhnliche Frau verwandelt.

In diesem republikanischen Land, wo das gesellschaftliche Leben auf und ab wogt, ist immer jemand am Ertrinken. Die Tragödie wiederholt sich so unaufhörlich wie die Aufführungen eines beliebten Theaterstücks an einem Feiertag, und doch geht sie wohl so nahe wie der Niedergang eines Angehörigen des Erbadels. Wenn nicht noch näher; denn bei uns verdankt sich gesellschaftlicher Rang dem Reichtum und einer

glänzenden Position und überdauert diese nicht, sondern erlischt hoffnungslos mit ihnen. Darum bitten wir, wenn wir fatalerweise unsere Heldin schon in einer so unheilvollen Krise eingeführt haben, die Zeugen ihres Geschicks auch um den gebührenden Ernst. Erkennen wir also in der armen Hepzibah den – auf unserer Seite des Ozeans vielleicht zweihundert Jahre, auf der anderen dreimal so alten – Inbegriff einer Dame, samt Ahnenporträts, Stammbaum und Wappen, Schriftstücken und Traditionen und ihrem Anspruch als Miterbin auf fürstliches Land im Osten, das keine Wildnis mehr ist, sondern bevölkerter, fruchtbarer Boden. Sehen wir in ihr eine Pyncheon, an der Pyncheon Street, unter der Pyncheon-Ulme und im Haus der Pyncheons geboren, wo sie ihr ganzes Leben verbracht hat und nun zur Ladentante erniedrigt wird, die mit alltäglichem Kleinkram hausieren muß!

Die Eröffnung eines Kramladens ist fast der letzte Ausweg für Frauen in Lebensumständen, die mit jenen unserer unglücklichen Einsiedlerin irgendwie zu vergleichen sind. Näherin konnte sie mit ihren kurzsichtigen Augen und den zittrigen, ebenso steifen wie zarten Fingern nicht sein, obwohl auf ihrem über fünfzigjährigen Sticktuch ausgefallenste Zierstiche zu bewundern waren. Oft hatte sie auch an eine Kleinkinderschule gedacht und sich mit der Absicht, Lehrerin zu werden, wieder wie einst in die Neuengland-Fibel vertieft. Doch die Liebe zu Kindern hatte in Hepzibahs Herzen nie hell geblüht und war jetzt erkaltet oder gar erloschen; jedenfalls bezweifelte sie beim Anblick der Nachbarskinder von ihrem Stubenfenster aus, ob sie es ertragen würde, näher mit ihnen bekannt zu sein. Zudem ist heutzutage selbst das Abc zu einer zu komplizierten Wissenschaft geworden, als daß man es noch lehren könnte, indem man mit einer Nadel von einem Buchstaben zum nächsten zeigt. Ein heutiges Kind könnte der alten Hepzibah mehr beibringen als diese dem Kind. Also hatte die Ärmste – auch wenn es ihr immer wieder kalt wurde ums Herz, das sich beim Gedanken verkrampfte, mit den Niederungen der so lange gemiedenen Welt in Berührung zu kommen, von der jeder Tag des Alleinseins sie wie ein neuer Stein vor ihrer Klause stärker abschottete – an das alte Ladenfenster gedacht, die rostige Waage und die staubige Kasse. Vielleicht hätte sie noch etwas länger gezögert, aber ein weiterer noch nicht erwähnter Umstand hatte ihre Entscheidung vorangetrieben. Also hatte sie ihre bescheidenen Vorkehrungen pflichtschuldig getroffen, und nun sollte das Unternehmen begonnen werden. Sie hatte nicht einmal das Recht, sich über ein einzigartiges Schicksal zu beklagen, denn wir könnten in ihrer Geburtsstadt mehrere ähnliche kleine Läden aufzählen, manche in ebenso ehrwürdigen Häusern, wo da oder dort vielleicht auch eine verarmte Dame hinter der Theke stand, mit demselben grimmigen Familienstolz wie Miss Hepzibah Pyncheon.

Unwiderstehlich albern – geben wir es aufrichtig zu – war das Benehmen der Jungfer, als sie ihren Laden für das Publikum herrichtete. So vorsichtig stahl sie sich auf Zehenspitzen zum Fenster, als vermute sie hinter der Ulme einen blutrünstigen Schurken auf der Lauer, der ihr das Leben nehmen wolle. Sie streckte ihren langen, dünnen Arm weit aus und schob ein Brieflein Perlmutterknöpfe, eine Maultrommel oder sonst einen kleinen Gegenstand an seinen Bestimmungsort, um sich gleich darauf wieder ins Halbdunkel zurückzuziehen, als dürfte die Welt nicht hoffen, einen weiteren Blick auf sie zu erhaschen. Der Gedanke lag tatsächlich nahe, daß sie sich vorstellte, den Nöten der Gemeinde unsichtbar abzuhelpen, wie eine körperlose Gottheit oder Zauberin, die ihre Gaben dem ehrerbietigen, ehrfürchtigen Kunden in einer unsichtbaren Hand zum Kauf darbot.

Doch Hepzibah hatte keinen solch schmeichelhaften Traum und wußte wohl, daß sie sich schließlich hinstellen und so, wie sie war, preisgeben mußte; nur konnte sie es, wie viele empfindliche Menschen, nicht leiden, bei den Vorbereitungen dazu beobachtet zu werden, und wollte lieber wie ein Blitz die Augen der erstaunten Welt blenden. Der unvermeidliche Augenblick ließ sich nicht viel länger hinausschieben. Man sah jetzt, wie die Sonne am Haus gegenüber die Fassade hinunterglitt, bis ein Widerschein von seinen Fenstern durch die Zweige der Ulme drang und mehr Licht ins Ladeninnere warf. Die Stadt schien zu erwachen. Schon war ein Bäckerwagen durch die Straße gerattert und hatte mit dem Geklingel seiner mißtönenden Glocken der Nacht ihren letzten Rest Heiligkeit ausgetrieben. Ein Milchmann verteilte den Inhalt seiner Kannen von Tür zu Tür, und von weitem hörte man um die Ecke das schrille Muschelhorn eines Fischhändlers. Keines dieser Zeichen entging Hepzibah. Der Moment war da.

Weiter zu zögern hieß nur ihr Elend verlängern. Nichts blieb mehr übrig als die Ladentür zu entriegeln und damit den Eingang frei zu machen – nein, einladend zu öffnen, als wären sie alle Freunde des Hauses – für jeden Passanten, dem irgendein Artikel in der Auslage ins Auge stach. Diese letzte Handlung vollzog Hepzibah jetzt und ließ den Riegel mit einem Poltern fallen, das ihre überreizten Nerven wie ein schrecklicher Lärm erschütterte. Und als wäre damit die einzige Schranke zwischen ihr und der Welt gefallen und stürze nun eine Flut von Unheil durch die Lücke, floh sie in den inneren Salon, warf sich in den ehrwürdigen Armsessel und weinte.

Unsere bedauernswerte alte Hepzibah! Es mißfällt einem Autor sehr, der sich bemüht, die Natur in all ihren Erscheinungsformen und Umständen mit realistischem Strich und in den echten Farben darzustellen, daß die reinste Erhabenheit, die sich im Leben finden läßt, hoffnungslos mit so viel Gewöhnlichem und Lächerlichem vermischt ist. Wie können wir etwa einer solchen Szene tragische Würde verleihen! Wie bringen wir

es fertig, unserer Geschichte von der Sühne für einstige Sünde Größe zu verleihen, wenn wir gezwungen sind, als eine der Hauptfiguren nicht etwa eine junge, hübsche Frau –ja nicht einmal eine einstige Schönheit, würdevoll grangebeugt – zu präsentieren, sondern eine hagere Jungfer mit fahlem Teint und knarrenden Gelenken, im Seidenkleid mit hoher Taille und einem monströsen Turban auf dem Kopf.

Ihr Gesicht ist nicht einmal häßlich, und nur die kurzsichtig verkniffenen Brauen retten es vor der Belanglosigkeit. Und ist es wirklich die Tragik ihres Lebens, wenn sie nach sechzig Jahren Untätigkeit mit der Eröffnung eines Kramladens ein besseres Auskommen sucht? Doch wenn wir die Heldengeschichten der Menschheit anschauen, finden wir überall diese Vermischung des Gewöhnlichen und Banalen mit den edelsten Gefühlen der Freude oder des Leids. Das Leben besteht aus Marmor und aus Dreck. Und wäre unser Vertrauen in ein allumfassendes Erbarmen über uns nicht stärker, würden wir wohl mit gutem Grund ein beleidigend höhnisches Grinsen und eine grimmige Fratze im ehernen Antlitz des Schicksals vermuten. Die Gabe des Dichters besteht darin, in diesem Reich der sonderbar verworrenen Elemente Schönheit und Erhabenheit zu entdecken, die ein so schäbiges Kleid tragen müssen.

KAPITEL 3. DER ERSTE KUNDE

Miss Hepzibah Pyncheon saß im Sessel aus Eichenholz, die Hände vor das Gesicht geschlagen, und gab sich der lähmenden Mutlosigkeit hin, von der die meisten Menschen befallen werden, wenn selbst das Bild der Hoffnung vor Beginn eines ebenso unsicheren wie bedeutenden Unternehmens schwer wie Blei zu sein scheint. Plötzlich schreckte das hohe, schrille und stotternde Klingeln einer kleinen Glocke sie auf. Die Jungfer sprang auf die Füße, blaß wie ein Gespenst beim Hahnenschrei; ja, sie war ein versklavter Geist und dies der Zauber, dem sie Gehorsam schuldete. Die Glocke – weniger bildlich ausgedrückt – war nämlich über der Ladentür befestigt, und zwar so, daß eine Stahlfeder sie zum Vibrieren brachte und sie im Haus Alarm schlug, wenn ein Kunde über die Schwelle trat. Ihr häßliches, boshaftes Plärren (vielleicht zum erstenmal wieder zu hören, seit der perückentragende Ahne sich vom Geschäft zurückgezogen hatte) versetzte Hepzibah in Aufruhr und brachte jeden Nerv in ihr zum Schwingen. Der schicksalhafte Augenblick war da! Ihr erster Kunde stand vor der Tür!

Ohne sich länger zu besinnen, stürzte sie in den Laden und schnitt, blaß und mit hell verzweifelter Gestik und Miene, ein solches Gesicht, daß sie besser dazu befähigt schien, mit einem Einbrecher zu ringen als lächelnd hinter der Theke für einen armseligen Penny ihren Alltagskram feilzubieten. Jeder gewöhnliche Kunde hätte

tatsächlich auf dem Absatz kehrtgemacht. Dabei war kein Grimm in Hepzibahs armem alten Herzen, und sie hegte in diesem Moment auch keinen einzigen bitteren Gedanken gegen die Welt im allgemeinen oder gegen einen bestimmten Menschen. Sie wünschte ihnen allen Gutes, nur wünschte sie auch, daß für sie Schluß wäre mit ihnen und sie Ruhe fände im Grab.

Der hoffnungsvolle Kunde stand inzwischen unter der Tür. Er kam geradewegs aus dem Morgenlicht und schien etwas von seiner aufhellenden Wirkung mit in den Laden gebracht zu haben. Der junge Mann war höchstens einoder zweiundzwanzig, schlank und mit recht ernstem und nachdenklichem Gesicht für sein Alter, aber auch energisch und kräftig. Das war nicht nur seinem Äußeren und Auftreten anzusehen, sondern fast sogleich auch als prägend für seinen Charakter erkennbar. Ein brauner, nicht zu flaumiger Bart säumte sein Kinn, ohne es bisher ganz zu verdecken; auch trug er einen kurzen Schnurrbart, und dieser natürliche Schmuck brachte sein dunkles, markantes Gesicht um so besser zur Geltung. Seine Kleidung war sehr einfach: ein Sommerkittel aus billigem, gewöhnlichem Stoff, eine dünne karierte Hose und ein ziemlich grober Strohhut. Seine ganze Ausstattung hätte von Oak Hall ⁴ kommen können. Als feiner Herr – wenn er auf diesen Titel überhaupt Wert legte – hätte er höchstens gelten mögen, weil das saubere Leinen so bemerkenswert weiß und gepflegt war.

Er begegnete dem finsternen Blick der alten Hepzibah ohne sichtliche Erschütterung, da er ihn auch schon früher angetroffen und für harmlos befunden hatte.

«Nun, meine liebe Miss Pyncheon», sagte der Lichtbildner – denn um diesen einzigen Mitbewohner des Hauses mit den sieben Giebeln handelte es sich –, «ich freue mich zu sehen, daß Sie von Ihrem verdienstvollen Vorhaben nicht abgerückt sind. Jetzt schaue ich nur eben mal herein, um alles Gute zu wünschen und zu fragen, ob ich Ihnen bei Ihren Vorbereitungen noch irgendwie behilflich sein kann.»

Menschen in Schwierigkeiten und Nöten oder sonst wie uneins mit der Welt ertragen sehr viel grobe Behandlung und werden vielleicht nur stärker davon; aber wenn sie den kleinsten Beweis echten Mitgefühls erkennen, verlieren sie gleich die Fassung. So erging es auch der armen Hepzibah, denn als sie den jungen Mann lächeln sah, was bei einem ernsten Gesicht um so strahlender wirkt, und ihn so freundlich reden hörte, brach sie zunächst in ein schrilles Gekicher aus und begann dann zu schluchzen. «Ach, Mr. Holgrave», rief sie, sobald sie die Worte fand, «ich bringe es nicht fertig! Nie, nie, niemals! Ich wünschte, ich wäre tot und läge bei all meinen Ahnen in der alten Familiengruft! Bei Vater und Mutter und meiner Schwester! Ja, und auch bei meinem

⁴ Ein Geschäft in Boston, das fertig hergestellte Kleidung (statt vom Schneider individuell angefertigte) verkaufte.

Bruder, der mich viel lieber dort antreffen soll als hier! Die Welt ist zu kalt und zu hart – und ich bin zu alt und zu schwach und einfach hoffnungslos!»

«Ach, glauben Sie mir, Miss Hepzibah», sagte der junge Mann ruhig, «diese Gefühle werden Sie nicht mehr belästigen, wenn Sie erst ganz bei der Sache sind. Jetzt sind sie noch unvermeidlich, wo Sie dabei sind, aus Ihrer langen Abgeschiedenheit herauszutreten und die Welt mit häßlichen Monstern zu bevölkern, die Ihnen aber bald so unwirklich vorkommen werden wie die Riesen und Kannibalen in einem Kinderbuch. Ich finde im Leben nichts so Besonderes, als daß es nicht an Gewicht verlieren würde, sobald man sich ernsthaft damit auseinandersetzt. So wird es auch mit dem sein, was Sie für so schrecklich halten.»

«Aber ich bin eine Frau!» klagte Hepzibah.

«Eine Dame wollte ich sagen – aber das gehört wohl der Vergangenheit an.»

«Und wenn schon», antwortete der Künstler, und ein halb verborgenes, seltsam boshafes Leuchten schien hinter seiner Freundlichkeit auf. «Lassen Sie die Vergangenheit fahren! Sie sind besser dran ohne. Ich rede offen mit Ihnen, meine liebe Miss Pyncheon, denn wir sind doch Freunde? Ich betrachte dies als einen glücklichen Tag Ihres Lebens, an dem eine Ära endet und eine neue beginnt. Bis jetzt ist das Lebensblut allmählich in Ihren Adern erstarrt, als Sie im Bannkreis der Vornehmheit verharrten, während die übrige Welt mit diesen und jenen Nöten zu kämpfen hatte. Von nun an werden Sie mindestens die Genugtuung haben, daß Sie sich, wie es natürlich und gesund ist, für eine Sache anstrengen und mit Ihren Kräften – seien sie nun groß oder klein – zum vereinigten Kampf der Menschheit beitragen. Das heißt Erfolg – und mehr als diesen Erfolg gibt es für niemanden!»

«Es ist ganz natürlich, Mr. Holgrave, daß Sie solche Ideen haben», erwiderte Hepzibah und reckte ihre hagere Gestalt mit leicht beleidigter Würde. «Sie sind ein Mann, ein junger Mann, und wurden wohl, wie fast alle Welt heutzutage, dazu erzogen, Ihr Glück zu machen. Aber ich wurde als Dame geboren und bin es immer geblieben, auch unter noch so bescheidenen Umständen, immer die Dame!»

«Ich hingegen wurde nicht als feiner Herr geboren und habe auch nie so gelebt», sagte Holgrave leise lächelnd, «also werden Sie, Madam, auch nicht von mir erwarten, daß ich für solche Empfindlichkeiten Verständnis zeige, auch wenn ich wohl ahne, wie es dazu kommt. In der Vergangenheit war es bedeutsam, ein Herr oder eine Dame zu sein, und der Titel verlieh seinen Trägern mehr oder weniger erstrebenswerte Vorteile. In der gegenwärtigen – und erst recht in der zukünftigen – Gesellschaft wird er aber kein Vorteil mehr sein, sondern ein Hindernis!»

«Das sind neue Ideen», meinte die alte Dame kopfschüttelnd. «Ich werde sie nie begreifen und will es auch gar nicht.»

«Reden wir also nicht mehr davon», antwortete der Künstler mit einem nun freundlicheren Lächeln, «und Sie sollen selber spüren, ob es nicht besser ist, eine richtige Frau zu sein als eine Dame. Glauben Sie denn, Miss Hepzibah, daß eine Dame Ihrer Familie, seit dieses Haus gegründet wurde, je eine so mutige Tat vollbracht hat wie Sie am heutigen Tag? Niemals, und wenn die Pyncheons immer so nobel gehandelt hätten, frage ich mich, ob der Fluch des alten Hexers Maule, von dem Sie mir einmal erzählten, bei der Vorsehung viel gegen sie hätte ausrichten können.»

«Ach – nein, nein!» sagte Hepzibah und nahm diese Anspielung auf die finstere Würde eines ererbten Fluchs keineswegs übel. «Wenn der Geist des alten Maule, oder ein Nachkomme von ihm, mich heute hinter der Theke sehen könnte, würde er dies die Erfüllung seiner ärgsten Wünsche nennen. Aber danke für Ihre Freundlichkeit, Mr. Holgrave, und ich werde mein Bestes geben, um eine gute Ladenbesitzerin zu sein.»

«Tun Sie das», sagte Holgrave, «und ich bitte um das Vergnügen, Ihr erster Kunde zu sein. Ich mache noch einen Spaziergang zum Strand, bevor ich ins Studio gehe und das gesegnete Himmelslicht dazu mißbrauche, menschliche Gesichtszüge an den Tag zu bringen. Ein paar von den Keksen da, in Meerwasser gestippt, sind genau das Richtige für mich zum Frühstück. Was kostet ein halbes Dutzend?»

«Lassen Sie mich noch einen Augenblick eine Dame sein», antwortete Hepzibah mit altmodischer Würde, der ein melancholisches Lächeln eine gewisse Anmut verlieh. Sie drückte ihm das Gebäck in die Hand und wollte nichts dafür nehmen. «Es kommt nicht in Frage, daß eine Pyncheon unter dem Dach ihrer Väter für ein Stück Brot Geld nimmt von ihrem einzigen Freund!»

Holgrave verabschiedete sich und ließ sie vor erst in weniger trübsinniger Stimmung zurück. Bald war diese aber fast wieder so tief wie zuvor gesunken. Mit klopfendem Herzen horchte sie auf die immer häufigeren Schritte der Frühaufsteher. Ein-, zweimal schienen sie innezuhalten, und die Fremden oder auch Nachbarn begutachteten die Spielsachen und hübschen Gebrauchsartikel in Hepzibahs Auslage. Es war für sie eine doppelte Tortur: Teils schämte sie sich abgrundtief, daß fremde, kalte Augen hier einfach starren durften, teils wurde sie von der lächerlichen Vorstellung geplagt, daß die Auslage nicht kunstvoll oder vorteilhaft genug hergerichtet sei. Es kam ihr vor, als würde eine andere Auswahl von Gegenständen oder ein schönerer Apfel anstelle der vielleicht doch nicht ganz makellosen Frucht über Erfolg oder Mißerfolg Ihres Ladens entscheiden. Also nahm sie den Tausch vor und dachte gleich wieder, daß jetzt alles

verdorben sei, ohne zu merken, daß es ihre Anspannung in der Krise und ihre altjüngferliche Zimperlichkeit waren, die das ganze scheinbare Unheil bewirkten.

Und nun trug sich gleich vor der Schwelle die Begegnung zweier Männer zu, offenbar Arbeiter, wie sich ihren rauhen Stimmen entnehmen ließ. Nach einem kurzen Wortwechsel zwischen ihnen fiel dem einen die Auslage auf, und er machte den anderen darauf aufmerksam. «Sieh dir das an!» rief er. «Was sagst du denn dazu? Jetzt hält doch das Handelsleben an der Pyncheon Street Einzug!»

«Tja, das ist wahrhaftig ein Anblick!» rief der andere aus. «Im alten Haus der Pyncheons und unter der Pyncheon-Ulme! Wer hätte das gedacht? Die alte Pyncheon macht einen Kramladen auf!»

«Wird sie den in Schwung bringen, Dixey, was meinst du?» fragte sein Freund. «Der liegt hier doch gar nicht gut. Der nächste Laden ist gleich um die Ecke.»

«In Schwung bringen!» rief Dixey mit so verächtlicher Miene, als wäre der bloße Gedanke daran eine Zumutung. «Keine Spur! Nur schon ihr Gesicht – das hab' ich gesehen, denn ich habe einmal den Garten für sie umgegraben – ihr Gesicht reicht schon, um den Leibhaftigen selbst zu erschrecken, wenn er sich herablassen würde, mit ihr zu feilschen. Die Leute ertragen das nicht, sag' ich dir! Sie zieht eine schreckliche Fratze, mit oder ohne Grund, aus reinem Mißmut!»

«Na, das will nicht so viel heißen», bemerkte der andere. «Diese griesgrämigen Leute sind sehr geschäftstüchtig und wissen ganz gut, was sie wollen. Aber es stimmt schon, ich glaub' auch nicht, daß sie viel daraus macht. Es gibt zuviel von diesen Kramläden und überhaupt Handel und Handwerk und Handarbeit. Ich weiß das, und es hat mich selbst was gekostet! Meine Frau hatte drei Monate einen Kramladen und hat fünf Dollar von ihrer Einlage verloren!»

«Ein schlechtes Geschäft!» meinte Dixey, und es klang, als schüttle er den Kopf dazu. «Ein ganz schlechtes Geschäft!»

Aus einem nicht ohne weiteres verständlichen Grund hatte bei allem Leiden an der Sache noch nie ein so heftiger Schmerz Hepzibahs Herz erfaßt wie beim Mithören dieses Gesprächs. Die Aussage zu ihrem finstern Gesicht war entsetzlich wichtig; sie schien ihr Bild ganz frei vom falschen Schein persönlicher Nachsicht zu zeichnen, und es war so häßlich, daß sie keinen Blick darauf wagte. Auch war sie unvernünftig gekränkt darüber, wie gleichgültig und ungerührt ihre Geschäftseröffnung – für sie eine Sensation – das Publikum, von den beiden Männern leidlich vertreten, offenbar ließ. Ein Blick, ein paar achtlose Worte, ein grobes Lachen, und schon war sie bestimmt vergessen, noch bevor die beiden um die nächste Ecke waren! Sie gaben

nichts auf ihre Würde und ebensowenig auf ihre Herabsetzung. Und schließlich fiel die Prophezeiung des Mißerfolgs aus durch Erfahrung berufenem Mund auf ihre halb erstorbene Hoffnung wie ein Erdklumpen ins Grab. Die Frau dieses Mannes hatte dasselbe auch schon versucht und war gescheitert! Wie konnte die geborene Dame – ein halbes Leben lang in Klausur, sechzig Jahre alt und völlig unerfahren in weltlichen Dingen – wie konnte sie je vom Erfolg träumen, wenn diese Frau, eine abgebrühte, abgearbeitete Neuengländerin, vulgär, berechnend und tüchtig, fünf Dollar ihres geringen Einsatzes verloren hatte! Der Erfolg erschien ihr als ein Ding der Unmöglichkeit und die Hoffnung darauf als abenteuerliches Hirngespinnst.

Ein bössartiger Geist tat sein möglichstes, um Hepzibah noch ganz um den Verstand zu bringen, und ließ vor ihrem inneren Auge das Panorama einer städtischen Hauptstraße erstehen, in der es von Kundschaft wimmelte. So viele und prachtvolle Geschäfte gab es dort! Lebensmittel-, Spielzeug-, Textilienläden mit riesigen Schaufenstern, blendendem Zubehör und einem großen, kompletten Warenangebot, in das ein Vermögen gesteckt worden war; dazu an der Rückwand jedes Geschäfts elegante Spiegel, die mit einer glänzenden Fata Morgana all diesen Reichtum noch verdoppelten! Auf der einen Seite der Straße dieses prächtige Kaufhaus mit Heerscharen von parfümierten, herausgeputzten Verkäufern, die verbindlichst lächelten, sich verbeugten und Waren abmaßen. Auf der anderen Seite das verstaubte Haus mit den sieben Giebeln, mit der altmodischen Auslage unter dem vorspringenden Obergeschoß und mit Hepzibah selbst im verblichenen Schwarzseidenen hinter dem Ladentisch, die der vorbeiziehenden Welt Grimassen schnitt! Dieser starke Gegensatz bedrängte sie und schien ihr ein angemessenes Bild für die Schwierigkeiten, die sie beim Kampf um ein Auskommen zu gewärtigen hatte. Erfolg? Unsinn! Sie wollte niemals mehr daran denken! Das Haus mochte ebensogut in ewigem Nebel versinken, während auf alle andern die Sonne schien, denn kein Fuß würde jemals über die Schwelle treten und keine Hand sich auch nur um den Türgriff legen!

Doch in diesem Augenblick schellte die Ladenglocke genau über ihrem Kopf wie verhext. Das Herz der alten Dame schien mit derselben Stahlfeder verbunden, denn es tat im selben Rhythmus ein paar unsanfte Hüpfen. Die Tür wurde aufgestoßen; dabei war auf der anderen Seite des halbhohen Fensters kein Mensch zu sehen. Doch Hepzibah blieb mit starrem Blick und gefalteten Händen stehen, ganz als hätte sie einen bösen Geist heraufbeschworen und wäre jetzt angstvoll entschlossen, die Begegnung zu wagen. «Der Himmel möge mir beistehen!» stöhnte sie innerlich. «Nun kommt meine Stunde der Not!»

Die Tür bewegte sich in ihren rostigen, ächzenden Angeln nur schwer, und als sie ganz aufgestoßen wurde, erschien ein stämmiger Knirps, mit Backen rot wie ein Apfel. Er

war ziemlich schäbig gekleidet (doch anscheinend mehr aus Nachlässigkeit seiner Mutter als wegen der Armut des Vaters) und trug über der flatternden kurzen Hose eine blaue Schürze, dazu an den Zehen durchgelaufene Schuhe und einen Strohhut, durch dessen Löcher die Locken seines Wuschelkopfs hervorsahen. Unter seinem Arm steckten ein Buch und eine kleine Schiefertafel: er war auf dem Schulweg. Eine Weile starrte er Hepzibah an, was wohl auch ein älterer Kunde getan hätte, der nicht wußte, was er mit der tragischen Pose und dem seltsam grimmigen Blick anfangen sollte, mit dem sie ihn betrachtete.

«Na, Kind», sagte sie und faßte sich angesichts der wenig einschüchternden Gestalt vor ihr ein Herz, «na, Kind, was wolltest du denn?»

«Den Jim Crow da im Fenster», antwortete der Bengel, streckte ihr einen Cent entgegen und wies auf den Pfefferkuchen, der ihm aufgefallen war, als er zur Schule trödelte, «der ohne gebrochenen Fuß.»

Also streckte Hepzibah ihren dünnen Arm nach dem Gebilde im Schaufenster aus und gab es ihrem ersten Kunden.

«Laß das Geld», sagte sie und schubste ihn zur Tür, denn in der alten Aristokratin sträubte sich alles beim Anblick der Kupfermünze, und außerdem schien es so schändlich, dem Kind für einen harten Pfefferkuchen das Taschengeld abzunehmen, «behalte deinen Cent. Du kannst Jim Crow haben.»

Der Junge machte runde Augen angesichts dieser Großzügigkeit, die ihm trotz zahlreicher Erfahrungen mit Kramläden noch nie begegnet war, nahm den Pfefferkuchenmann und ging hinaus. Und kaum stand er auf dem Gehsteig, steckte Jim Crows Kopf schon im Mund des kleinen Kannibalen. Weil er die Tür nicht richtig zugemacht hatte, mußte Hepzibah sie schließen und schimpfte, wie lästig die jungen Leute doch seien, und kleine Jungs ganz besonders. Sie hatte eben den berühmten Jim Crow im Fenster ersetzt, als die Ladenglocke erneut lärmte und unter der wiederum ruckweise und ächzend aufgestoßenen Tür derselbe stämmige Knirps erschien, der vor genau zwei Minuten gegangen war. Die Spuren des eben vollzogenen kannibalischen Mahls waren noch überaus sichtbar: sein Mund war voll Krümel und ganz verschmiert.

«Was ist denn jetzt, Kind?» fragte die Jungfer ziemlich ungeduldig. «Wolltest du die Tür richtig zumachen?»

«Nein», antwortete der Bengel und wies auf die eben ersetzte Figur. «Ich will den Jim Crow auch noch.»

«Gut, da hast du ihn», sagte Hepzibah und streckte die Hand aus; doch als ihr klar wurde, daß dieser hartnäckige Kunde nicht gehen würde, bevor sie keinen einzigen Pfefferkuchen mehr im Laden hatte, zog sie die ausgestreckte Hand halb wieder zurück: «Und wo ist der Cent?»

Der Knirps hielt den Cent bereit, hätte aber als echter Yankee lieber ein gutes als ein schlechtes Geschäft gemacht. Mit leicht bekümmelter Miene legte er die Münze in Hepzibahs Hand und ging, um den zweiten Jim Crow auf die Suche nach seinem Vorgänger zu schicken. Und die frischgebackene Krämerin ließ das erste greifbare Ergebnis ihrer Handelstätigkeit in die Kasse fallen. Es war geschehen. Die Kupfermünze hatte ihre Hände für immer besudelt. Der kleine Schuljunge hatte mit Hilfe des schwarzen Possenreißers einen nicht wiedergutzumachenden Schaden bewirkt. Er hatte die Säulen der alten Aristokratie zerstört, und es war, als hätte er mit seiner Kinderhand das Haus mit den sieben Giebeln niedergerissen! Nun konnte Hepzibah ruhig die Ahnenporträts der Pyncheons gegen die Wand umdrehen, mit der Karte des Landes im Osten den Küchenherd einheizen und mit dem leeren Hauch lang gehüteter Traditionen das Feuer schüren! Was hatte sie noch mit den Vorfahren zu schaffen? Nichts – und mit der Nachwelt ebensowenig! Sie war keine Dame mehr, sondern nur noch Hepzibah Pyncheon, eine einsame alte Jungfer, die einen Kramladen führte!

Und doch ist es völlig verblüffend, welche Ruhe über sie kam, noch während sie diese Vorstellungen fast genüßlich an sich vorbeiziehen ließ. Die Ängstlichkeit und die bösen Vorahnungen, die sie im Schlaf oder in trübsinnigen Tagträumen geplagt hatten, seitdem ihr Plan Gestalt anzunehmen begann, waren wie weggeblasen. Doch, sie spürte, wie neu ihre Lage war, aber nicht mehr sorgenvoll oder mit Schrecken. Ab und zu fühlte sie das Prikkeln eines fast jugendlichen Elans. Es war der belebende Atem der frischen Außenwelt nach der langen Benommenheit und eintönigen Abgeschiedenheit ihres Lebens. So gesund ist die Anstrengung! Und so wundersam die Kraft, die wir nicht einmal kennen! Das heilsamste Feuer, das Hepzibah seit Jahren gekannt hatte, kam jetzt in der gefürchteten Krise, als sie erstmals die Hand ausstreckte, um sich selbst zu helfen. Das kleine Rund der Kupfermünze des Schuljungen – trüb und glanzlos zwar von den kleinen Diensten, die sie da und dort auf der Welt verrichtet hatte – war zu einem Gutes verströmenden Talisman geworden, der es wert war, in Gold gefaßt und auf dem Herzen getragen zu werden. Er war so mächtig und vielleicht so wirksam wie ein galvanisches Plättchen! Hepzibah hatte jedenfalls seinem heimlichen Wirken an Leib und Seele einiges zu verdanken, um so mehr als es sie jetzt zum Frühstück ermunterte, bei dem sie sich zur nachhaltigen Stärkung einen zusätzlichen Löffel Schwarztee gönnte.

Trotzdem verlief ihr Eröffnungstag im Laden nicht ohne viele weitere ernsthafte Beeinträchtigungen dieser frohen Tapferkeit. Für gewöhnlich gewährt die Vorsehung den Menschen nämlich selten mehr als die Ermutigung, die sie zur einigermaßen ungehinderten Entfaltung ihrer Kräfte brauchen. So drohte bei unserer alten Aristokratin der ganze Jammer ihres Lebens ständig wiederzukehren, nachdem sich der belebende neue Schwung gelegt hatte. Es war, wie wenn am Himmel mächtige Wolken den Horizont verdunkeln und alles in graues Zwielicht tauchen, bis sie gegen Einbruch der Nacht vorübergehend ein paar Sonnenstrahlen weichen. Aber immer wieder versucht eine hartnäckige Wolke, einen Schleier zu legen über das himmlische Blau.

Im Laufe des Vormittags kamen Kunden, aber sie tröpfelten eher herein, manchmal zugegeben weder zu ihrer eigenen noch zu Miss Hepzibahs Zufriedenheit, und im ganzen auch ohne großen Zuwachs in der Kasse zu bringen. Ein kleines Mädchen, das für seine Mutter Garn in einer passenden Farbe kaufen sollte, nahm einen Knäuel, den die kurzsichtige alte Dame für sehr ähnlich befand, kam aber bald wieder mit der barschen Antwort angerannt, daß die Farbe nicht stimme und das Garn zudem rein gar nichts mehr tauge! Dann kam eine blasse Frau mit Sorgenfalten, nicht alt, aber verhärmt und mit grauen Strähnen wie Silberbänder im Haar; eine dieser von Natur aus zarten Frauen, denen man gleich ansieht, daß ein brutaler Mann – ein Säufer, vermutlich – und ihre mindestens neun Kinder sie noch ins Grab bringen werden. Sie brauchte ein paar Pfund Mehl und wollte Geld geben, was die gestürzte Aristokratin stumm zurückwies und der armen Frau großzügiger abmaß, als wenn sie dafür bezahlt hätte. Kurz danach trat ein Mann im dreckigen blauen Baumwollkittel ein, kaufte eine Pfeife und füllte den ganzen Raum mit strengem Schnapsgeruch, den nicht nur sein heißer Atem, sondern sein ganzer Körper wie entzündliches Gas verströmte. Hepzibah kam zum Schluß, daß dies der Mann der Frau mit den Sorgenfalten sein müsse. Er fragte nach Tabakpapier, und weil sie es versäumt hatte, sich damit einzudecken, warf der gewalttätige Kunde seine neue Pfeife zu Boden und verließ den Laden mit einem unverständlichen Gemurmel im gehässigen Ton eines Fluchs. Darauf hob Hepzibah die Augen und schnitt ungewollt der Vorsehung ein Gesicht!

Nicht weniger als fünf Leute fragten an diesem Vormittag nach Ingwerbier, Wurzelbier oder einem ähnlichen Getränk und zogen sehr mißgelaunt ab, als sie nichts derartiges erhielten. Drei von ihnen ließen die Tür offen, und die anderen beiden schlugen sie so trotzig zu, daß die kleine Glocke Hepzibahs Nerven übel mitspielte. Eine rundliche, geschäftige Hausfrau aus der Nachbarschaft mit vom Herdfeuer gerötetem Gesicht stürzte in den Laden und verlangte ungestüm Hefe; und als die arme Dame ihrer erhitzten Kundin mit kühler Zurückhaltung bedeutete, daß sie diesen Artikel nicht

führe, fand es diese tüchtige Hausfrau angebracht, sie regelrecht zu tadeln. «Ein Kramladen und keine Hefe», schimpfte sie, «das geht doch nicht! Wer hat schon von so was gehört! Ihr Brot wird nie aufgehen, nicht mehr als meins heute. Sie können ebensogut gleich zumachen.»

«Ja», sagte Hepzibah mit tiefem Seufzen, «vielleicht tatsächlich!»

Abgesehen von dem erwähnten Beispiel wurden Hepzibahs damenhafte Empfindungen noch mehrfach schwer gekränkt durch den vertraulichen oder gar groben Ton, den die Leute ihr gegenüber anschlügen. Sie betrachteten sich offensichtlich nicht nur als ihresgleichen, sondern als ihre Gönner und ihr überlegen. Dabei hatte Hepzibah unbewußt die Vorstellung gehätschelt, es werde sie eine Art Glanz oder Heiligenschein umgeben, der zu Respekt vor ihrem wahren Adel oder wenigstens zu dessen schweigender Anerkennung verpflichtete. Andererseits war für sie nichts qualvoller, als wenn diese Anerkennung allzu wortreich ausgedrückt wurde. Auf ein, zwei ziemlich aufdringliche Mitleidsbezeugungen reagierte sie beinahe unwirsch, und leider hegte Hepzibah einer Kundin gegenüber gar den unchristlichen Verdacht, daß nicht der Bedarf des Artikels, der ihr angeblich fehlte, sie in den Laden geführt hatte, sondern ein bösesartiges Verlangen, sie anzustarren. Die vulgäre Person war entschlossen, mit eigenen Augen zu sehen, wie sich eine vergammelte Adlige, die nicht nur die Blüte ihrer Jahre, sondern auch noch einige Zeit danach fern von der Welt verbracht hatte, hinter einem Ladentisch machte. In diesem besonderen Fall aber leistete das sonst so ungewollte und unschuldige Stirnrunzeln Hepzibah gute Dienste.

«Ich hab' mich im Leben nie so erschrocken!» gestand die neugierige Kundin einer Bekannten, der sie den Vorfall schilderte. «Sie ist ein richtiges altes Biest, das kannst du mir glauben! Sagen tut sie zwar nicht viel, aber wenn du bloß ihren bösen Blick sehen könntest!»

Im ganzen also führte ihre neue Erfahrung unsere gefallene Aristokratin zu sehr unangenehmen Schlüssen über die von ihr so genannten unteren Schichten, die sie bisher aus der Position unangefochtener Überlegenheit mit Nachsicht und Mitleid betrachtet hatte. Nur hatte sie unglücklicherweise auch mit einem bitteren Gefühl völlig gegensätzlicher Art zu kämpfen: der Auflehnung nämlich gegen die untätige Oberschicht, der sie eben noch voller Stolz angehört hatte. Wenn eine Dame im zarten, kostbaren Sommerkleid mit wehendem Schleier und anmutig schwingendem Rock vorüberglitt und man der ätherischen Erscheinung auf die elegant beschuhten Füße sehen mußte, um zu wissen, ob sie durch den Staub ging oder in der Luft schwebte – wenn eine solche Vision sich dieser Nebenstraße offenbarte und eine flüchtige, zarte

Spur nach sich zog wie duftende Teerosen – auch dann steht zu befürchten, daß die Fratze der alten Hepzibah sich nicht allein mit Kurzsichtigkeit rechtfertigen ließ.

«Zu welchem Zweck», dachte sie und gab sich der Feindseligkeit hin, der allein es gelingt, der Armut angesichts des Reichtums die Würde zu nehmen, «zu welchem guten Lebenszweck hat die Weisheit der Vorsehung diese Frau bestimmt? Muß sich die ganze Welt abrackern, damit ihre Handflächen weiß und zart bleiben?»

Dann barg sie beschämt und reumütig ihr Gesicht. «Möge Gott mir vergeben!» bat sie.

Gott vergab ihr zweifellos. Aber wenn Hepzibah die inneren und äußeren Geschehnisse dieses ersten Morgens bedachte, begann sie zu befürchten, daß der Laden ihre Moral und ihren Glauben untergraben würde, ohne sehr wesentlich wenigstens zu ihrem irdischen Wohl beizutragen.

KAPITEL 4. EIN TAG HINTER DEM LADENTISCH

Gegen Mittag sah Hepzibah einen stattlichen und wohlbeleibten älteren Herrn von bemerkenswert würdevollem Benehmen auf der anderen Seite gemessenen Schrittes die staubige weiße Straße hinunterspazieren. Im Schatten der Pyncheon-Ulme blieb er stehen, nahm seinen Hut ab, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, und schien mit besonderer Aufmerksamkeit das auffällige, wenig ansehnliche Haus mit den sieben Giebeln zu mustern. Dabei war er selbst auf ganz andere Art ebenso sehenswert wie das Haus. Man hätte kein besseres Beispiel größter Ehrbarkeit suchen, geschweige denn finden können, die sich durch schwer erklärliche Zauberei nicht nur in Aussehen und Haltung äußerte, sondern sich auch in seiner Kleidung ausdrückte und sie zu einem notwendigen Teil seines Wesens machte. Ein greifbarer Unterschied zu den Kleidern anderer Leute schien zwar nicht zu bestehen, und doch umgab sie ein umfassender, gravitatischer Ernst, der ihren Träger auszeichnen mußte, da er weder dem Schnitt noch dem Stoff zugerechnet werden konnte. Auch von seinem Stock mit Goldknauf, einem nützlichen Begleiter aus dunklem polierten Holz, ließ sich ähnliches sagen, und hätte er sich dazu entschlossen, selbst spazierenzugehen, hätte man ihn überall als recht überzeugenden Vertreter seines Herrn anerkannt. Von dessen Charakter – der sein ganzes Auftreten so verblüffend prägte, wie wir es dem Leser zu schildern versuchen – nahm man nichts Wesentlicheres als Stand, Gewohnheiten und Lebensumstände wahr. Man spürte, daß er eine bedeutende, gewichtige und einflußreiche Persönlichkeit war; und besonders sein Reichtum war so offensichtlich, als hätte er ein Schild mit dem Stand seines Bankkontos mitgeführt oder die Zweige der Pyncheon-Ulme berührt und sie wie Midas in Gold verwandelt.

In seiner Jugend hatte er vermutlich als gutaussehend gegolten, in seinem jetzigen Alter war seine Stirn zu schwer, das verbliebene Haar zu grau, die Schläfen waren zu kahl, die Augen zu kalt und die Lippen zu verkniffen, als daß man an Schönheit hätte denken mögen. Bestimmt hätte er ein gutes Modell für ein wuchtiges Porträt abgegeben, ein besseres wohl als je zuvor in seinem Leben, auch wenn sein Blick allenfalls richtig grimmig wurde, wenn man ihn auf die Leinwand bannte. Der Künstler hätte wohl das Bedürfnis gehabt, sein Gesicht zu ergründen und dessen Wandlungsfähigkeit zu beweisen, es zu verdüstern mit einem Stirnrunzeln – oder aufstrahlen zu lassen in einem Lächeln.

Während der ältere Herr das Haus der Pyncheons betrachtete, zogen sowohl das Stirnrunzeln wie das Lächeln nacheinander über sein Gesicht. Er betrachtete das Schaufenster, führte die Goldrandbrille in seiner Hand ans Auge und studierte die Spielsachen und Gebrauchsgegenstände in Hepzibahs bescheidener Auslage gründlich. Zunächst schien es ihm nicht zu gefallen – ja außerordentlich zu mißfallen –, aber gleich darauf lächelte er. Und während dieses Lächeln noch um seine Lippen spielte, erhaschte er einen Blick auf Hepzibah, die sich unwillkürlich zum Fenster vorgebeugt hatte, und aus dem sauren, unangenehmen Grinsen wurde strahlendste Liebenswürdigkeit und Wohlwollen. Er verbeugte sich mit einer gelungenen Mischung aus Zurückhaltung und galanter Freundlichkeit und setzte seinen Weg fort.

«Da ist er!» sagte sich Hepzibah und schluckte ein sehr bitteres Gefühl hinunter, das sie wenigstens ins Herz zurück verbannen wollte, wenn sie es schon nicht vertreiben konnte. «Nimmt mich wunder, was er dazu meint. Ob es ihm gefällt?

Oh! – Er schaut zurück!»

Der Herr war stehengeblieben und hatte sich halb umgedreht, den Blick auf dem Schaufenster. Jetzt drehte er sich sogar ganz um und tat ein paar Schritte, als beabsichtige er, den Laden zu betreten, aber der Zufall wollte es, daß ihm Hepzibahs erster Kunde zuvorkam, der kleine Menschenfresser, dessen sehnsüchtiger Blick diesmal von einem Pfefferkuchenelefanten magisch angezogen wurde. Was für einen ungeheuren Appetit der Bengel hatte! – Zwei Jim Crows gleich nach dem Frühstück – und jetzt ein Elefant als Appetithäppchen vor dem Mittagessen! Als dieser Kauf getätigt war, hatte der ältere Herr seinen Weg fortgesetzt und war um die Ecke verschwunden.

«Halte davon, was du willst, Vetter Jaffrey!» brummte die Jungfer und zog sich wieder zurück, nachdem sie vorsichtig den Kopf nach draußen gestreckt und die Straße hinauf- und hinuntergespäht hatte. «Halte davon, was du willst! Du hast mein kleines

Schaufenster gesehen! Und wenn schon! – Was geht es dich an? Gehört das Haus der Pyncheons nicht mir, solange ich lebe?»

Nach diesem Vorfall floh Hepzibah in den hinteren Salon, wo sie nach einem halb fertigen Strumpf griff und mit fahriger Hast daran zu stricken begann, bis sie rasch wieder genug hatte von den widerspenstigen Maschen, das Strickzeug beiseite warf und unruhig durch den Raum irrte. Schließlich blieb sie vor dem Porträt ihres gestrengen puritanischen Ahnherrn und Gründers des Hauses stehen. Einerseits war dieses Bild fast mit der Leinwand verschmolzen und versteckte sich hinter dem Dunkel der Zeiten. Andererseits kam es ihr aber so vor, als sei es immer beherrschender und ausdrucksvoller geworden, seitdem sie es als Kind kennengelernt hatte. Denn während Umrisse und Körperlichkeit sich dem Blick des Betrachters zunehmend entzogen, schien das kühne, harte, weniger offenbare Wesen des Mannes in einer Art geistigem Kontrast hervorzutreten. Diese Wirkung ist bei alten Bildern hin und wieder anzutreffen. Sie nehmen Züge an, die ein Künstler von der Harmlosigkeit heutiger Maler seinem Auftraggeber nicht im Traum als Ausdruck seines Charakters antragen würde und die wir doch sogleich als ungeschminkte Wahrheit einer menschlichen Seele erkennen. In diesen Fällen hat sich das innere Wissen des Malers um das Wesen seines Modells dem Bild selbst mitgeteilt und wird sichtbar, sobald die Zeit die oberflächliche Farbe abgetragen hat.

Während Hepzibah das Porträt betrachtete, zitterte sie vor seinem Blick. Tiefsitzende Ehrfurcht ließ sie davor zurückschrecken, den Charakter des Vorbilds so streng zu beurteilen, wie es eine Ahnung der Wahrheit von ihr verlangte. Aber sie sah immer noch hin, weil das Gesicht auf dem Bild ihr erlaubte – so empfand sie es wenigstens –, das eben auf der Straße erblickte gründlicher zu verstehen. «Es ist derselbe Mann!» murmelte sie. «Da mag Jaffrey Pyncheon lächeln, wie er will, darunter ist dieser Blick! Setzt ihm bloß ein Käppchen auf und steckt ihn in einen schwarzen Talar mit Kragen, die Bibel in der einen und ein Schwert in der anderen Hand, dann kann Jaffrey lächeln, wie er will, und trotzdem würde niemand daran zweifeln, daß der alte Pyncheon wiedergekommen ist! Er hat ja bewiesen, daß er das Zeug dazu hat, ein neues Haus zu bauen! Und vielleicht auch, einen neuen Fluch heraufzubeschwören!»

So hing Hepzibah den verstörenden Phantasien aus der Vergangenheit nach. Sie hatte zu viel alleine gelebt – und zu lange im Haus der Ahnen –, bis dessen moderndes Holz auch ihr Hirn angriff. Sie mußte hinaus ans Mittagslicht, auf die Straße, um bei Verstand zu bleiben.

Die Magie der Gegensätze ließ ein zweites Porträt vor ihr erstehen, das seinem Original mit mehr Kühnheit schmeichelte, als es je ein Künstler gewagt hätte, und

doch so zartfühlend gemalt war, daß die Ähnlichkeit vollkommen blieb. Das Vorbild war dasselbe, aber Malbones Miniatur konnte es keineswegs mit Hepzibahs ausgemaltem Bild aufnehmen, das aus Zuneigung und trauernder Erinnerung zugleich entstand. Sanftheit, milde und heitere Nachdenklichkeit, volle, rote Lippen, zu einem Lächeln bereit, das von den freundlich aufleuchtenden Augen schon angekündigt zu werden schien. Frauliche Züge, mit solchen des anderen Geschlechts untrennbar verwoben! Diese Besonderheit sah man auch auf der Miniatur, so daß man unwillkürlich an eine Ähnlichkeit mit der Mutter dachte und sie sich als liebevolle, liebenswerte Frau vorstellte, bezaubernd nachgiebig vielleicht, was es um so angenehmer machte, sie zu kennen, und um so leichter, sie zu lieben.

«Ja», dachte Hepzibah und ließ nur so viel von ihrem Kummer in ihre Augen fließen, wie noch erträglich war, «sie haben in ihm seine Mutter verfolgt! Er war nie ein Pyncheon!»

Doch jetzt schellte die Ladenglocke, wie ein Geräusch aus weiter Ferne, so tief war Hepzibah in die Grüfte ihrer Erinnerungen hinabgestiegen. Als sie den Laden betrat, traf sie dort auf einen alten Mann, einen bescheidenen Anwohner der Pyncheon Street, den sie schon seit vielen Jahren als eine Art Vertrauten des Hauses duldeten. Er war ein Mensch ohne Alter, der immer schon graue Haare und Falten gehabt zu haben schien und einen einzigen, zudem beschädigten Zahn im Oberkiefer. Hepzibah war nicht mehr jung, aber sie konnte sich an keine Zeit erinnern, in der Onkel Venner, wie man ihn im Stadtviertel nannte, noch nicht leicht gebückt und mit schleppendem Schritt über Kies oder Pflastersteine die Straße hinauf- und hinuntergegangen wäre. Trotzdem war auch etwas Zähes und Starkes an ihm, das ihn nicht nur täglich am Leben hielt, sondern es ihm auch erlaubte, einen Platz einzunehmen, der sonst in der scheinbar so bevölkerten Welt leer geblieben wäre. Er machte Botengänge mit seinem langsamen, schlurfenden Schritt, dem man kaum zutraute, irgendwo anzukommen. Er sägte einen Klafter Brennholz für einen kleinen Haushalt, zerlegte ein altes Faß oder spaltete ein Tannenbrett für Kienspäne. Im Sommer grub er für die Hälfte ihres Ertrags die paar Meter Garten um, die zu einem bescheidenen Mietshäuschen gehörten, und im Winter schaufelte er den Schnee vom Gehsteig oder einen Pfad zum Holzschuppen oder zur Wäscheleine. Solche unverzichtbaren Dienste leistete Onkel Venner mindestens zwanzig Familien und war darum in diesem Kreis wohl ebenso angesehen und wohlgelitten wie ein Pfarrer bei seiner Gemeinde. Ein Schwein verlangte er zwar nicht als Zehnten, doch eine ähnliche Huldigung waren die Brosamen vom Tisch und die Reste des Mahls, die er auf seiner morgendlichen Runde für sein eigenes Ferkel einsammelte.⁵

⁵ Es war auf dem Land nicht unüblich, seine Kirchensteuer durch die Abgabe eines Schweins zu begleichen.

In jüngeren Jahren – denn es gab doch eine verblaßte Überlieferung, wonach er einst zwar nicht jung, aber doch jünger gewesen sein sollte – galt Onkel Venner als geistig eher beschränkt. Dieses Urteil hatte er ja auch tatsächlich dadurch so gut wie gebilligt, daß er kaum nach Erfolg strebte wie andere Leute, sondern nur den bescheidenen, unbedeutenden Platz im gesellschaftlichen Leben einnahm, der zu dieser angeblichen Geistesschwäche paßt. Doch jetzt, als uralter Mann – ob durch lange und harte Erfahrung wirklich klüger geworden oder aus Selbstüberschätzung infolge nachlassender Urteilskraft – nahm der ehrwürdige Greis für sich in Anspruch, ziemlich weise zu sein, und man glaubte es ihm sogar. Auch besaß er manchmal eine fast poetische Ader; sie war das Moos, das Mauerblümchen in seinem bröckelnden Verstand und verzauberte, was in seinen frühen und mittleren Jahren vielleicht vulgär und gewöhnlich gewesen wäre. Hepzibah schätzte ihn, weil sein Name der einer alteingesessenen Familie und einst hochgeachtet war. Und man konnte ihm um so mehr eine Art zwanglosen Respekt entgegenbringen, als Onkel Venner selbst das älteste Wesen – ob belebt oder unbelebt – an der Pyncheon Street war, ausgenommen das Haus mit den sieben Giebeln und vielleicht die Ulme, die es überschattete.

Der Patriarch erschien nun bei Hepzibah in einem alten blauen Mantel, der modisch sein wollte und der abgelegten Garderobe eines eleganten Beamten entstammen mußte. Die Hose war aus grobem Sackleinen, sehr kurz und hinten merkwürdig ausgebeult, paßte aber im Gegensatz zum anderen Stück irgendwie zu ihm. Sein Hut hatte gar nichts mit seiner übrigen Ausstattung zu tun und nur sehr wenig mit dem Kopf, der ihn trug. So war Onkel Venner ein zusammengesetzter alter Herr, zum Teil er selbst, zu einem guten Teil aber auch jemand anders, ein Flickwerk aus verschiedenen Epochen, der Inbegriff vergänglicher Zeiten und Moden.

«Sie sind also wirklich Geschäftsfrau geworden», sagte er, «wirklich Geschäftsfrau! Na, das freut mich. Junge Leute sollten auf der Welt nie untätig bleiben, und alte auch nicht, wenn sie nicht Rheuma bekommen. Da bin ich schon vorgewarnt worden, und in zwei bis drei Jahren werde ich mein Geschäft aufgeben und mich auf meine Farm zurückziehen. Da drüben, das große Backsteinhaus – Armenhaus nennen es die meisten, aber arm bin ich jetzt, dort will ich nichts tun und es schön haben. Und es freut mich, daß Sie jetzt auch Anstalten machen zu arbeiten, Miss Hepzibah.»

«Danke, Onkel Venner», lächelte Hepzibah, denn sie war dem einfachen, redseligen Alten immer zugetan gewesen. Doch wäre er eine alte Frau gewesen, hätte sie ihm wohl die nun geduldeten Vertraulichkeiten übelgenommen. «Es ist wahrhaftig Zeit für mich, mit dem Arbeiten anzufangen. Oder besser gesagt: ich fange gerade an, wo ich eigentlich damit aufhören sollte.»

«Oh, sagen Sie das nicht, Miss Hepzibah», erwiderte der Alte. «Sie sind noch eine junge Frau. Es kommt mir doch vor, ich war kaum viel jünger und es sei erst gestern gewesen, daß ich Sie noch vor der Tür zum alten Haus spielen sah, als ganz kleines Kind. Aber öfter saßen Sie auf der Schwelle und sahen ernst auf die Straße, denn Sie hatten immer schon diesen Ernst, eine erwachsene Art, auch als Sie mir erst bis zum Knie reichten. Mir ist, als sehe ich Sie jetzt noch so vor mir und Ihren Großvater mit seinem roten Mantel und der weißen Perücke, dem Dreispitz und dem Spazierstock, wie er aus dem Haus tritt und so großartig die Straße hinaufstolzert! Diese alten Herren, die vor der Revolution aufwuchsen, taten immer großartig. In meiner Jugend nannte man den großen Mann der Stadt allgemein König und seine Dame zwar nicht Königin, aber Lady. Heutzutage würde es keiner mehr wagen, sich König nennen zu lassen, und wenn einer sich ein bißchen besser fühlt als gewöhnliche Leute, buckelt er nur um so tiefer vor ihnen. Ich habe vor zehn Minuten Ihren Vetter, den Richter, getroffen, und genau diese alte Sacktuchhose hatte ich an. Aber ich glaube wirklich, er hat seinen Hut vor mir gezogen! Auf jeden Fall hat er begrüßt und gelächelt!»

«Ja», sagte Hepzibah, und Bitterkeit schlich sich unversehens in ihren Ton, «man sagt Vetter Jaffrey ein sehr freundliches Lächeln nach!»

«Und zwar zu recht!» antwortete Onkel Venner. «Was bei einem Pyncheon ziemlich erstaunlich ist, denn es tut mir ja leid, Miss Hepzibah, aber sie galten nie als einfache und umgängliche Leute. Sie ließen keinen an sich heran. Aber Miss Hepzibah, wenn ein alter Mann das fragen darf, warum greift Richter Pyncheon mit seinem großen Vermögen nicht ein und sagt seiner Cousine, sie soll ihren Kramladen gleich zumachen? Es ehrt Sie ja, etwas zu tun, aber den Richter ehrt es nicht, daß er Sie läßt!»

«Reden wir bitte nicht davon, Onkel Venner», sagte Hepzibah abweisend. «Immerhin muß ich sagen, wenn ich mein Brot selber verdienen will, ist das nicht Richter Pyncheons Fehler. Und man soll ihm auch nicht schuld geben», fügte sie in Anbetracht von Onkel Venners ehrwürdigem Alter und seiner arglosen Vertraulichkeit freundlicher hinzu, «wenn ich es mit der Zeit erwäge, mich auf diese Farm zurückzuziehen, genau wie Sie.»

«Ja, das ist kein übler Ort, diese Farm!» rief der Alte strahlend, als wären dort wahre Wonnen zu erwarten. «Gar kein übler Ort ist dieser große Ziegelhof, vor allem wenn einer dort mal so viele alte Kumpel trifft wie ich. Ich sehne mich manchmal richtig nach ihnen an den Winterabenden, denn es ist langweilig für einen einsamen Alten wie mich, stundenlang vor dem stickigen Ofen zu dösen und sonst keine Gesellschaft zu haben. Im Sommer wie im Winter spricht sehr viel für meine Farm! Und nehmen wir

auch den Herbst, was kann es Schöneres geben, als einen ganzen Tag auf der Sonnenseite einer Scheune oder eines Holzhaufens mit einem Gleichaltrigen zu verplaudern? Oder vielleicht auch zu faulenzeln mit einem geborenen Einfaltspinsel, der sich aufs Faulenzeln versteht, weil es nicht mal unsere tüchtigen Yankees geschafft haben, ihn für irgendwas zu gebrauchen. Ehrlich, Miss Hepzibah, ich weiß nicht, ob es mir je so gut ging, wie es mir gehen soll auf dieser Farm, zu der die meisten Armenhaus sagen. Aber Sie – Sie sind ja noch eine junge Frau und brauchen doch nicht dorthin? Für Sie wird es mal noch was Besseres geben. Da bin ich sicher!»

Hepzibah bildete sich ein, daß der Ton und die Miene ihres ehrwürdigen Freundes vielsagend waren, und sie erforschte sein Gesicht mit beträchtlichem Ernst, um die vielleicht dahinter verborgene Bedeutung zu entdecken. Menschen, die in eine ganz verzweifelte Lage geraten sind, halten sich fast immer mit Hoffnungen am Leben, die um so hochfliegender sind, als ihnen der Nährboden fehlt, auf dem maßvolle und vernünftige Erwartungen gedeihen könnten. So hatte auch Hepzibah noch während der letzten Vorkehrungen für die Ladeneröffnung insgeheim den Gedanken gehätschelt, daß ein spektakuläres Ereignis ihr Glück bringen würde. Vielleicht kam der Onkel, der vor fünfzig Jahren nach Indien gesegelt und seitdem verschollen war, doch noch zurück, und sie sollte der Trost seines greisen, hinfälligen Alters sein, und er würde sie mit Perlen, Diamanten, orientalischen Schals und Turbanen überhäufen und ihr dereinst seine unermesslichen Reichtümer vermachen. Oder der Parlamentsabgeordnete, der jetzt dem englischen Zweig der Familie vorstand, zu dem der ältere Stamm diesseits des Atlantiks in den letzten beiden Jahrhunderten so gut wie keinen Kontakt gepflegt hatte: Vielleicht lud dieser vornehme Gentleman Hepzibah ein, das baufällige Haus mit den sieben Giebeln zu verlassen und bei ihren Verwandten drüben auf Pyncheon Hall zu wohnen. Nur konnte sie aus absolut zwingenden Gründen seiner Bitte nicht nachkommen. Da sprach mehr dafür, daß ein Pyncheon, der vor Generationen nach Virginia ausgewandert und dort ein bedeutender Plantagenbesitzer geworden war, von Hepzibahs Not gehört hatte und ihr unter dem Einfluß südstaatlicher Großmut im puritanischen Blut tausend Dollar überweisen würde, mit der Aussicht auf alljährliche Wiederholung dieser Geste. Oder – und eine so erwiesenermaßen gerechte Sache zu erwarten, war wohl sicher nicht unvernünftig – der große Streit um Waldo County wurde schließlich doch noch zugunsten der Pyncheons entschieden, und Hepzibah würde keinen Kramladen aufmachen, sondern einen Palast errichten und von seinem höchsten Turm auf Täler und Hügel, Wälder und Felder und Städte hinunterschauen, auf jenes Land der Ahnen, das nun ihr gehörte.

Von solchen Märchen hatte sie lange geträumt, und so tauchte Onkel Venners beiläufige Ermutigung die armselig kahlen, trübsinnigen Räume ihres Gehirns in einen seltsam festlichen Glanz, als strahlte diese innere Welt plötzlich auf, wie von hellem Gaslicht entflammt. Aber entweder wußte der Alte nichts von ihren Luftschlössern – wie sollte er auch? –, oder ihr grimmiger Blick störte seine Gedanken, wogegen selbst ein mutigerer Mann nicht gefeit gewesen wäre. Jedenfalls verfolgte Onkel Venner kein ernsthafteres Thema mehr, sondern gefiel sich darin, Hepzibah weise Ratschläge für ihre Geschäftstätigkeit zu geben.

«Geben Sie keinen Kredit!» lautete eine goldene Regel. «Und nehmen Sie niemals Papiergeld! Achten Sie auf Ihr Wechselgeld! Prüfen Sie den Silberklang am Vierpfundgewicht! Weisen Sie alle englischen halben Pennys zurück und die wertlosen Kupferstücke, von denen es in der Stadt nur so wimmelt! Wenn Sie Zeit haben, stricken Sie Wollsocken und Fäustlinge für Kinder! Setzen Sie selber Hefe an, und brauen Sie Ihr eigenes Ingwerbier!»

Und während Hepzibah nach Kräften versuchte, die weisen Ratschläge, die auf sie niederprasselten, aufzunehmen, kam er zum letzten und, wie er sagte, alles entscheidenden Rat: «Machen Sie ein frohes Gesicht für Ihre Kunden, und lächeln Sie nett, wenn Sie ihnen das Gewünschte geben! Ein Ladenhüter, in ein herzerwärmendes Lächeln getaucht, läuft besser als frische Ware, böse betrachtet.»

Auf diesen Sinnspruch antwortete die arme Hepzibah mit einem so tiefen und schweren Seufzer, daß Onkel Venner davon fast weggeblasen wurde wie ein welkes Blatt – und das war er – vom Herbststurm. Doch er faßte sich wieder, neigte sich vor und winkte sie mit viel Gefühl im uralten Gesicht näher. «Wann erwarten Sie ihn zu Hause?» flüsterte er.

«Wen meinen Sie?» fragte Hepzibah und wurde blaß.

«Ach, Sie reden nicht gern davon», sagte Onkel Venner. «Gut, gut, lassen wir das, obwohl die ganze Stadt davon spricht! Ich weiß noch die Zeit, Miss Hepzibah, als er noch nicht alleine laufen konnte!»

Für den Rest des Tages hielt sich die arme Hepzibah noch weniger achtbar als Krämerin als bei ihren ersten Versuchen. Es war, als würde sie schlafwandeln, oder besser: die starke Lebendigkeit und Wirklichkeit ihrer Gefühle ließ alle äußeren Begebenheiten inhaltslos scheinen wie die trügerischen Gestalten eines Dämmerenschlafs. Zwar gehorchte sie blind dem häufigen Klingeln der Glocke und irrte auf Begehren der Kunden mit leerem Blick durch den Laden, um ihnen eine Ware nach der anderen anzubieten und dabei ausgerechnet das Gewünschte – mutwillig,

dachten die meisten – vorzuenthalten. Wahrhaftig, ein übles Durcheinander entsteht, wenn die Gedanken so sehr in die Vergangenheit und eine noch ärgere Zukunft schweifen oder sonstwie die raumlose Grenze zwischen ihrem Reich und der wirklichen Welt überschreiten, wo der Körper im wesentlichen sich selbst und seinem mechanischen Funktionieren überlassen bleibt. Das ist wie Tod, ohne das stille Vorrecht des Todes – aller irdischen Sorgen ledig zu sein. Um so schlimmer, wenn es sich dabei um so geringfügige Pflichten handelt wie die Kleinigkeiten, mit denen sich die trübsinnige alte Dame herumschlug. Ein widriges Schicksal wollte es, daß im Laufe des Nachmittags viel Kundschaft hereinströmte. Hepzibah stolperte durch ihren kleinen Laden und beging die unsäglichsten Fehler: reihte pro Pfund statt zehn einmal zwölf und dann wieder sieben Talgkerzen auf; verkaufte Ingwer statt Schnupftabak, Stecknadeln statt Nähnadeln und Nähnadeln statt Stecknadeln zählte falsch heraus, gelegentlich zu fremdem und viel öfter zu ihrem eigenen Schaden, und gab sich überhaupt jede Mühe, das große Chaos wiederherzustellen, bis sie nach den Plagen des Tages zu ihrem fassungslosen Erstaunen feststellen mußte, daß die Geldschublade fast leer war. Ihre ganze qualvolle Geschäftigkeit hatte ihr vielleicht ein halbes Dutzend Kupfermünzen und einen fraglichen Neuner eingetragen, der sich bei näherem Hinsehen aber auch als Kupferpenny erwies.

Diesen Preis, und überhaupt jeden Preis, zahlte sie mit Freuden dafür, daß dieser Tag zu Ende war. Nie zuvor hatte sie so stark empfunden, wie unerträglich langsam die Zeit zwischen Sonnenaufgang und –Untergang verstrich; wie lästig und jammervoll jede Betriebsamkeit war und wie viel gescheiter es wäre, sich in dumpfer Ergebenheit sogleich niederzulegen und zuzulassen, daß das Leben samt seinen Mühen und Plagen auf dem hingestreckten Leib nach Belieben herumtrampelte!

Ihr letztes Geschäft machte Hepzibah mit dem kleinen Freißfeind Jim Crows und des Elefanten; diesmal wollte er ein Kamel verschlingen. In ihrer Verwirrung bot sie ihm zunächst einen Holzdragoner und dann eine Handvoll Murmeln an, und da beides seinen sonst wenig wählerischen Appetit nicht befriedigen konnte, streckte sie ihm rasch ihre ganze restliche naturgeschichtliche Sammlung aus Pfefferkuchen hin und drängte den kleinen Kunden aus dem Laden. Dann dämpfte sie die Glocke mit einem unfertigen Strumpf und legte den Eichenriegel vor.

Als sie damit beschäftigt war, hielt ein Pferdefuhrwerk unter den Zweigen der Ulme. Hepzibah schlug das Herz bis zum Hals. Im fernen Dämmer der Vergangenheit und seitdem ohne Sonnenschein lag das Land, aus dem ihr einziger Gast nun kommen könnte! Ob sie ihm jetzt begegnen sollte? Jemand bewegte sich jedenfalls von ganz hinten im Wagen nach vorne. Ein Herr stieg aus, aber bloß, um einem schlanken jungen Mädchen die Hand zu reichen, das diese Hilfe eigentlich gar nicht brauchte,

leichtfüßig die Stufen hinunterging und mit einem kleinen Sprung auf dem Gehsteig landete. Sie schenkte ihrem Kavalier ein Lächeln, dessen Strahlen sich auf seinem Gesicht spiegelte, als er das Fahrzeug wieder bestieg. Das Mädchen wandte sich darauf dem Haus mit den sieben Giebeln zu, vor dessen Tür – nicht die Ladentür, sondern das alte Portal – der Kutscher inzwischen einen leichten Koffer und eine Hutschachtel gestellt hatte. Er betätigte energisch den alten Türklopfer aus Eisen und ließ dann seinen Fahrgast und ihr Gepäck vor der Schwelle zurück.

«Wer kann das sein?» dachte Hepzibah, die ihre Augen so stark zusammengekniffen hatte, wie es nur ging. «Das Mädchen muß sich im Haus geirrt haben!»

Sie stahl sich rasch in die Eingangshalle und betrachtete, selbst unsichtbar, durch die trüben Seitenfenster des Portals das junge, blühende und strahlende Gesicht, das vor dem düsteren alten Haus um Einlaß bat. Es war ein Gesicht, für das sich fast jede Tür von selbst geöffnet hätte.

Das junge Mädchen, so frisch und ungezwungen und doch, wie man gleich bemerkte, so wohlerzogen und ordentlich, stand in diesem Augenblick in größtem Gegensatz zu ihrer ganzen Umgebung. Das häßliche, eklig wuchernde, üppige Unkraut an der Hausecke; der schwere Schatten des Vorbaus über ihr; die verwitterten Türbalken – nichts von alledem gehörte zu ihrer Welt. Doch wie bei einem Sonnenstrahl, der einen düsteren Ort erhellt, ohne daß man nach dem Grund fragt, so schien es auch nichts als natürlich, daß dieses Mädchen auf der Schwelle stand und die Tür aufgehen und sie einlassen sollte. So spürte auch die Jungfer selbst, die dem Mädchen erst barsch den Zutritt verwehren wollte, daß die Tür sich bewegen und der rostige Schlüssel im widerstrebenden Schloß umgedreht werden sollte.

«Kann das Phoebe sein?» fragte sie sich. «Es muß die kleine Phoebe sein, denn jemand anders kann es nicht sein, und außerdem gleicht sie ihrem Vater! Aber was will sie hier? Und wie sieht das doch einer Cousine vom Land ähnlich, eine arme Verwandte einfach so heimzusuchen, ohne sich wenigstens einen Tag vorher anzumelden oder zu fragen, ob sie willkommen sei! Gut, sie muß hier wohl übernachten können, und morgen soll das Kind dann zu seiner Mutter zurück!»

Phoebe, muß man wissen, war der letzte Sproß jenes schon erwähnten Zweigs der Pyncheons, der im ländlichen Neuengland wohnte, wo die alten Bräuche und verwandtschaftlichen Bande zum Teil noch lebendig sind. In ihren Kreisen galten Verwandtenbesuche ohne Einladung oder förmliche Voranmeldung überhaupt nicht als ungehörig. Trotzdem war in Anbetracht von Miss Hepzibahs zurückgezogenem Lebenswandel tatsächlich ein Brief geschrieben und auch abgeschickt worden, der Phoebes bevorstehenden Besuch ankündigte. Dieser Brief steckte schon seit drei oder

vier Tagen in der Tasche des Postboten, für den in der Pyncheon Street gerade nichts weiter zu tun war und der sich deshalb auch noch nicht zum Haus mit den sieben Giebeln bemüht hatte.

«Nein! – Mehr als eine Nacht kann sie nicht bleiben», sagte sich Hepzibah und sperrte die Tür auf. «Es würde Clifford vielleicht stören, sie hier anzutreffen!»

KAPITEL 5. MAI UND NOVEMBER

Phoebe Pyncheon schlief in der Nacht nach ihrer Ankunft in einer Kammer über dem Garten des alten Hauses. Es war ein Ostzimmer, so daß schon sehr früh das glühende Morgenlicht durchs Fenster flutete und die trübe Decke und die Tapeten in sein Karminrot tauchte. Phoebes Bett hatte Vorhänge, einen dunklen, altertümlichen Betthimmel und schwere Girlanden aus einem Stoff, der einst kostbar, ja prachtvoll gewesen war, jetzt aber wie eine Wolke über dem Mädchen lastete und es in dieser Ecke noch Nacht sein ließ, während es überall sonst eben tagte. Bald stahl sich jedoch am Fußende des Betts die Morgenröte durch die Öffnung zwischen den verblichenen Vorhängen. Als sie den neuen Gast dort fand – mit rosigen Wangen wie sie und einem leisen Zucken fliehenden Schlafs in den Gliedern, wie wenn eine erste Brise das Laub berührt –, küßte sie diese Stirn. Es war die Zärtlichkeit, die eine Morgenfee – und das ist Aurora auf immer – für ihre schlafende Schwester hat, wenn sie einem unwiderstehlichen Sehnen nachgibt und ihr zugleich sanft bedeutet, es sei nun Zeit für sie, die Augen zu öffnen.

Als die Lippen aus Licht sie berührten, wachte Phoebe ruhig auf und wußte für einen Augenblick nicht mehr, wo sie war und warum diese schweren Vorhänge sie umgaben. Eigentlich war ihr gar nichts ganz klar, außer daß es frühmorgens war und sie als nächstes aufstehen und beten sollte. Es war ihr um so mehr danach, weil das Zimmer und seine Möblierung so grimmig wirkten, vor allem die hohen, steifen Stühle, von denen einer neben dem Bett stand und aussah, als hätte ein ehrwürdiger Greis darin gewacht und wäre eben noch rechtzeitig entschwunden, bevor man ihn entdeckte.

Als Phoebe angekleidet war, spähte sie aus dem Fenster und sah einen Rosenbusch im Garten. Weil er so groß und üppig war, hatte man ihn an der Fassade hochgezogen; er war von einer kostbaren weißen Blütenpracht fast völlig bedeckt. Viele Rosen waren von Fäulnis oder Mehltau befallen, wie das Mädchen noch entdecken sollte, aber aus einiger Entfernung sah es so aus, als wäre der ganze Busch samt Wurzeln und Erde erst diesen Sommer aus dem Garten Eden gebracht worden. In Wahrheit war er von Alice Pyncheon gepflanzt worden – Phoebes Urgroßtante –, in einen Boden, der nur

schon vom Gärtnern im verrotteten Grund von fast zweihundert Jahren fett geworden war. Doch auch wenn sie aus alter Erde wuchsen, ließen die Blumen immer noch einen frischen, lieblichen Duft zu ihrem Schöpfer emporsteigen, der deshalb gewiß nicht weniger rein und willkommen war, weil das Parfüm sich mit Phoebes jungem Atem mischte, als es an ihrem Fenster vorbeischwebte. Sie eilte die knarrende, teppichlose Treppe hinunter, pflückte im Garten einige der schönsten Rosen und brachte sie auf ihr Zimmer.

Ein Sinn für das Praktische war das einzige Vermögen, das Phoebe ihren Vorfahren verdankte. Eine Art natürliche Zauberkraft befähigt ihresgleichen, die verborgenen Möglichkeiten ihrer Umgebung an den Tag zu bringen und insbesondere jeden Ort behaglich und wohnlich wirken zu lassen, an den es sie für noch so kurze Zeit verschlägt. Selbst eine primitive Hütte aus Buschwerk, von Reisenden auf ihrem Weg durch den Urwald hastig errichtet, würde in ein Heim verwandelt, wenn eine solche Frau eine einzige Nacht darin verbrächte, und dieses Aussehen noch lange behalten, nachdem ihre stille Gestalt im Dämmer ringsum entschwunden wäre. Keine geringere häusliche Hexerei war dazu nötig, Phoebes öde, freudlose, düstere Kammer zurückzuerobern, die so lange nur von Spinnen, Mäusen, Ratten und Gespenstern bewohnt worden war, bis darin die Trostlosigkeit wucherte, die darauffluert, jede Spur glücklicherer Stunden zu tilgen. Wie Phoebe genau zu Werk ging, können wir unmöglich sagen. Sie schien nicht planvoll zu handeln, sondern legte da Hand an und dort; rückte ein paar Möbel ans Licht und schob andere in den Schatten; band einen Vorhang auf oder löste ihn, und so war es ihr nach einer halben Stunde vollauf gelungen, dem Raum ein freundlich einladendes Gesicht zu geben. Erst letzte Nacht noch war er ganz wie das Herz der alten Jungfer gewesen, denn hier schien keine Sonne und dort brannte kein Feuer, und außer Gespenstern und geisterhaften Erinnerungen war seit vielen Jahren kein Gast in das Herz oder die Kammer eingezogen.

Noch etwas ist zu der geheimnisvollen Magie zu sagen. Dieses Schlafzimmer war gewiß Zeuge großer und ganz verschiedener Erfahrungen gewesen, ein Schauplatz des Menschenlebens. Das Herzklopfen von Brautleuten hatte sich hier gelegt, neue Erdenbürger hatten hier ihren ersten Atemzug getan, und alte Leute waren hier gestorben. Aber nun – ob es an den weißen Rosen lag oder an welchem zartem Einfluß auch immer – war es, wie ein feinfühliges Beobachter gleich bemerkt hätte, das Schlafzimmer eines jungen Mädchens, von allem vergangenen Übel und Leid durch ihren lieblichen Atem und ihre frohen Gedanken gereinigt. Ihre so unbeschwerten Träume der letzten Macht hatten das Dunkel ausgetrieben, und jetzt singen sie in der Kammer um.

Als alles zu ihrer Zufriedenheit war, verließ Phoebe den Raum und wollte wieder in den Garten hinunter. Außer dem Rosenbusch waren ihr noch verschiedene andere Blumen aufgefallen, die dort wild wucherten und (wie man es auch in der menschlichen Gesellschaft oft bemerkt) einander in ihrem ungezähmten Wildwuchs an der Entfaltung hinderten. Oben an der Treppe traf sie jedoch auf Hepzibah, die sie, weil es noch früh war, in einen Raum bat, den sie wohl auf französisch Boudoir genannt hätte, wäre ihre Erziehung entsprechend gewesen. Ein paar alte Bücher und ein Nähkorb lagen herum, ein staubiges Schreibpult stand da und an der einen Wand ein sperriges schwarzes Möbel von ganz seltsamem Aussehen, ein Cembalo, wie die alte Dame Phoebe belehrte. Es glich am ehesten einem Sarg, und weil man jahrelang nicht darauf gespielt oder es auch nur geöffnet hatte, mußte tatsächlich sehr viel tote Musik darin sein, an Luftmangel erstickt. Man wußte kaum von einer Menschenhand, die seine Tasten berührt hätte seit den Tagen der Alice Pyncheon, die diese wohltonende Kunst in Europa gelernt hatte.

Hepzibah bat ihren jungen Gast, Platz zu nehmen, setzte sich selbst auf einen Stuhl daneben und betrachtete die adrette kleine Gestalt vor ihr so ernsthaft, als wollte sie Phoebes innerste Antriebe und geheimsten Beweggründe erkunden. «Cousine Phoebe», sagte sie schließlich, «ich weiß wirklich nicht, wie ich dich hier behalten könnte.»

Dabei waren diese Worte nicht so grob und ungestlich, wie es dem Leser vorkommen mag, denn die beiden Verwandten hatten sich schon in einem Gespräch vor dem Schlafengehen miteinander ein wenig vertraut gemacht. Hepzibah wußte genug, um die Umstände – im Zusammenhang mit der Wiederverheiratung der Mutter des Mädchens – einzuschätzen, die Phoebe daran denken ließen, ein neues Zuhause zu suchen. Sie verkannte auch Phoebes Charakter nicht und dessen wohlthuende Unternehmungslust – einen der wertvollsten Wesenszüge der wahren Neuengländerin –, die sie dazu antrieb, gewissermaßen ihr Glück zu suchen, doch aus Gründen der Selbstachtung immer so, daß sie ebensoviel geben wollte, wie sie empfing. Als eine ihrer nächsten Verwandten hatte sie sich natürlicherweise an Hepzibah gewandt, nicht um sich ihrer Cousine aufzudrängen, sondern bloß für einen Besuch von ein oder zwei Wochen, mit der Aussicht auf unbestimmte Verlängerung, wenn beide damit zufrieden wären.

Darum antwortete Phoebe auf Hepzibahs unverblühte Bemerkung ebenso offen und um einiges munterer: «Liebe Cousine, ich weiß nicht, wie es werden wird, aber ich meine wirklich, wir könnten viel besser zueinander passen, als Sie denken.»

«Du bist ein nettes Mädchen, das sehe ich wohl», fuhr Hepzibah fort, «und nicht deswegen zögere ich. Aber Phoebe, mein Haus ist ein trübseliger Ort für einen jungen Menschen. Es läßt Wind und Regen herein und im Winter auch Schnee im Dachstock und in den Mansarden, bloß die Sonne nicht! Und was ich selber bin, siehst du ja – eine trostlose, einsame alte Frau (ja, allmählich nenne ich mich alt, Phoebe), von leider nicht allzu verträglichem Wesen und rabenschwarzem Gemüt. Ich kann dir das Leben nicht angenehm machen, Cousine Phoebe, und dir nicht einmal dein Brot zu essen geben.»

«Sie werden sehen, ich bin eine Frohnatur», antwortete Phoebe lächelnd und doch mit einer sanften Würde, «und mein Brot will ich mir selber verdienen. Sie wissen, daß man mich nicht wie eine Pyncheon erzogen hat, und in einem Dorf in Neuengland lernt ein Mädchen vieles.»

«Ach, Phoebe», seufzte Hepzibah, «was willst du hier mit deinen Kenntnissen anfangen! Und es ist eine bedrückende Vorstellung, daß du deine Jugend an einem solchen Ort wegwerfen magst. Schon nach ein oder zwei Monaten wären deine Wangen nicht mehr so rosig. Schau mir ins Gesicht!» – und der Gegensatz war tatsächlich kraß.

«Siehst du, wie bleich ich bin! Ich glaube, der Staub und ewige Zerfall dieser alten Häuser ist ungesund für die Lungen.»

«Ich könnte mich um den Garten kümmern – und die Blumen», bemerkte Phoebe. «Die Bewegung an der frischen Luft würde mir helfen, gesund zu bleiben.»

«Und außerdem, Kind», rief Hepzibah aus und erhob sich plötzlich, als wollte sie der Sache ein Ende machen, «ist es nicht an mir zu sagen, wer das alte Haus der Pyncheons als Gast oder ständig bewohnt. Denn der Herr des Hauses kommt.»

«Meinen Sie Richter Pyncheon?» fragte Phoebe überrascht.

«Ach, Richter Pyncheon!» gab ihre Cousine verärgert zurück. «Der kommt mir nicht ins Haus, solange ich lebe! Nein, nein! Aber du sollst das Gesicht des Mannes sehen, Phoebe, von dem ich rede.»

Sie ging die schon beschriebene Miniatur holen und kam mit dem Bild in der Hand zurück. Als sie es Phoebe gab, musterte sie die Züge des Mädchens genau und wachte fast eifersüchtig darüber, welchen Eindruck das Bild auf sie machen würde.

«Wie gefällt dir dieses Gesicht?» fragte Hepzibah.

«Es ist schön – wunderschön!» sagte Phoebe bewundernd. «Und so mild wie ein Männergesicht sein kann oder sein sollte. Es ist ein fast kindlicher Ausdruck – nicht kindisch – nur so, daß man ihm sehr freundlich gesinnt ist! Er sollte niemals leiden. Man würde viel auf sich nehmen, um ihm Sorgen und Mühen zu ersparen. Und wer ist es denn, Cousine Hepzibah?»

«Hast du nie», flüsterte ihre Cousine und beugte sich zu ihr, «von Clifford Pyncheon gehört?»

«Niemand! Ich dachte, es gebe keine Pyncheons mehr bis auf Sie und unseren Vetter Jaffrey», antwortete Phoebe. «Und doch meine ich, den Namen Clifford Pyncheon einmal gehört zu haben. Ja! – Von meinem Vater oder von meiner Mutter; aber ist er nicht schon lange tot?»

«Ach ja, Kind, vielleicht!» sagte Hepzibah mit einem traurigen, hohlen Lachen. «Aber in so alten Häusern wie diesem, weißt du, kommen die Toten sehr gerne wieder! Wir werden sehen. Gut, Cousine Phoebe, nachdem du trotz allem, was ich dir gesagt habe, den Mut nicht verlierst, wollen wir uns nicht so bald trennen. Du bist vorerst willkommen, Kind, zu dem, was deine Verwandte dir als Heim bieten kann.»

Mit dieser zurückhaltenden, aber auch nicht schroffen Versicherung gastfreundlicher Absichten gab Hepzibah ihr einen Kuß auf die Wange.

Dann gingen sie die Treppe hinunter, wo Phoebe – nicht weil sie diese Aufgabe gesucht hätte, sondern weil sie ihr aufgrund ihres angeborenen Talents einfach so zufiel – zur Hauptsache das Frühstück zubereitete. Die Hausherrin stand inzwischen, wie für ihresgleichen typisch, steif und linkisch daneben, wollte zwar helfen und wußte doch, daß ihr mangelndes Geschick der Sache nur hinderlich wäre. Phoebe und das Feuer unter dem Teekessel dagegen erledigten das Gewünschte gleichermaßen sprühend, munter und wirkungsvoll. Hepzibah, schwerfällig, wie sie durch das lange Alleinsein geworden war, schaute ihr zu, als käme sie aus einer anderen Welt. Immerhin war sie berührt und gar belustigt von der Tatkraft, mit der ihre neue Mitbewohnerin sich auf die Gegebenheiten einstellte und auch das Haus samt seinem rostigen, alten Inventar ihren Zwecken dienlich machte. Zudem tat sie alles ohne sichtliche Anstrengung und unter Singen, das sehr lieblich zu hören war. Einem Vogel im schattigen Baum glich Phoebe in ihrer Sangesfreude; vielleicht hörte man auch den Strom des Lebens in ihrem Herzen wispern wie einen Bach in einem sanften Tal. Er redete von einer munteren Frohnatur, die Freude findet an ihrem Tun und ihm dadurch Schönheit verleiht, ein neuenglischer Wesenszug: Stoff von alter puritanischer Strenge, mit eingewobenem Goldfaden.

Hepzibah erschien mit alten Silberlöffeln samt eingraviertem Familienwappen und einem Teegeschirr aus Porzellan, das ringsum mit wunderlichen Figuren von Menschen, Tieren und Vögeln in einer ebenso wunderlichen Landschaft bemalt war. Die dargestellten Menschen waren Sonderlinge in ihrer besonderen Welt – einer leuchtenden Welt, was die Farbe betraf, die noch nicht verblaßt war, obwohl der Krug und die Täßchen so alt waren wie die Sitte des Teetrinkens selbst.

«Deine Ururururgroßmutter bekam diese Tassen zur Hochzeit», sagte Hepzibah zu Phoebe. «Sie war eine Davenport, aus guter Familie. Und das waren sozusagen die ersten Teetassen, die in der Kolonie je zu sehen waren, und wenn eine davon zerbrechen würde, bräche es auch mir das Herz. Obwohl es ja Unsinn ist, von einer zarten Teetasse so zu reden, wenn ich daran denke, was mein Herz schon erlitten hat, ohne daran zu zerbrechen.»

In den Tassen, die vielleicht seit Hepzibahs Jugend nie mehr gebraucht worden waren, hatte sich nicht wenig Staub angehäuft, den Phoebe mit so viel Umsicht und Sorgfalt abwusch, daß auch die Besitzerin dieses unschätzbar wertvollen Porzellan zufrieden sein mußte.

«Eine tüchtige kleine Hausfrau bist du!» lächelte sie und runzelte dazu so heftig die Stirn, daß das Lächeln dem Sonnenstrahl hinter einer Gewitterwolke glich. «Kannst du auch anderes ebenso gut? Zum Beispiel Studieren genauso wie Abwaschen?»

«Nicht ganz, fürchte ich», sagte Phoebe und mußte über Hepzibahs Frage lachen. «Immerhin war ich letzten Sommer Lehrerin für die kleinen Kinder in unserer Gegend, und ich hätte es auch bleiben können.»

«Ja, ja, schon recht!» bemerkte die Jungfer und richtete sich auf. «Aber das mußt du von Mutters Seite geerbt haben. Ich weiß von keinem Pyncheon, der ein Talent für so etwas hatte.»

Es ist zwar sonderbar, aber darum nicht weniger wahr, daß die Leute sich im allgemeinen ebensoviel, oder gar mehr, auf ihre Schwächen wie auf ihre Stärken einbilden, und so war auch Hepzibah stolz auf die sprichwörtliche Unbrauchbarkeit der Pyncheons zu jedem nützlichen Zweck. Sie betrachtete dies als angeborene Eigenschaft, und das war es vielleicht auch, doch es war ein krankhafter Zug, wie er oft in Familien auftritt, die dem gewöhnlichen Leben seit langem entfremdet sind.

Als sie noch beim Frühstück saßen, schrillte die Ladenglocke, und Hepzibah setzte ihre letzte Tasse mit dem letzten Schluck Tee darin mit einem solchen Erbleichen ab, daß der Anblick wahrhaft mitleiderregend war. Wenn man etwas Verhaßtes zu tun hat, ist der zweite Tag meist schlimmer als der erste, denn wir spüren die vergangene Pein

noch in den Gliedern, wenn wir uns wieder der Folter aussetzen. Jedenfalls war Hepzibah schon ganz überzeugt, daß sie sich unmöglich je an diese mißlaunig lärmende Glocke gewöhnen konnte. Mochte sie schellen, so oft sie wollte, immer wurde sie davon jäh und plötzlich erschreckt. Und nun, da sie umgeben von altem Porzellan und Teelöffeln mit Wappen von Vornehmheit träumte, war ihr die Vorstellung, Kundschaft zu bedienen, vollends unerträglich.

«Bemühen Sie sich nicht, liebe Cousine!» rief Phoebe und sprang auf die Füße. «Heute bin ich Verkäuferin.»

«Du, Kind!» rief Hepzibah aus. «Was kann denn ein Mädchen vom Land von solchen Dingen verstehen?»

«Oh, ich war immer einkaufen für die ganze Familie im Dorfladen», antwortete Phoebe. «Und ich hatte einen Tisch an einem Bazar und habe mehr als alle andern verkauft. So was lernt man nicht», fügte sie lächelnd hinzu, «es hat wohl mit einem Geschick zu tun, das man von seiner Mutter erbt. Wenn ich eine tüchtige kleine Hausfrau bin, so bin ich auch eine tüchtige kleine Geschäftsfrau, Sie werden sehen!»

Die alte Dame stahl sich hinter Phoebe her und verfolgte heimlich vom Durchgang zum Laden aus, wie sie zurechtkommen würde. Es war ein verzwickter Fall. Eine uralte Frau im kurzen weißen Rock und grünen Unterrock, mit Goldkugeln um den Hals und einer Art Nachtmütze auf dem Kopf, hatte Garn mitgebracht, das sie gegen Waren aus dem Laden eintauschen wollte. Sie war vermutlich der allerletzte Mensch in der Stadt, der das ehrwürdige Spinnrad noch in ständigem Schwung hielt. Man hörte gerne zu, wie sich das dumpfe Krächzen der Alten und Phoebes wohl lautende Stimme ineinanderflochten; und noch lieber verglich man die Gestalten – so anmutig und blühend die eine, so düster und hilflos die andere –, getrennt nur durch den Ladentisch und doch auch durch mehr als sechzig Jahre. Und was das Geschäft betraf, maßen sich Altersschläue und List mit angeborenem gesunden Menschenverstand. «Ist das nicht gut gegangen?» fragte Phoebe lachend, als die Kundin den Laden verlassen hatte. «Ja, Kind, das hast du gut gemacht!» antwortete Hepzibah. «Ich hätte es nicht annähernd so gut geschafft. Du hast ja recht, es muß ein Geschick sein, das du von Mutters Seite hast.»

Die Bewunderung, die von den für eine Rolle auf der Weltbühne allzu scheuen oder unbeholfenen Nebendarstellern den wahren Schauspielern im Lebensdrama entgegengebracht wird, ist vollkommen echt, und zwar so sehr, daß die Statisten diese Tatkraft und Stärke gerne für unvereinbar mit anderen Eigenschaften halten, die sie aus Selbstachtung für gewöhnlich höher einschätzen.

So anerkannte auch Hepzibah ohne weiteres Phoebes haushohe Überlegenheit als Verkäuferin und hörte willig ihren verschiedenen Vorschlägen zu, wie das Geschäft belebt werden und ohne riskante Kapitaleinlage gewinnbringend sein könnte. Sie war einverstanden, daß das Mädchen vom Dorf Bier- und Backhefe herstellen, ein köstliches und magenstärkendes Bier brauen und außerdem Rosinenküchlein backen und zum Verkauf anbieten sollte, die bei jedem, der davon kostete, das Verlangen nach mehr wecken würden. All diese Zeichen für einen wachen Geist und eine geschickte Hand waren der vornehmen Ladentante sehr willkommen, solange sie mit grimmigem Lächeln, halbherzigem Seufzen und einer Mischung aus Staunen, Mitleid und wachsender Zuneigung vor sich hin murmeln konnte: «Ein nettes Persönchen ist sie! Wenn sie bloß auch eine Dame sein könnte! Aber das ist unmöglich! Phoebe ist keine Pyncheon. Sie schlägt in allem nach ihrer Mutter.»

Daß Phoebe keine Dame war, oder ob sie doch eine war, ließ sich vielleicht schwer entscheiden, aber eigentlich stellte sich die Frage einem gesunden und urteilsfähigen Verstand gar nicht. Außerhalb von Neuengland hätte man jedenfalls keine Frau finden können, die so viele damenhafte mit so vielen anderen, bei einer Dame nicht notwendigen, aber auch nicht störenden Eigenschaften vereinte. Sie schockierte keinen guten Geschmack, war bewundernswert ausgeglichen und nirgendwo fehl am Platz. Zugegeben entsprach ihre Gestalt, die fast kindlich und so biegsam war, daß Bewegung für sie das Natürlichste schien, kaum der allgemeinen Vorstellung von einer Gräfin. Auch ihr Gesicht – umrahmt von dunklen Locken, mit leichter Stupsnase, frischem, gebräuntem Teint, dazu einem halben Dutzend Sommersprossen, die freundlich an Sonne und Wind des April erinnerten – berechnete strenggenommen nicht dazu, sie eine Schönheit zu nennen. Aber in ihren Augen las Glanz und Tiefe. Sie war sehr hübsch, zierlich wie ein Vogel und von derselben Anmut; willkommen im Haus wie ein Sonnenstrahl, der durch die Schatten blinkenden Laubs auf den Fußboden fällt, oder wie eine Herdflamme, die an der Wand tanzt, wenn der Abend kommt. Statt über ihren Anspruch zu streiten, als Dame zu gelten, wäre es besser, Phoebe als Beispiel fraulicher Grazie und praktischen Sinns zugleich zu begreifen, in einer Gesellschaft, wenn es sie denn gab, wo man Damen nicht kannte. Dort wäre es die Aufgabe der Frau, sich im Alltag zu bewegen und auch den gewöhnlichsten Dingen – selbst den Töpfen und Kesseln, die sie scheuerte – Glanz zu verleihen und ihnen den Geist der Anmut und Freude einzuhauchen.

Das war Phoebes Welt. Um andererseits die geborene und auch dazu erzogene Dame zu finden, genügt uns Hepzibah, unsere einsame alte Jungfer, in raschelnder grauer und grau gewordener Seide, mit ihrem ebenso eingefleischten wie lächerlichen Standesbewußtsein, ihren nebulösen Ansprüchen auf fürstliche Ländereien und

vielleicht der ehrenvollen Erinnerung, einmal auf einem Cembalo geklumpert, sich im Schreittanz gedreht und auf ihrem Sticktuch einen alten Gobelinstich geübt zu haben. So standen sich neuer Bürgersinn und alte Vornehmheit treffend gegenüber.

Es schien tatsächlich, als hätte das verwüstete Gesicht des Hauses mit den sieben Giebeln unter den gewiß noch immer düsteren, schweren Brauen hervor einen heiteren Glanz aus den halbdunklen Fenstern verströmt, während Phoebe im Innern umherging. Anders ist es nicht zu erklären, weshalb die Nachbarschaft die Anwesenheit des Mädchens so rasch bemerkte. Gegen zehn Uhr setzte ein großer Zustrom von Kundschaft ein, der bis gegen Mittag anhielt, um die Essenszeit abebbte und am Nachmittag wieder anschwell, bis er nach einem langen Tag etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang versiegte. Einer der treuesten Kunden war der kleine Ned Higgins, der Freßfeind Jim Crows und des Elefanten, der heute seine umfassende Gefräßigkeit durch das Verschlingen zweier Dromedare und einer Lokomotive unter Beweis gestellt hatte. Phoebe lachte, als sie ihre Einkünfte auf der Schiefertafel zusammenrechnete, während Hepzibah erst ein Paar Seidenhandschuhe überstreifte und dann den schmutzigen, auch mit Silber durchmischten Haufen Kupfermünzen nachzählte, die die Kasse zum Klingeln gebracht hatten.

«Wir müssen unsere Bestände auffüllen, Cousine Hepzibah!» rief die kleine Geschäftsfrau. «Die Pfefferkuchenmännchen sind alle weg und auch diese holländischen Milchmädchen aus Holz und die meisten anderen Spielsachen. Es wurde dauernd nach billigen Rosinen gefragt und dringend nach Pfeifen, Trompeten und Maultrommeln verlangt, und mindestens ein Dutzend kleine Jungs wollten Zuckerzeug. Und wir müssen einen Korb Winteräpfel beschaffen, auch wenn es schon spät ist dafür. Aber liebe Cousine, was für ein riesiger Kupferhaufen! Ein richtiger Kupferberg!»

«Gut gemacht, gut gemacht, sehr gut!» sagte Onkel Venner, der mehrmals am Tag Anlaß gefunden hatte, in den Laden herein- und wieder hinauszuschlurfen. «Das Mädchen da wird seine Tage nie auf meiner Farm beschließen! Meiner Seel', was für ein munteres Menschenkind!»

«Ja, Phoebe ist ein nettes Mädchen», bestätigte Hepzibah mit einem beifällig nüchternen Stirnrunzeln. «Aber Onkel Venner, Sie kennen die Familie schon so viele Jahre. Wissen Sie, ob es je einen Pyncheon gab, dem sie nachschlägt?»

«Ich glaube nicht, daß es je so einen gab», antwortete der ehrwürdige Greis. «Jedenfalls hatte ich nie das Glück, ihresgleichen bei ihnen anzutreffen, und anderswo übrigens auch nicht. Ich hab' ja viel von der Welt gesehen, nicht nur in den Küchen und Hinterhöfen, sondern auch an den Straßenecken und auf den Kais und wo ich

sonst noch zu tun habe, und ich darf ohne weiteres sagen, Miss Hepzibah, ich weiß von keinem Menschenwesen, das bei seiner Arbeit so sehr einem Engel Gottes gleicht wie dieses Kind!»

Onkel Venners Lobrede mag ja übertrieben und unpassend wirken, und trotzdem hatte er eine Wahrheit erfaßt: Phoebes Tun hatte eine geistliche Qualität. Das Leben des langen, geschäftigen Tags, der mit Arbeiten verbracht wurde, die so leicht erbärmlich und abstoßend hätten erscheinen können, war verschönert und gar verzaubert worden durch die spontane Anmut, mit der diese unscheinbaren Pflichten ihrem Wesen zu entspringen schienen, so daß jede Mühsal unter ihren Händen wie ein reizendes Kinderspiel wirkte. Engel plagten sich nicht, sondern verströmen ihre Wohltaten, und das tat auch Phoebe.

Die beiden Verwandten – Jungfrau und Jungfer – fanden in den Geschäftspausen Zeit, einander, noch bevor es Abend wurde, mehr und mehr schätzen und vertrauen zu lernen. Eine Klausnerin wie Hepzibah ist meist bemerkenswert offen und manchmal gar liebenswürdig, wenn sie ganz in die Ecke gedrängt dem persönlichen Umgang nicht mehr ausweichen kann; und wie der Engel, mit dem Jakob rang, ist sie, einmal überwältigt, zum Segnen bereit.⁶

Es verschaffte der alten Dame eine trübsinnige, stolze Genugtuung, Phoebe im Haus von Raum zu Raum zu führen und die alten Geschichten auszubreiten, von denen die Wände wie mit einem düsteren Fresko gezeichnet waren. Sie zeigte die Kerben vom Schwertknauf des Vizegouverneurs in der Türfüllung des Zimmers, wo der alte Oberst Pyncheon seine erschrockenen Gäste als toter Gastgeber mit einem fürchterlichen Stirnrunzeln empfangen hatte. Und man sage, bemerkte Hepzibah, daß der Schrecken dieses bösen Blicks immer noch über dem Flur schwebte. Sie hieß Phoebe auf einen der hohen Stühle klettern und die alte Karte vom Land der Pyncheons im Osten begutachten. In einem Gebiet, auf das sie mit dem Finger zeigte, gab es eine Silbermine, deren genaue Lage Oberst Pyncheon irgendwo persönlich vermerkt hatte, die aber erst preisgegeben werden sollte, wenn die Regierung den Anspruch der Familie einst guthieß. So lag es eigentlich im Interesse von ganz Neuengland, daß den Pyncheons Gerechtigkeit widerfuhr. Dann erzählte sie, irgendwo im Haus müsse ein unermeßlicher Schatz englischer Goldmünzen versteckt sein, vielleicht auch im Keller oder womöglich im Garten. «Und wenn du ihn finden solltest, Phoebe», sagte Hepzibah und warf mit grimmigem und doch freundlichem Lächeln einen schrägen Blick auf sie, «bringen wir die Ladenglocke ganz zum Schweigen.»

«Ja, liebe Cousine», antwortete Phoebe, «aber jetzt höre ich sie noch schellen!»

⁶ Anspielung auf den Kampf Jakobs mit dem Engel am Fluß Jabbok, nach 1. Mose 32,23-33.

Als der Kunde gegangen war, begann Hepzibah ziemlich sprunghaft und umständlich von einer gewissen Alice Pyncheon zu erzählen, die zu ihren Lebzeiten vor hundert Jahren wunderschön und eine vollendete Dame gewesen war. Das Parfüm ihres kostbaren und bezaubernden Wesens schwebte noch über dem Ort, wo sie gelebt hatte, wie der Duft einer getrockneten Rosenknospe über dem Schubfach weht, wo sie verwelkt und vergangen ist. Ein großes und rätselhaftes Unheil hatte die bezaubernde Alice getroffen, und sie war dünn und blaß geworden, bis sie aus dieser Welt entschwand. Aber heute noch hieß es, daß sie umgehe im Haus mit den sieben Giebeln, und viele Male – vor allem wenn ein Pyncheon im Sterben lag – hatte man sie traurig und wunderschön auf dem Cembalo spielen hören. Eine der Melodien war, so wie sie von ihrer Geisterhand erklang, von einem Musikfreund niedergeschrieben worden, und sie war so ergreifend, daß noch heute kein Mensch sie ertrug, es sei denn, er hätte in großem Leid ihren noch größeren Trost erfahren.

«Und das war das Cembalo, das Sie mir gezeigt haben?» fragte Phoebe.

«So ist es», antwortete Hepzibah. «Es war Alice Pyncheons Cembalo. Und als ich spielen lernte, wollte mein Vater mich nie darauf üben lassen. Ich konnte bloß das Instrument meines Lehrers benutzen, und darum habe ich das Spielen längst verlernt.»

Damit ließ die alte Dame diese alten Geschichten und fing an von dem Lichtbildner zu erzählen, dem sie erlaubt hatte, in einem der sieben Giebel einzuziehen, weil er ein gutmütiger, ordentlicher junger Mann in beengten Verhältnissen zu sein schien. Aber bei näherer Bekanntschaft wurde ihr Mr. Holgrave immer rätselhafter. Er hatte die merkwürdigsten Freunde: Männer mit langen Bärten in Leinenblusen und ähnlich neumodischen, schlecht sitzenden Kleidungsstücken, Reformer, Abstinenzprediger und sonst alle möglichen Philanthropen mit ungehaltenem Blick, Kommunarden und Aktivisten, wie Hepzibah glaubte, die kein Gesetz anerkannten und keine feste Nahrung zu sich nahmen, sondern von den Kuchendämpfen fremder Menschen lebten und über deren Essen die Nase rümpften. Über den Lichtbildner selbst hatte sie kürzlich in einem Lokalblatt einen Abschnitt gelesen, wo man ihn beschuldigte, vor seinen banditenhaften Gefährten eine chaotische, aufhetzende Rede gehalten zu haben. Sie selbst hatte Grund zur Annahme, daß er tierischen Magnetismus betrieb, und war geneigt, ihn zu verdächtigen, daß er in seiner einsamen Kammer dort oben die schwarze Magie studierte, wenn das derzeit noch in Mode wäre.

«Aber liebe Cousine», meinte Phoebe, «warum lassen Sie den jungen Mann denn bleiben, wenn er so gefährlich ist? Er könnte ja das Haus anzünden. Oder noch Schlimmeres tun!»

«Ich habe tatsächlich manchmal ernsthaft erwogen, ob ich ihn nicht wegschicken soll», antwortete Hepzibah. «Aber er mag ja seltsam sein und ist doch auch ein besonnener Mensch und nimmt einen so für sich ein, daß ich ihn zwar nicht gleich gern habe (denn dafür kenne ich den jungen Mann zu wenig) und es trotzdem bedauern würde, ihn ganz aus den Augen zu verlieren. Eine Frau, die so viel allein lebt wie ich, hängt auch an flüchtigen Bekannten.»

«Aber wenn Mr. Holgrave doch das Gesetz mißachtet!» tadelte Phoebe, für die nichts anderes in Frage kam, als sich daran zu halten.

«Oh!» meinte Hepzibah wegwerfend, denn das Leben hatte sie bei all ihrer Förmlichkeit gelehrt, gegen menschliches Recht aufzubegehren. «Er hat wohl sein eigenes Gesetz!»

KAPITEL 6. MAULES B RUNNEN

Nach einem frühen Abendessen schlenderte das Mädchen vom Land in den Garten. Das Grundstück war einst sehr weitläufig gewesen, inzwischen aber zu einer kleinen Fläche geschrumpft, die teils von hohen Holzzäunen, teils von den Schuppen der Häuser an einer anderen Straße eingeschlossen wurde. In der Mitte umgab ein Rasen ein baufälliges Häuschen, das eben genug von seiner ursprünglichen Anlage ahnen ließ, daß man darin eine einstige Gartenlaube erkannte. Eine Hopfenranke aus einer vorjährigen Wurzel schickte sich an, daran hochzuklettern, aber es würde noch lange dauern, bis sie das Dach mit einem grünen Kleid überzog. Von den sieben Giebeln blickten drei geradewegs oder seitlich mit feierlich düsterem Ernst auf den Garten hinunter.

Die schwarze fette Erde hatte sich vom Verfall einer langen Zeit genährt: von gefallenem Laub, den Blüten, Stengeln und Samenkapseln vagabundierender, unbändiger Pflanzen, nützlicher nach dem Tod als je in der Pracht ihrer Sonnentage. Natürlich wäre das Übel der vergangenen Jahre, Sinnbild vererbter Laster der Gesellschaft, wieder in jenem Unkraut aufgeschossen, das sich stets bei menschlichen Behausungen festsetzen will. Doch Phoebe sah, daß es wohl sorgsam niedergehalten worden war durch Arbeit, die man dem Garten täglich und planvoll angedeihen ließ. Der weiße Rosenbusch mit den gefüllten Blüten war sichtlich erst im Frühjahr neu am Haus hochgezogen worden, und am Birnbaum und den drei Pflaumenbäumen, die nebst ein paar Johannisbeersträuchern das ganze Obst lieferten, bemerkte man, wo kürzlich überzählige oder schadhafte Äste abgeschlagen worden waren. Auch etliche Arten altehrwürdiger Blumen waren vertreten, keine sehr üppigen Exemplare, aber

reinlich gejätet, als hätte es jemand aus Liebe oder aus Neugier darauf angelegt, sie zur größtmöglichen Vollkommenheit zu bringen. Der Rest des Gartens bot eine schöne Auswahl Gemüse in lobenswert fortgeschrittenem Stadium: Turbankürbisse kurz vor ihrer goldenen Blüte; Gurken, die sich von ihrer Mutterpflanze entfernen und kreuz und quer wuchern wollten; zwei, drei Reihen Buschbohnen und ebenso viele, die sich an Stangen zu Girlandenketten emporrankten, und Tomaten an einem so geschützten und sonnigen Platz, daß die Gewächse schon riesig waren und eine frühe und reiche Ernte zu erwarten stand.

Phoebe fragte sich, wer die Gemüse wohl mit so viel Sorgfalt und Mühe gepflanzt hatte und die Beete so sauber und ordentlich hielt. Bestimmt nicht Cousine Hepzibah, die weder Neigung noch Sinn für damenhaftes Blumenzuchten besaß und als Einsiedlerin, die sich am liebsten in den trüben Schatten des Hauses verkroch, wohl auch kaum unter den offenen Himmel hervorgetreten wäre, um hackend und jätend mit dem gemeinen Bohnen- und Kürbisvolk zu fraternisieren.

Da es ihr erster Tag völliger Trennung von allem Ländlichen war, fand Phoebe in diesem kleinen Fleck Gras und Grün mit vornehmen Blumen und kommunen Gemüsen einen unerwarteten Reiz. Das Himmelsauge schien freundlich und mit einem eigentümlichen Lächeln darauf herabzublicken, als bemerke es froh, daß die andernorts überwältigte und aus der staubigen Stadt gejagte Natur hier noch einen Ort zum Atmen besaß. Eine wildere Anmut, und doch sanftester Art, verlieh ihm das Rotkehlchenpaar, das im Birnbaum genistet hatte und äußerst geschäftig und froh durch das dunkle Geäst flitzte. Sonderbar, sogar Bienen hatten den Weg hierher lohnend gefunden, von ihren Körben bei einem Bauernhaus, wohl ein paar Meilen entfernt. Wie viele Flugreisen auf der Suche nach Honig oder damit beladen mochten sie zwischen Tagesanbruch und Sonnenuntergang unternommen haben! Jetzt war es spät, und doch drang da und dort noch ein wohltönendes Summen aus den Tiefen der Kürbisblüten, wo die Bienen ihr goldenes Werk verrichteten. Auf noch etwas im Garten könnte die Natur mit Recht pochen, mochte der Mensch ihren Anspruch auch nach Kräften bestreiten. Das war ein Brunnen, der rundum mit moosigen alten Steinen gefaßt war und am Grund mit einem Mosaik aus bunten Kieselsteinen besetzt zu sein schien.

Bebend und zitternd trieb das emporsprudelnde Wasser ein magisches Spiel mit den bunten Kieselsteinen und ließ in stetigem Wechsel wunderliche Figuren erscheinen, die zu schnell vorüberhuschten, um kenntlich zu sein. Dann quoll das Wasser über die bemoosten Steine und versickerte unter dem Zaun in einer Abflußrinne – nein, Bett mögen wir dies leider nicht nennen.

Nicht unerwähnt bleiben darf ein uralter Hühnerstall, der im hinteren Teil des Gartens in der Nähe des Brunnens stand. Er beherbergte nur noch Chanticleer⁷, seine zwei Frauen und ein einziges Küken. Sie waren alle unverfälschte Abkömmlinge einer Hühnerrasse, die von den Pyncheons als Familienerbe bewahrt worden war und zu ihrer besten Zeit angeblich Exemplare von nahezu Truthahngröße hervorgebracht hatte, zart genug im Fleisch für eine fürstliche Tafel. Zum Beweis der Echtheit dieses sagenhaften Ruhmes hätte Hepzibah die Schale eines Rieseneis vorweisen können, das selbst einem Strauß keine Schande gemacht hätte. Wie auch immer, jetzt waren die Hennen kaum größer als Tauben, wirkten sonderbar, schäbig und dürr, bewegten sich gichtig und behielten in all ihrem Glucken und Gackern denselben schläfrigen, trübsinnigen Ton. Es war offensichtlich, daß die Rasse, wie manches andere noble Geschlecht, durch Inzucht verdorben war. Zu lange hatte sich das Federvolk auf seine Eigenart beschränkt, was seine gegenwärtigen Vertreter wohl wußten, wie ihre kummervollen Mienen sagten. Immerhin hielten sie sich am Leben, legten ab und zu ein Ei und brüteten ein Küken aus, nicht zum eigenen Vergnügen, sondern damit der Welt die einst so wunderbare Hühnerrasse nicht ganz verlorengelie. Das Merkmal der Hennen war ein inzwischen jämmerlicher Kamm, der aber Hepzibahs Turban so seltsam boshaft glich, daß Phoebe trotz heftiger Gewissensbisse nicht umhin konnte, eine allgemeine Ähnlichkeit zwischen diesen unglücklichen Zweifüßlern und ihrer ehrbaren Verwandten anzunehmen.

Das Mädchen rannte ins Haus, um Brotkrümel, kalte Kartoffelstückchen und andere Reste aufzutreiben, die dem anspruchslosen Appetit von Hühnern genügen konnten. Als sie zurück war, lockte sie sie mit einem Ruf, den sie zu kennen schienen. Das Küken kroch durch die Latten des Verschlags und rannte ihr mit einiger Munterkeit vor die Füße, während Chanticleer und seine Hofdamen ihr seltsame schräge Blicke zuwarfen und einander dann etwas zukrächzten: ein kluges Urteil vielleicht über ihren Charakter. So weise und ehrwürdig wirkten sie, daß der Gedanke Nahrung fand, sie seien nicht nur die Nachfahren eines uralten Geschlechts, sondern lebten selbst schon seit der Zeit, als das Haus mit den sieben Giebeln gegründet wurde, und hätten Anteil an dessen Geschick. Eine Art Schutzgeister waren sie oder Todesfeen, obwohl sie andere Flügel und Federn hatten als sonst bei Schutzengeln üblich.

«Hier, du seltsames Hühnchen!» sagte Phoebe. «Da hast du ein paar hübsche Häppchen!»

⁷ Chanticleer ist nach dem Hahn in Geoffrey Chaucers (1340-1400) Chanticleer and the Fox, einer Variante von The Nun's Priest's Tale in Chaucers Canterbury Tales, benannt.

Daraufsammelte das Küken, das fast so ehrwürdig wie seine Mutter aussah und in der Tat ein generationenaltetes Erbe in seinem kleinen Körper trug, genügend Lebensgeister, um aufzuflattern und sich auf Phoebes Schulter zu setzen.

«Das kleine Huhn macht Ihnen ein großes Kompliment!» sagte eine Stimme hinter Phoebe.

Sie drehte sich schnell um und wurde vom Anblick eines jungen Manns überrascht, der nicht aus demselben Giebel wie sie, sondern durch eine Tür in einem anderen Hausteil in den Garten gelangt war. Er hielt eine Hacke in der Hand und hatte, während Phoebe auf der Suche nach Hühnerfutter war, damit begonnen, die Erde um die Tomatenwurzeln zu lockern.

«Das Küken behandelt Sie wirklich wie eine alte Bekannte», fuhr er ruhig fort, und ein Lächeln machte sein Gesicht sympathischer, als es Phoebe zunächst erschienen war. «Und auch die ehrwürdigen Herrschaften im Stall scheinen sehr freundlich gesinnt. Sie haben Glück, daß sie Ihnen so rasch ihre Gunst erweisen! Mich kennen sie schon viel länger und beehren mich nie mit ihrer Huld, obwohl kaum ein Tag vergeht, ohne daß ich ihnen Futter bringe. Miss Hepzibah wird die Sache wohl im Licht ihrer anderen alten Weisheiten sehen und verkünden, daß das Federvieh eben weiß, daß Sie eine Pyncheon sind!»

«Das Geheimnis liegt darin», meinte Phoebe lächelnd, «daß ich gelernt habe, wie man mit Hühnern und Küken redet.»

«Na, aber diese Hühner», antwortete der junge Mann, «diese Hennen adliger Abstammung würden nicht geruhen, die gewöhnliche Sprache eines Huhns vom Bauernhof zu verstehen. Ich denke eher – und Miss Hepzibah würde mir beipflichten –, daß sie den familieneigenen Ton kennen. Denn Sie sind doch eine Pyncheon?»

«Ich heiße Phoebe Pyncheon», sagte das Mädchen etwas zurückhaltend, weil sie begriff, daß es sich bei ihrem neuen Bekannten um den Lichtbildner handeln mußte, dem sie nach Hepzibahs Schilderung seines Hanges zur Gesetzlosigkeit mißtraute. «Und ich wußte gar nicht, daß jemand sich um den Garten meiner Cousine kümmert.»

«Ja», sagte Holgrave, «ich grabe, hacke und jäte in dieser alten schwarzen Erde, um mich an dem zu laben, was noch an Natur und Schlichtheit darin ist, nachdem Menschen hier so lange gesät und geerntet haben. Das Graben ist für mich ein Zeitvertreib. Ernsthaft, soweit ich dies überhaupt tue, beschäftige ich mich mit weniger Tiefgründigem. Kurzum, ich mache Bilder aus Sonnenlicht, und damit mein eigenes Handwerk mich nicht zu sehr blendet, habe ich Miss Hepzibah dazu bewogen, mich in einem der düsteren Giebel einzuquartieren. Es ist wie eine Augenbinde, wenn

man ihn betritt. Aber vielleicht würden Sie gerne einmal ein Ergebnis meiner Bemühungen sehen?»

«Ein Lichtbild, meinen Sie?» fragte Phoebe weniger reserviert, denn trotz aller Vorbehalte sprach ihr jugendlicher Elan auf den seinen an. «Ich mag solche Bilder nicht besonders – sie sind so hart und streng; es ist, als ob sie dem Blick ausweichen und sich ganz entziehen möchten. Vermutlich wissen sie, wie unfreundlich sie wirken, und hassen es darum, daß man sie sieht.»

«Wenn Sie erlauben», sagte der Künstler mit einem Blick auf Phoebe, «würde ich gerne überprüfen, ob die Daguerrotypie es schafft, an einem vollkommen liebenswürdigen Gesicht etwas Unangenehmes zu finden. Aber an Ihren Feststellungen ist bestimmt viel Wahres dran. Die meisten meiner Porträts wirken unfreundlich, aus dem einfachen Grund, nehme ich an, weil die Originale es auch sind. Es ist erstaunlich, was am hellen Tageslicht alles zum Vorschein kommt. Wir trauen ihm bloß zu, daß es die reine Oberfläche wiedergibt, dabei enthüllt es den verborgenen Charakter mit einer Wahrhaftigkeit, zu der kein Maler den Mut hätte, selbst wenn er ihn entdecken würde. Meine bescheidene Kunst schmeichelt wenigstens nicht. Sehen Sie hier zum Beispiel das Abbild, an dem ich mich immer und immer wieder versucht habe und doch zu keinem besseren Ergebnis gekommen bin. Dabei sehen gewöhnliche Augen auf dem Blick des Originals einen ganz anderen Ausdruck. Ich wüßte gerne, was Sie von diesem Charakter halten.»

Er zeigte ihr eine photographische Miniatur in einem Lederetui. Phoebe warf bloß einen flüchtigen Blick darauf und gab sie zurück. «Ich kenne das Gesicht», sagte sie, «sein strenger Blick hat mich nämlich den ganzen Tag verfolgt. Das ist mein puritanischer Ahnherr, der da drüben im Salon hängt. Sicher haben Sie ein Mittel gefunden, um das Porträt ohne das schwarze Samtkäppchen und den grauen Bart abzubilden, und haben ihm statt Talar und Kragen einen modernen Mantel und ein Satintuch gegeben. Aber ich finde nicht, daß er durch Ihre Veränderungen gewinnt.»

«Sie hätten noch andere Unterschiede bemerkt, wenn Sie etwas länger hingeschaut hätten», meinte Holgrave lachend, aber offenbar sehr beeindruckt. «Ich kann Ihnen versichern, daß dies ein Gesicht von heute ist, und zwar eines, dem Sie sehr wahrscheinlich begegnen werden. Und das Besondere ist, daß das Original der Welt – und soviel ich weiß auch seinen nächsten Freunden – eine überaus liebenswürdige Miene voll Wohlwollen, Herzlichkeit, guter Laune und anderen ähnlich lobenswerten Eigenschaften präsentiert. Die Sonne erzählt, wie Sie sehen, eine ganz andere Geschichte und will selbst nach einem halben Dutzend geduldigen Versuchen meinerseits nicht davon lassen. Da haben wir unseren Mann: verschlagen, listig, hart,

herrsüchtig und dazu kalt wie Eis. Sehen Sie diesen Blick! Möchten Sie ihm ausgeliefert sein? Und der Mund! Ob der je lächeln könnte? Dabei sollten Sie einmal das gütige Lächeln des Vorbilds sehen! Die Sache ist um so peinlicher, als es sich um eine bedeutende Persönlichkeit handelt und das Porträt gestochen werden sollte.»

«Na, ich will es gar nicht mehr sehen», sagte Phoebe und wandte die Augen ab. «Es gleicht dem alten Porträt bestimmt sehr. Aber meine Cousine Hepzibah hat noch ein anderes Bild – eine Miniatur. Wenn es das Original noch gibt, glaube ich nicht, daß es der Sonne gelingen wird, den Mann streng und hart erscheinen zu lassen.»

«Dann haben Sie dieses Bild gesehen!» rief der Künstler sehr interessiert aus. «Ich nicht, obwohl ich sehr neugierig darauf wäre. Und Sie haben also eine gute Meinung von diesem Gesicht?»

«Ein sanfteres gibt es nicht», sagte Phoebe. «Es ist fast zu zart und mild für einen Mann.»

«Und da ist nichts Wildes im Blick?» fragte Holgrave so eindringlich weiter, daß es Phoebe verlegen machte, wie auch die Selbstverständlichkeit, mit der er ihre noch so kurze Bekanntschaft strapazierte. «Gar nichts Düsteres und irgendwie Finsteres? Sie können sich also nicht vorstellen, daß der Abgebildete ein schweres Verbrechen begangen haben könnte?»

«Ich finde es unsinnig», sagte Phoebe leicht ungehalten, «daß wir über ein Bild reden, das Sie nie gesehen haben. Es muß sich um eine Verwechslung handeln. Ein Verbrechen, ich bitte Sie! Aber fragen Sie doch meine Cousine Hepzibah nach dem Bild, wenn Sie ein Freund von ihr sind.»

«Noch lieber möchte ich das Original sehen», antwortete der Lichtbildner ungerührt. «Und über seinen Charakter brauchen wir uns ja nicht zu streiten, den hat ein dazu befugtes Gericht schon beurteilt – oder wenigstens hielt es sich für befugt. Aber halt! Gehen Sie bitte noch nicht! Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen.»

Phoebe hatte gehen wollen, wandte sich aber nach einigem Zögern nochmals um. Sein Benehmen war ihr nicht ganz verständlich, obwohl es bei näherer Betrachtung eher formlos als forsch oder absichtlich grob zu sein schien. Es lag auch etwas seltsam Gebieterisches in seinen nächsten Worten, als ob der Garten ihm gehörte und er seine Anwesenheit darin nicht bloß Hepzibahs Freundlichkeit zu verdanken hätte.

«Wenn es Ihnen recht ist», schlug er vor, «würde ich diese Blumen und das ehrwürdige Hühnervolk gerne Ihnen anvertrauen. So frisch von der Landluft und aus dem ländlichen Leben werden Sie bald spüren, daß Sie eine Tätigkeit draußen

brauchen. Die Blumen sind nicht so ganz mein Feld. Sie können sie also hegen und pflegen, wie Sie wollen, und ich werde bloß ab und zu um eine winzige Blüte bitten als Lohn für all die bodenständigen Gemüse, mit denen ich Miss Hepzibahs Tafel bereichern will. Wir werden also zusammenarbeiten, ein wenig nach dem Prinzip der Genossenschaft.»

Schweigend und über ihre Einwilligung selbst ziemlich erstaunt, machte Phoebe sich demnach daran, ein Blumenbeet zu jäten, aber noch mehr beschäftigte sie sich in Gedanken mit diesem juneen Mann, mit dem sie unerwartet einen fast schon vertraulichen Umgang pflegte. Daß sie ihn mochte, wäre zuviel gesagt. Sein Charakter verwirrte das Mädchen vom Land, und er hätte wohl auch einen geübteren Beobachter befremdet. Sein Gesprächston war zwar vorwiegend neckisch und machte ihr doch den Eindruck von Ernst, ja Strenge, die nur von seiner Jugend gemildert wurde. Sie lehnte sich gewissermaßen gegen eine hypnotische Ausstrahlung des Künstlers auf, die er, vielleicht unbewußt, auf sie ausübte.

Bald legte sich mit der Abenddämmerung, von den Schatten der Obstbäume und der umliegenden Gebäude verstärkt, die Dunkelheit über den Garten.

«So», sagte Holgrave, «genug gearbeitet! Mit dem letzten Schlag habe ich eine Bohnenstaude abgehackt. Gute Nacht, Miss Phoebe Pyncheon! Wenn Sie sich an einem hellen Tag eine Rosenknospe ins Haar stecken und in mein Studio an der Hauptstraße kommen, fange ich den reinsten Sonnenstrahl ein und mache ein Bild von der Blume und der, die sie trägt.»

Er zog sich zu seinem einsamen Giebel zurück, wandte sich dann auf der Schwelle nochmals um und rief Phoebe zwar lachend, aber in doch auch ernst gemeintem Ton zu: «Hüten Sie sich davor, an Maules Brunnen zu trinken! Trinken Sie nicht von dem Wasser, und tauchen Sie auch Ihr Gesicht nicht hinein!»

«Maules Brunnen!» rief Phoebe. «Heißt das Becken mit den moosigen Steinen so? Ich hatte nicht vor, dort zu trinken – aber warum sollte ich nicht?»

«Oh», antwortete der Lichtbildner, «weil sein Wasser wie der Tee in der Tasse einer alten Jungfer verhext ist!»

Er verschwand; Phoebe blieb noch einen Augenblick und sah in einer Kammer des Giebels erst ein flackerndes Licht und dann den steten Schein einer Lampe. Als sie Hepzibahs Hausteil wieder betrat, kam ihr der niedrige Salon so dämmrig und düster vor, daß ihre Augen den Raum nicht durchdringen konnten. Sie nahm bloß undeutlich wahr, daß die hagere Gestalt der alten Dame in einem der hochlehnigen Stühle beim

Fenster saß, von dem ein schwaches Leuchten auf ihre kalkweiße Wange fiel, die einer Ecke zugewandt war.

«Soll ich Licht machen, Cousine Hepzibah?» fragte sie.

«Ja, bitte, liebes Kind», antwortete Hepzibah. «Aber stell die Lampe in den Winkel im Flur.

Meine Augen sind schwach, und ich ertrage das volle Lampenlicht selten.»

Was für ein Instrument die menschliche Stimme ist! Wie wunderbar antwortet sie auf jede Regung der Menschenseele! Ein Strom reicher Innigkeit durchzog Hepzibahs Reden, als wären die gewöhnlichen Worte in ihre Herzenswärme getaucht. Als Phoebe in der Küche die Lampe anzündete, kam es ihr wieder so vor, als ob ihre Cousine mit ihr sprechen würde.

«Gleich, Cousine!» antwortete das Mädchen. «Diese Streichhölzer glimmen bloß und verlöschen wieder.»

Doch statt einer Antwort Hepzibahs meinte sie das Murmeln einer fremden Stimme zu hören. Es war jedoch seltsam undeutlich und weniger wie einzelne Worte als wie ein formloses Tönen, so wie Fühlen und Leiden klang und nicht, wie der Verstand sich äußerte. So unfaßbar war es, daß Phoebe sein Echo als unwirklich empfand. Sie dachte, sie müsse andere Laute für eine menschliche Stimme gehalten haben, oder es war alles bloß Einbildung.

Sie stellte die brennende Lampe in den Flur und betrat den Salon wieder. Das Trauerschwarz von Hepzibahs Gestalt verschwamm zwar noch mit der Dämmerung, trotzdem war sie nun weniger undeutlich zu sehen. In den Tiefen des Raums, dessen Wände das Licht so schlecht wiedergaben, herrschte aber fast noch dieselbe Dunkelheit.

«Cousine», fragte Phoebe, «hast du eben etwas zu mir gesagt?»

«Nein, Kind!» antwortete Hepzibah. Noch weniger Worte als eben, aber voll derselben rätselhaften Musik! Sanft und dunkel, aber nicht klagend, schien die Melodie aus dem tiefen Brunnen von Hepzibahs Herzen emporzusteigen, getränkt von innerster Rührung. Es lag auch ein Beben darin, das – weil jedes starke Gefühl wie ein Funke ist – zaghaft auf Phoebe übersprang. Das Mädchen saß einen Augenblick schweigend da. Aber ihre Sinne waren hellwach, und bald spürte sie aus einer dunklen Zimmerecke ein unregelmäßiges Atmen. Auch ihr Körper, zugleich zart und robust, teilte ihr fast wie einem Medium bei einer Seance mit, daß da jemand in der Nähe war.

«Liebe Cousine», fragte sie und überwand ein unfäßbares Widerstreben, «ist da nicht jemand mit uns im Raum?»

«Phoebe, du liebe Kleine», sagte Hepzibah nach einer Pause, «du warst beizeiten auf und hast den ganzen Tag gearbeitet. Bitte geh jetzt zu Bett, du hast sicher Ruhe nötig. Ich sitze noch eine Weile in der Stube und sammle meine Gedanken. Das tue ich abends schon länger, Kind, als du auf der Welt bist!»

Als die alte Dame sie mit diesen Worten entließ, trat sie vor küßte das Mädchen und zog sie an ihr Herz, so daß Phoebe das starke, überaus heftige Klopfen spürte. Wie kam soviel Liebe in dieses einsame alte Herz, daß es sich dieses Überströmen leisten konnte?

«Gute Nacht, Cousine», sagte Phoebe, von Hepzibahs Benehmen seltsam gerührt. «Ich bin froh, wenn du anfängst, mich gern zu haben!»

Sie zog sich auf ihr Zimmer zurück, schlief aber nicht bald ein, und als der Schlaf kam, war er oberflächlich. Irgendwann in den Tiefen der Nacht und wie durch den dünnen Schleier eines Traums nahm sie einen Schritt auf der Treppe wahr, schwer, aber kraftlos und unentschlossen. Die Stimme Hepzibahs im Flüsterton begleitete die Schritte, und wieder hörte Phoebe der Stimme ihrer Cousine dasselbe seltsam raunende Murmeln antworten, das wie ein blasser Schatten von Menschenlauten klang.

KAPITEL 7. DER GAST

Als Phoebe vom frühmorgendlichen Zwitschern des Rotkehlchenpärchens im Birnbaum erwachte, hörte sie von unten Geräusche, und als sie die Treppe hinuntereilte, traf sie Hepzibah schon in der Küche an. Sie stand am Fenster und hielt ein Buch so dicht vor der Nase, als hoffe sie, dessen Inhalt zu erriechen, wenn er sich ihren schwachen Augen doch nur unzulänglich erschloß. Hätte je ein Buch seine Weisheit auf diese Art preisgeben können, wäre es gewiß das in Hepzibahs Hand gewesen, und es hätte in der Küche nach Wild, Truthahn, Kapaun, gespicktem Rebhuhn, Pudding, Kuchen, Weihnachtsstollen und sonst allerlei köstlich Gebratenem und Gebackenem zu duften begonnen. Es war nämlich ein Kochbuch mit unzähligen altmodischen englischen Rezepten, illustriert mit Kupferstichen von Banketten, an denen ein Schloßherr mit seinen Gästen im großen Saal hätte tafeln mögen. Und bei diesen raffinierten Meisterwerken der Kochkunst, an denen sich wohl seit Menschengedenken niemand mehr geübt hatte, suchte die arme Hepzibah nach einem

schnellen Leckerbissen, den sie mit ihrem vorhandenen Geschick und den vorrätigen Zutaten zum Frühstück auf den Tisch zaubern konnte.

Bald legte sie das appetitliche Buch mit einem tiefen Seufzer beiseite und fragte Phoebe, ob Sprenkel, wie sie die alte Henne nannte, am Vortag ein Ei gelegt habe. Phoebe schaute rasch nach, kehrte aber ohne den erwarteten Schatz in der Hand zurück. In diesem Augenblick schrillte das Muschelhorn, mit dem der Fischhändler auf der Straße seine Ankunft verkündete. Mit energischem Klopfen am Ladenfenster hieß Hepzibah den Händler ins Haus und kaufte ihm die angeblich beste Makrele im Wagen ab und die fetteste, behauptete er, die er bei einem so frühen Fang je zwischen den Fingern gehabt habe. Phoebe wurde gebeten, Kaffee zu rösten – echten Mokka, bemerkte Hepzibah beiläufig, und so lange gehütet, daß jede Bohne inzwischen mit Gold aufgewogen werden müßte –, und die Jungfer heizte den behäbigen alten Herd so tüchtig ein, daß die Schatten der Nacht bald ganz aus der Küche vertrieben wurden. Das Mädchen vom Land wollte nach Kräften mithelfen und schlug vor, einen Maiskuchen nach dem einfachen Spezialrezept ihrer Mutter zu machen, der so nahrhaft und bei richtiger Zubereitung so wohlschmeckend wie kein anderer Frühstückskuchen war. Hepzibah war gerne einverstanden, und so wurde die Küche bald zum Schauplatz wohlriechender Vorbereitungen. Vielleicht lockten die Schwaden, die dem schlecht gebauten Kamin entstiegen, die verwandten Geister verblichener Küchenmädchen an, die staunend zuschauten oder bei einem Blick den großen Rauchfang hinunter die Einfachheit des vorgesehenen Mahls mißbilligten, aber vergeblich danach verlangten, mit ihren Schattenhänden in das begonnene Werk einzugreifen. Die ausgehungerten Ratten krochen dagegen sichtbar aus ihren Verstecken hervor, schnupperten den Küchendampf und warteten auf ihren Hinterbeinen sitzend sehnsüchtig auf eine Freiß Gelegenheit.

Hepzibah war keine geborene Köchin, und ihre Hagerkeit war genaugenommen weitgehend dem Umstand zuzuschreiben, daß sie oft lieber auf das Essen verzichtete als über brodelnden Töpfen und sich drehenden Bratspießen zu wachen. Ihr Eifer, Feuer zu machen, war darum ein fast heroischer Ausdruck tiefen Gefühls. Zu Tränen hätte es rühren mögen – wenn Phoebe, die bis auf die erwähnten Gespenster und Ratten einzige Augenzeugin, nicht Besseres als weinen zu tun gehabt hätte –, wie sie frische Kohlen zusammenrechte und sich anschickte, die Makrele auf dem glühenden Bett zu rösten. Ihre sonst so bleichen Wangen waren von der Hitze und Hast feuerrot. Sie wachte über dem Fisch mit so viel zärtlicher Sorgfalt und hingebungsvoller Aufmerksamkeit, als läge – wir wissen keinen andern Ausdruck dafür – als läge ihr eigenes Herz auf dem Rost und ihr Seelenheil hänge von seiner perfekten Zubereitung ab!

Das häusliche Leben kennt kaum angenehmere Aussichten als einen hübsch gedeckten, wohlversehenen Frühstückstisch. Wir treten unverbraucht, in der taubenetzten Frische des Tages hinzu, wenn die Harmonie des Geists und der Sinne am größten ist und ein kräftiges Morgenessen ohne übertriebene Bedenken wegen des Magens oder des Gewissens genossen werden kann, selbst wenn wir damit unserem animalischen Wesen etwas zu sehr frönen. Sogar die Gedanken, die in der vertrauten Tischrunde zirkulieren, haben etwas Prickelndes, Lebensfrohes und oft überzeugend Wahres, das selten bis in die gekünstelte Konversation einer Abendgesellschaft dringt. Hepzibahs ehrwürdigem kleinen Tisch auf seinen schlanken, eleganten Beinen und mit einem Tuch aus schwerstem Damast bedeckt traute man es zu, Schauplatz und Mittelpunkt einer besonders frohen Runde zu sein. Die Dünste des gebratenen Fisches stiegen auf wie Weihrauch vom Schrein eines heidnischen Idols, während die Düfte des Mokkas vielleicht den Nüstern eines schützenden Hausgeistes schmeichelten oder sonst einer Macht, die heutzutage über einen Frühstückstisch gebieten kann. Phoebes Maiskuchen waren die köstlichste Gabe, in der Farbe zu den schlichten Altären des unschuldigen goldenen Zeitalters passend, ja so leuchtend gelb, daß sie dem Brot glichen, das sich in funkelndes Gold verwandelte, als Midas davon essen wollte. Und vergessen wir nicht die Butter, die Phoebe in ihrem ländlichen Zuhause geschlagen und mitgebracht hatte, um ihre Cousine günstig zu stimmen; sie roch nach Klee und legte den Zauber einer arkadischen Landschaft über den dunkel getäfelten Raum. All dies war mitsamt der altmodischen Pracht des ererbten Porzellangeschirrs, der Wappenlöffel und des Sahnekännchens (geformt wie ein gewöhnlicher Suppennapf und als einziges weiteres Stück auch aus Silber) auf einer Tafel gerüstet worden, zu der selbst die herrschaftlichsten Gäste des alten Obersten Pyncheon sich hätten herbeilassen mögen. Doch die Augen des Puritaners funkelten so streng von dem Bild herab, als könnte ihn nichts auf dem Tisch verlocken.

Um zum Schmuck das möglichste beizutragen, pflückte Phoebe ein paar Rosen und andere besonders wohlriechende oder schöne Blumen und ordnete sie in einem Glaskrag, der schon lange seinen Henkel verloren hatte und um so besser zur Vase taugte. Die ersten Sonnenstrahlen blinzelten jetzt durch die Zweige des Birnbaums, so frisch wie einst in Evas Laube, als sie dort mit Adam beim Frühstück saß, und fielen quer über den Tisch. Es war alles bereit. Für drei war gedeckt. Ein Stuhl und ein Gedeck für Hepzibah, dasselbe für Phoebe – aber auf welchen Gast wartete ihre Cousine noch?

Während dieser ganzen Vorbereitungen hatte Hepzibahs Gestalt unablässig gebebt; es war ein so starkes Zittern, daß Phoebe ihren hageren Schatten im Licht des Herdfeuers über die Küchenwand und im Sonnenschein über den Fußboden zucken sah. Die

Erregung äußerte sich so verschieden und auch widersprüchlich, daß das Mädchen sich keinen Reim darauf machen konnte. Manchmal schien es ein Schauer der Wonne und des Glücks. Dann riß Hepzibah die Arme auf, umarmte Phoebe und küßte sie so zärtlich wie kaum je ihre Mutter auf die Wange, einem scheinbar unwiderstehlichen Drang gehorchend, als drücke ihr soviel Zärtlichkeit das Herz ab und sie müsse sie fließen lassen, um wieder Platz zum Atmen zu finden. Im nächsten Augenblick schreckte die ungewohnte Freude ohne ersichtlichen Grund wie entsetzt zurück und hüllte sich in Trauer oder barg sich eilends wieder im Verlies des Herzens, wo sie so lange in Ketten gelegen hatte, und ein kalter, gespenstischer Kummer trat an die Stelle der gefanenen Freude, die sich vor der Freiheit fürchtete, und war so rabenschwarz wie die Freude hell. Oft brach Hepzibah in kurzes, hysterisches Lachen aus, das bewegender war als alle Tränen und dem sogleich – wie zur Probe, was rührender wäre – ein Schwall Tränen folgte. Oder Lachen und Weinen kamen gleichzeitig und umgaben unsere arme Hepzibah im übertragenen Sinn mit einem blassen, verschwommenen Regenbogen. Zu Phoebe war sie, wie gesagt, liebevoll – viel zärtlicher als bis auf jenen Kuß am Vorabend je zuvor während ihrer kurzen Bekanntschaft – und gleichzeitig launisch und reizbar. Sie gab ihr scharfe Worte, bat unter Mißachtung ihrer gewohnten steifen Zurückhaltung um Verzeihung, um im nächsten Augenblick die kaum vergebene Kränkung zu wiederholen. Als die gemeinsame Arbeit schließlich getan war, nahm sie Phoebes in ihre eigene zitternde Hand. «Sei nachsichtig mit mir, liebes Kind», rief sie, «denn mein Herz ist wahrhaft voll bis zum Rand! Sei nachsichtig, denn ich mag dich sehr, Phoebe, trotz meiner groben Worte! Mach dir nichts draus, liebstes Kind! Nach und nach werde ich wieder freundlich sein, nichts als freundlich!»

«Liebste Cousine, kannst du mir nicht sagen, was geschehen ist?» fragte Phoebe mit ebenso warmem wie tränenreichem Mitgefühl. «Was bewegt dich denn so?»

«Pst! Pst! Er kommt!» flüsterte Hepzibah und fuhr sich hastig über die Augen. «Er soll zuerst dich sehen, Phoebe, denn du bist frisch und jung und kannst nicht anders als lächeln. Er hat strahlende Gesichter immer gemocht! Und meines ist alt geworden, und die Tränen darauf sind kaum getrocknet. Er konnte Tränen nie ausstehen. So, zieh den Vorhang ein wenig vor, damit er auf seiner Tischseite Schatten hat! Aber laß auch viel Sonne herein, denn im Unterschied zu anderen Leuten hat er es nie gerne düster gemocht. Dabei hat er nie viel Sonne in seinem Leben gehabt – der arme Clifford –, dafür den allerschwärzesten Schatten! Der arme, arme Clifford!»

So ging die alte Dame leise murmelnd und mehr mit sich selbst als mit Phoebe Zwiesprache haltend auf Zehenspitzen durch den Raum und tat dies und das, wie es ihr in dieser Krise geboten schien.

Inzwischen waren aus dem Flur im oberen Stock Schritte zu hören. Es waren dieselben, die Phoebe wie durch einen Traum nachts auf der Treppe vernommen hatte. Der sich nähernde Gast, wer es auch sein mochte, schien droben innezuhalten, auch zwei-, dreimal unterwegs und am Fuß der Treppe wieder. Jedesmal wirkte die Verzögerung absichtslos, als hätte dieser Mensch vergessen, was ihn in Bewegung setzte, oder als wäre er unwillkürlich stillgestanden, weil sein Antrieb zu schwach war, als daß seine Füße ihn weiter tragen mochten. Eine letzte lange Pause machte er auf der Schwelle zum Salon. Er umfaßte den Türknauf und löste seinen Griff wieder, ohne die Tür zu öffnen. Hepzibah krampfte die Hände zusammen und starrte zum Eingang.

«Liebe Cousine Hepzibah, bitte mach kein solches Gesicht!» sagte Phoebe zitternd, denn ihr war angesichts der Erregung ihrer Cousine und dieses rätselhaften Zögerns, als ob ein Gespenst den Raum betreten würde. «Du machst mir wirklich angst! Wird etwas Schreckliches geschehen?»

«Still!» flüsterte Hepzibah. «Sei froh! Was auch geschehen mag, sei einfach froh!»

Die letzte Pause auf der Schwelle wurde so lang, daß Hepzibah die Anspannung nicht mehr ertragen konnte, zur Tür stürzte und den Fremden an der Hand hereinführte. Auf den ersten Blick sah Phoebe einen älteren Mann in einem altmodischen Morgenrock aus verblaßtem Damast, der sein graues, fast weißes Haar ungewöhnlich lang trug. Es hing ihm ganz über die Stirn, außer wenn er es zurückwarf und seine Augen durchs Zimmer irren ließ. Schon nach einer kurzen Erkundung seines Gesichts war es leicht verständlich, daß er nicht anders hierhergekommen sein konnte als mit dem langsamen, ziellosen Schritt eines Kindes, das eben erst laufen lernt. Dabei gab es keine Anzeichen dafür, daß seine Körperkraft für einen freien, entschlossenen Gang nicht ausgereicht hätte. Es war der Geist des Mannes, der nicht gehen konnte. In seinen Zügen brannte das Licht der Vernunft zwar, doch schien es zu flackern, zu glimmen und fast zu erlöschen und nur mit Mühe wieder aufzuflammen. Es glich einer Flamme, die wir in der halb erstorbenen Glut blinken sehen und aufmerksamer betrachten als ein hell loderndes Feuer, jedoch auch mit einer gewissen Ungeduld, als sollte sie entweder den zündenden Funken finden oder dann lieber gleich vergehen.

Als er den Raum betreten hatte, blieb der Gast einen Augenblick stehen und hielt instinktiv immer noch Hepzibahs Hand, wie ein Kind sich an den Erwachsenen klammert, der es führt. Als er jedoch Phoebe sah, fing er Feuer an ihrer Jugend und ihrer gefälligen Erscheinung, die in der Tat Frohsinn in der Stube verbreiteten wie die gläserne Blumenvase im Sonnenschein mit ihrem Funkeln. Er grüßte oder wagte vielmehr, unsicher und unbeholfen, eine Verbeugung. Doch bei aller Unvollkommenheit sprach die Geste, oder raunte wenigstens, von schwer zu

beschreibendem Charme, der sich nicht einfach durch angestregtes Üben erwerben ließ. Sie war zu schwach, als daß sie sich gleich hätte fassen lassen, und doch schien sie später, in der Erinnerung, den Mann ganz zu verwandeln.

«Lieber Clifford», sagte Hepzibah im Ton, mit dem man ein widerspenstiges Kind begütigt, «das ist unsere Cousine Phoebe – die kleine Phoebe Pyncheon –, Arthurs einziges Kind, weißt du. Sie ist vom Land für eine Weile zu uns gekommen, denn unser altes Haus ist sehr einsam geworden.»

«Phoebe? – Phoebe Pyncheon? – Phoebe?» wiederholte der Gast, und seine Sprache war seltsam schwerfällig und undeutlich. «Arthurs Kind! Ach, ich weiß nicht mehr! Macht nichts! Sie ist herzlich willkommen!»

«Komm, lieber Clifford, nimm diesen Stuhl», sagte Hepzibah und führte ihn an seinen Platz. «Bitte, Phoebe, laß den Vorhang noch eine Spur herunter. Und jetzt wollen wir frühstücken.»

Der Gast setzte sich an den ihm zugewiesenen Platz und blickte verwirrt um sich. Offensichtlich versuchte er, mit dem Geschehen fertigzuwerden und sich davon im Geist ein klareres Bild zu machen. Mindestens wollte er sicher sein, daß er jetzt hier war, in diesem niedrigen Salon mit den Querbalken und der Eichentäfelung, und nicht an einem anderen Ort, der sich ihm eingepägt hatte. Doch die Anstrengung war zu groß, als daß sie ganz hätte durchgehalten werden können. Ständig schwand er gewissermaßen dahin: Geist und Bewusstsein verabschiedeten sich und ließen eine erschöpfte, graue, traurige Gestalt – ein körperliches Nichts, ein leibhaftiges Gespenst – an seinem Platz bei Tisch zurück. Aber nach einem Moment der Leere erschien wieder ein unstetes Glimmen in seinen Augen und verkündete, daß sein geistiges Ich zurückgekehrt war und sich nach Kräften bemühte, das Herdfeuer im Herzen neu zu entfachen und die Lichter des Verstands wieder anzuzünden im dunklen, zerfallenen Haus, wo es ein einsames und trostloses Dasein fristete.

Einer dieser weniger dumpfen, aber kaum noch wirklich wachen Momente überzeugte Phoebe davon, daß ihr zunächst als zu ausgefallen und abwegig verworfener Gedanke richtig war. Ja, dieser Mensch vor ihr mußte das Vorbild der wunderschönen Miniatur im Besitz ihrer Cousine Hepzibah sein. Mit dem Blick einer Frau für Kleidung hatte sie gleich erkannt, daß sein Morgenrock aus Damast in Aussehen, Stoff und Schnitt derselbe war wie das auf dem Bild so kunstvoll wiedergegebene Gewand. Das alte, verschossene Stück, das seine ganze leuchtende Pracht eingebüßt hatte, schien auf unbestimmte Weise vom unausgesprochenen Leid seines Trägers zu reden und es für den Betrachter faßbar zu machen. An diesem äußeren Kleid ließ sich um so besser ablesen, wie alt und verbraucht die innere Hülle der Seele sein mußte:

die Gestalt, das Gesicht, deren Schönheit und Anmut einst den begabtesten Künstler fast überfordert hatten. Um so eher begriff man, daß die Seele des Mannes in ihrem Erdenleben ein schändliches Unrecht erfahren haben mußte. So schien er dazusitzen, ein trüber Schleier des Zerfalls und Niedergangs zwischen ihm und der Welt, hinter dem doch in flüchtigen Augenblicken der kultivierte, zarte und seelenvolle Blick aufblitzte, den Malbone in einem atemlosen Geniestreich der Miniatur vermittelt hatte! Es hatte etwas so Wesenhaftes in diesem Blick gelegen, daß all die düsteren Jahre und die drückende Last des ihm doch so fremden Unglücks nicht ausgereicht hatten, es ganz zu zerstören.

Hepzibah hatte inzwischen herrlich duftenden Kaffee in eine Tasse gegossen und reichte sie ihrem Gast. Als sein Blick auf den ihren traf, schien er verwirrt und beunruhigt. «Bist du das, Hepzibah?» murmelte er traurig und danach leiser und vielleicht nicht ahnend, daß man ihn hörte: «Wie verändert! Wie sehr verändert! Ist sie mir denn böse? Warum runzelt sie so die Stirn?»

Die arme Hepzibah! Es war diese elende Grimasse, die durch die Zeit, ihre Kurzsichtigkeit und den Stachel inneren Unbehagens derart zur Gewohnheit geworden war, daß jede starke Gemütsregung sie unfehlbar hervorbrachte. Aber bei seinen halblauten Worten wurde ihr ganzes Gesicht sanft und fast schön vor sorgenvoller Liebe; es war, als lösten sich die harten Züge hinter dem warmen, verschleierte Glühen auf.

«Böse!» wiederholte sie. «Dir böse, Clifford!» Als sie es ausrief, lag ein klagendes und dabei wunderbar melodisches Beben in ihrer Stimme, in dem trotzdem ein Ton mitschwang, der tauben Ohren vielleicht rauh erschienen wäre. Es war, als entlocke ein überirdischer Musiker einem gesprungenen Instrument Töne, von denen die Seele bebte, und es dürfe seine Unvollkommenheit inmitten der Sphärenklänge hören lassen – so tief war das Gefühl, das in Hepzibahs Stimme den reinsten Ausdruck fand!

«Da ist nichts als Liebe, Clifford», fügte sie hinzu, «lauter Liebe! Du bist daheim!»

Der Gast antwortete auf ihren Ton mit einem Lächeln, das sein Gesicht nur halb erhellte. Doch so schwach es war und so rasch es wieder erlosch, lag darin der Zauber wundersamer Schönheit. Danach zeigte sich ein gröberer Ausdruck, oder er wirkte auf dem vornehm geschnittenen Gesicht grob, weil nichts Geistiges dagegenhielt. Es war ein hungriger Blick. Und er aß fast gierig und schien in der Sinnenfreude, die der reichlich gedeckte Tisch bereithielt, sich selbst, Hepzibah, das Mädchen und seine ganze Umgebung zu vergessen.

Vermutlich lag ihm trotz seiner edlen und verfeinerten Anlagen ein Hang zu den Gaumenfreuden im Blut. Er wäre jedoch gezügelt und gar als eine der tausend Arten kultivierten Benehmens in einen Vorzug verwandelt worden, hätten seine lichtvolleren Eigenschaften ihre Kraft bewahrt. Aber so war der Anblick schmerzlich, und Phoebe schlug die Augen nieder.

Bald nahm der Gast den Duft wahr, der ihm aus der noch vollen Kaffeetasse in die Nase stieg. Er trank in langen Zügen. Das raffinierte Gebräu wirkte auf ihn wie ein Zaubertrank und machte sein stumpfes animalisches Wesen durchsichtig oder wenigstens durchscheinend, so daß ein geistiges Leuchten mit klarerem Glanz als bisher hindurchdrang.

«Mehr, mehr!» rief er mit fahriger Hast, als müßte er festhalten, was ihm wieder entwischen wollte. «Das ist es, was ich brauche! Gebt mir mehr davon!»

Unter diesem köstlichen und wirkungsvollen Einfluß saß er aufrechter da und betrachtete seine Umgebung mit einem Blick der das Gesehene wahrnahm. Am auffälligsten war nicht, daß sein Ausdruck verständiger wurde, obgleich auch das geschah. Und es war auch nicht so, daß seine Gesinnung so aufgeschreckt worden wäre, daß sie nun offen zutage trat. Dagegen zeigte sich – nicht unverhüllt, sondern launisch und unvollkommen – eine Empfänglichkeit für alles Schöne und Erfreuliche. Wo sie das Wesen eines Menschen beherrschte, würde sie ihm einen vorzüglichen Geschmack und ein beneidenswertes Glücksempfinden schenken. Schönheit wäre sein ganzes Leben, ihr würde sein ganzes Streben gelten, und wenn es seine innere und äußere Verfassung erlaubten, würde auch er selbst sich zu einem schönen Menschen entwickeln. Ein solcher Mensch sollte keine Sorge kennen, keinen Zwist und keine Qual, wie sie tausendfach all jene erwarten, die Herz, Wille und Gewissen dazu treiben, einen Kampf mit der Welt auszufechten. Für diese heroischen Naturen ist das Martyrium der reichste Lohn, für einen Mann wie ihn jedoch war es nur Schmerz, ein Schmerz so groß wie die ihm zugefügte Pein. Er hatte kein Recht, ein Märtyrer zu sein, und hätte ein großzügiger, starker und edler Charakter gesehen, wie sehr er zum Glück und zu nichts anderem taugte, hätte er wohl seine eigenen bescheidenen Glücksaussichten geopfert und seine vergleichsweise schäbigen Hoffnungen fahren lassen, wenn die vernichtenden Winterstürme unserer rauhen Gegend den anderen dafür schonten.

Ganz ohne Härte oder Verachtung gesagt, schien es Cliffords Natur, ein Genußmensch zu sein. Selbst in dieser dunklen, alten Stube wurde das deutlich, in der magischen Anziehungskraft der tanzenden Sonnenstrahlen im schattigen Laub auf seinen Blick. Man sah es an seinem Wohlgefallen an der Vase voll Blumen, deren Duft er mit einer

Inbrunst einsog, wie sie fast nur diese kultivierten Naturen kennen, die so ganz vergeistigt sind. Es zeigte sich auch an dem unbewußten Lächeln, mit dem er Phoebe betrachtete, deren frische und mädchenhafte Gestalt Sonnenschein und Blumen zugleich war: ein doppelt strahlender und liebevoller Ausdruck ihres Wesens. Und nicht weniger augenfällig waren das Verlangen und der Hunger nach dem Schönen in der unbewußten Scheu, mit der er immer sehr bald den Blick von seiner Gastgeberin abwandte und ihn lieber herumwandern ließ als erneut auf sie richtete. Das war Hepzibahs Unglück, nicht Cliffords Fehler. Sie war so runzlig und gelb und trist, trug diesen monströsen Turban auf dem Kopf und dieses schreckliche Stirnrunzeln zur Schau – wie konnte er sie da gerne anschauen? Aber schuldete er ihr denn keine Zuneigung für all das, was sie ihm stumm gegeben hatte? Er schuldete ihr nichts. Ein Mensch wie Clifford hat keine solchen Schulden. Er ist – und das sagen wir ohne Tadel und ohne Verkennung der Zumutung für andere Naturen – von Grund auf egoistisch, und wir müssen ihn gewähren lassen und heroisch und selbstlos desto mehr lieben, ganz ohne Lohn. Die arme Hepzibah wußte um diese Wahrheit oder handelte mindestens danach. Clifford war so lange allem Schönen entfremdet gewesen; sie jubelte – wenn auch mit Seufzen und in der Absicht, in ihrer Kammer heimlich Tränen zu vergießen –, daß er nun Schöneres als ihr Alter und ihr häßliches Gesicht vor Augen hatte. Es hatte nie einen Reiz besessen, und wenn, hatte das Gift des Kummers ihn längst zerstört.

Der Gast lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Ein besorgter Blick der Anspannung und Unruhe mischte sich in seinen Ausdruck träumerischer Wonne. Er versuchte wohl, sich des Geschehens um ihn noch besser zu vergewissern; wenn er nicht fürchtete, es sei ein Traum oder ein Hirngespinnst, und er deshalb den schönen Augenblick bedrängte, um ihm mehr Glanz und eine gründlichere Täuschung abzuringen.

«Wie angenehm! – Wie zauberhaft!» murmelte er, aber ohne jemanden anzusprechen. «Wird es andauern? Wie mild die Luft bei offenem Fenster ist! Ein offenes Fenster! Wie wunderschön das Spiel des Sonnenlichts! Die Blumen, wie sie duften! Das junge Mädchen, ein so frohes und blühendes Gesicht! – Wie eine taubenetzte Blume, und auf den Tautropfen Sonnenstrahlen! Ach, das muß alles nur ein Traum sein! Ein Traum! Ein Traum! Aber er hat die Mauern aus Stein ganz verdeckt!»

Dann verdunkelte sich sein Gesicht wie vom Schatten einer Höhle oder eines Kerkers und zeigte nicht mehr Licht, als durch die Eisenstäbe in ein Gefängnis fallen mochte – und es schwand immer noch, als sinke er stetig weiter in die Tiefen. Aber Phoebe war von Natur aus so munter und rege, daß sie selten lange zögerte, sich in ein Geschehen – meist hilfreich – einzumischen und sich nun dazu veranlaßt fühlte, den Fremden anzusprechen. «Diese neue Rose habe ich heute morgen im Garten gefunden», sagte

sie und zupfte eine kleine karminrote Blume aus dem Strauß in der Vase. «Der Busch wird diesen Sommer nur fünf oder sechs tragen. Und das ist die vollkommenste unter ihnen, ohne eine Spur Fäulnis oder Mehltau. So süß duftet sie – wie keine andere Rose! Dieser Duft geht einem nie aus dem Sinn!»

«Oh, zeig sie mir! – Gib sie mir!» rief der Gast und griff hastig nach der Blume, die durch die Magie erinnerter Gerüche tausend Gedankenbrücken baute mit dem Duft, den sie verströmte. «Danke! Das hat mir gutgetan. Ich weiß noch, wie gern ich diese Blume mochte – vor langer Zeit wohl, ja sehr lange – oder war es doch erst gestern? Sie macht mich wieder jung! Bin ich denn jung? Entweder ist diese Erinnerung selten klar oder dieses Bewußtsein seltsam trüb! Doch wie freundlich von dem hübschenjungen Mädchen! Danke! Ich danke dir!»

Die heilsame Aufregung über die kleine karminrote Rose gönnte Clifford den frohsten Augenblick am Frühstückstisch. Er hätte vielleicht noch angedauert, wäre sein Blick nicht kurz danach auf das Gesicht des alten Puritaners gefallen, der in seinem trüben Rahmen wie ein Gespenst, und zwar ein sehr übellauniges und ungnädiges, von seiner glanzlosen Leinwand auf die Szene herunterblickte. Der Gast machte eine unwirsche Handbewegung und wandte sich, wie leicht zu erkennen war, mit der typischen geduldeten Reizbarkeit eines Familienlieblings an Hepzibah. «Hepzibah! – Hepzibah!» rief er mit beachtlicher Energie und Bestimmtheit aus. «Warum läßt du dieses fürchterliche Bild an der Wand? Stimmt schon – es trifft genau deinen Geschmack! Dabei habe ich dir tausendmal gesagt, es sei der böse Geist des Hauses! – Mein böser Geist, vor allem! Nimm es weg, sofort!»

«Lieber Clifford», sagte Hepzibah traurig, «du weißt, das kann nicht sein!»

«Dann», fuhr er immer noch mit einigem Nachdruck fort, «verhülle es bitte wenigstens mit einem tiefroten Vorhang, so breit, daß er auch Falten werfen kann, und mit Goldsaum und Troddeln. Ich ertrage es nicht! Es soll mich nicht anstarren!»

«Ja, lieber Clifford, das Bild soll verhüllt werden», beruhigte ihn Hepzibah. «In einer Truhe auf dem Boden liegt ein roter Vorhang – wohl leider etwas verblaßt und mottenzerfressen –, aber Phoebe und ich werden damit wahre Wunder wirken.»

«Noch heute, denk dran!» sagte er und fügte halblaut und zu sich selbst hinzu: «Warum müssen wir überhaupt in diesem elenden Haus wohnen? Warum gehen wir nicht nach Südfrankreich? Oder Italien? Paris, Neapel, Venedig, Rom? Hepzibah wird sagen, wir haben die Mittel nicht dazu. Was für ein Witz!»

Er lächelte in sich hinein und warf Hepzibah einen vielsagend spöttischen Blick zu.

Doch die wenn auch schwach ausgeprägten Wechselbäder der Gefühle in so kurzer Zeit hatten den Fremden ermüdet. Er war vermutlich an ein traurig eintöniges Leben gewöhnt, das nicht einmal träge dahinfloß, sondern ihn wie eine brackige Pfütze umgab. Ein schläfriger Schleier legte sich über sein Antlitz und hatte im übertragenen Sinn auf sein natürlich vornehmes und elegantes Profil dieselbe Wirkung wie düstere Nebelschwaden auf eine Landschaft. Es schien gröber zu werden, fast plump. Und war zuvor Anrührendes und Schönes – wenn auch zerstörte Schönheit – in dem Mann aufgeschienen, würde nun ein Betrachter an seiner Wahrnehmung zweifeln und es reiner Phantasie zuschreiben, was er an Charme über dieses Gesicht huschen und an zartem Glanz in diesen trüben Augen hatte aufleuchten sehen.

Bevor er jedoch ganz eingenickt war, schellte schrill und mürrisch die Ladenglocke, Cliffords Ohren und die ihm eigene nervöse Empfindlichkeit wurden davon höchst unangenehm berührt, und er schreckte aus seinem Stuhl auf. «Gütiger Gott, Hepzibah! Was für einen gräßlichen Störenfried haben wir da im Haus?» rief er und ließ seinen aufbrausenden Ärger ganz natürlich und nach alter Gewohnheit an dem einen Menschen auf der Welt aus, der ihn liebte. «Ich habe noch nie einen so scheußlichen Lärm gehört! Warum duldest du das? Im Namen aller Mißklänge, was kann das sein?»

Es war sehr bemerkenswert, welches Profil dieses scheinbar unbedeutende Ärgernis Cliffords Charakter verlieh – als springe ein verschwommenes Bild plötzlich von der Leinwand herab. Das Geheimnis lag darin, daß ein Mensch mit seiner Veranlagung sich jederzeit mehr von seinem Sinn für das Schöne und das Harmonische bewegen läßt als von seinem Herzen. Es ist sogar möglich – solche Fälle sind zahlreich –, daß diese schöngestige Eigenschaft, hätte er in seinem bisherigen Leben seinen Geschmack bis zur Vollkommenheit ausbilden können, seine Liebesfähigkeit völlig ausgezehrt oder abgeschliffen hätte. Wagen wir demnach das Urteil, daß selbst seine lange und schwärzeste Not letztlich nicht ohne Gnade war?

«Lieber Clifford, ich wollte, ich könnte den Lärm von deinen Ohren fernhalten», sagte Hepzibah geduldig, aber vor schmerzlicher Scham errötet. «Auch mir ist er sehr lästig. Aber weißt du, Clifford, was ich dir gestehen muß? Dieses häßliche Geräusch – bitte, Phoebe, lauf und sieh nach, wer da ist! – dieses unverschämte Scheppern ist nichts anderes als unsere Ladenglocke!»

«Ladenglocke!» echote Clifford und starrte sie verständnislos an.

«Ja, unsere Ladenglocke», wiederholte Hepzibah, und eine natürliche Würde färbte nun samt tiefer Bewegung ihren Ton. «Du mußt nämlich wissen, bester Clifford, daß wir sehr arm sind. Und es gab keine andere Rettung als entweder Hilfe anzunehmen von einer Hand, die ich – wie du! – noch wegschieben würde, wenn wir ohne das Brot

darin verhungern müßten, oder mit eigenen Händen unseren Lebensunterhalt zu verdienen! Allein hätte es mir vielleicht nichts ausgemacht zu verhungern. Aber da solltest du mir wieder geschenkt werden! Und findest du denn jetzt, lieber Clifford», fügte sie mit einem hilflosen Lächeln hinzu, «daß ich für immer Schande über das alte Haus gebracht habe, weil ich einen kleinen Laden im Vorgiebel aufmachte? Unser Urgroßvater tat ja dasselbe, als die Not längst nicht so groß war! Schämst du dich meinetwegen?»

«Schämen! Schande! Zu mir sagst du das, Hepzibah?» fragte Clifford, jedoch ohne Zorn; denn wurde der Geist eines Menschen zugrunde gerichtet, hält er sich vielleicht noch über kleine Widerwärtigkeiten auf, aber niemals mehr über die großen. Darum lag nur Kummer in seinem bewegten Ton: «Es war nicht schön, so etwas zu sagen, Hepzibah! Was soll mich denn jetzt noch beschämen?»

Und dann brach der zermürbte Mann – der doch zum Genießen geboren wurde und dann ein so elendes Schicksal tragen mußte – in leidenschaftliche Tränen aus wie eine Frau. Es war aber nur ein Gewitter, das ihn ruhig und, wie sein Gesicht sagte, nicht untröstlich zurückließ. Auch diese Stimmung schüttelte er für einen Augenblick ab und gab Hepzibah ein halb spöttisches, vielsagendes Lächeln, das sie nicht zu deuten wußte.

«Sind wir denn wirklich so arm, Hepzibah?» fragte er.

Und schließlich schlief Clifford in seinem tiefen und weich gepolsterten Stuhl ein. Als Hepzibah das regelmäßige Auf und Ab seines Atems hörte – der aber selbst jetzt noch nicht kräftig und voll war, sondern leicht zittrig, in Übereinstimmung mit seinem wenig starken Charakter –, nutzte sie diese Anzeichen ruhigen Schlafs, um sein Gesicht aufmerksamer zu betrachten, als sie es bisher gewagt hatte. Ihr Herz zerfloß in Tränen, und aus ihrem tiefsten Innern stieg ein leises, sanftes, doch unaussprechlich trauriges Klagen empor. In diesem Abgrund des Kummers und Mitgefühls empfand sie es nicht als ungehörig, in sein verändertes, gealtertes, zerstörtes Gesicht zu schauen. Doch kaum hatte sie dieser Regung ein wenig nachgegeben, tadelte ihr Gewissen sie für den neugierigen Blick auf ihn, der jetzt so anders war. Damit wandte Hepzibah sich brüsk ab, zog den Vorhang über das sonnenbeschienene Fenster und ließ Clifford schlafen.

KAPITEL 8. DER P YNCHEON VON HEUTE

Als Phoebe den Laden betrat, erblickte sie dort das schon bekannte Gesicht des kleinen Freßfeinds von – wenn wir den Überblick über seine Heldentaten behalten

haben – Jim Crow, des Elefanten, des Kamels und der Dromedare sowie der Lokomotive. Nachdem der junge Herr in den letzten beiden Tagen sein privates Vermögen für diesen unerhörten Luxus ausgegeben hatte, war er diesmal im Auftrag seiner Mutter da und verlangte drei Eier und ein halbes Pfund Rosinen. Phoebe gab ihm das Gewünschte und dankte ihm seine Kundschaft noch damit, daß sie ihm als kleine Nachspeise zum Frühstück einen Wal in die Hand drückte! Der große Fisch wiederholte seine Erfahrung mit dem Propheten von Ninive mit vertauschten Rollen und trat sogleich seine Reise dieselbe rote Schicksalsstraße hinunter an, auf der ihm eine so buntgemischte Karawane vorausgegangen war. Dieser erstaunliche Bengel war die perfekte Verkörperung der Zeit, sowohl was seinen unersättlichen Appetit auf Menschen und Dinge betraf wie wegen seines jugendlichen Aussehens, als wäre er eben erst geschaffen worden, nachdem er doch schon so viel von der Schöpfung verschlungen hatte.

Der Junge zog die Tür halb hinter sich zu, drehte sich aber nochmals um und murmelte Phoebe etwas zu, das sie aber wegen des erst halbwegs bewältigten Wals nicht richtig verstehen konnte.

«Was hast du gesagt, Kleiner?» fragte sie. «Mutter will wissen», wiederholte Ned Higgins deutlicher, «wie es Jungfer Pyncheons Bruder geht. Die Leute sagen, er ist wieder daheim.»

«Der Bruder meiner Cousine Hepzibah!» rief Phoebe, überrascht von dieser plötzlichen Erklärung der Beziehung zwischen Hepzibah und ihrem Gast. «Ihr Bruder! Und wo soll er denn gewesen sein?»

Der kleine Junge legte bloß den Daumen auf seine breite Stupsnase und machte dazu ein schlaues Gesicht, wie es jedes Kind, das viel Zeit auf der Straße verbringt, bald lernt, unabhängig von seiner Intelligenz. Als Phoebe ihn aber immer noch anstarrte, ohne auf die Frage seiner Mutter zu antworten, ging er schließlich.

Als der Junge die Stufen hinunterlief, kam ein Herr sie herauf und betrat den Laden. Es war die stattliche und, wäre er bloß etwas größer gewesen, imposante Gestalt eines Mannes in schon recht fortgeschrittenem Alter, in einen schwarzen Anzug aus feinem Stoff gekleidet, der Zwilch täuschend ähnlich sah. Ein Spazierstock mit Goldknäuf aus orientalischem Edelholz trug beträchtlich zur Würde seiner Erscheinung bei wie auch ein blütenweißes Halstuch und auf Hochglanz polierte Stiefel. Sein dunkles, kantiges Gesicht mit den buschigen Brauen war von Natur aus eindrücklich und wäre vielleicht ziemlich grimmig erschienen, hätte der Herr sich nicht absichtlich bemüht, die abschreckende Wirkung mit einer betont freundlichen und wohlwollenden Miene zu mildern. Vielleicht wegen der animalischen Massigkeit der unteren Gesichtshälfte

wirkte der Blick nicht durchgeistigt, sondern fettglänzend und salbungsvoll und damit sicher nicht ganz wunschgemäß. Ein kritischer Beobachter hätte daraus jedenfalls kaum auf echte Herzensgüte geschlossen. Und wäre dieser Beobachter nicht nur kritisch und scharfsinnig, sondern auch noch böseartig gewesen, hätte er wohl den Verdacht gehegt, daß die Ähnlichkeit zwischen dem Lächeln des Herrn und dem Glänzen seiner Stiefel groß war und das eine ihn, das andere seinen Schuhputzer viel kurzfristige wie auch dauerhafte Mühe gekostet haben mußte.

Als der Fremde den kleinen Laden betrat, wo hinter dem vorspringenden zweiten Stock, dem dichten Ulmenlaub und den Waren in der Auslage ein eintöniges Grau herrschte, wurde sein Lächeln so strahlend, als hätte er sich vorgenommen, die ganze Düsterteit (und dazu die Düsternis Hepzibahs und ihrer Hausgenossen) einzig und allein mit dem Leuchten seines Gesichts aufzuhellen. Als er dann ein Mädchen wie eine Rosenknospe statt die hagere Gestalt der Jungfer erblickte, konnte er seine Überraschung nicht verbergen. Er runzelte erst die Stirn und lächelte dann mit noch schwülstigerem Wohlwollen denn je. «Ach, so ist das!» sagte er mit tiefer Stimme, die aus dem Mund eines ungebildeten Mannes barsch geklungen hätte, nun aber infolge sorgfältiger Übung recht freundlich zu nennen war. «Ich wußte nicht, daß Miss Hepzibah Pyncheons Geschäftseröffnung unter so günstigen Vorzeichen steht. Sie sind wohl ihre Hilfe?»

«Das bin ich», antwortete Phoebe und fügte mit schüchternem Anspruch auf Damenhaftigkeit hinzu, denn der Herr hielt sie bei aller Höflichkeit offensichtlich für ein Dienstmädchen: «Ich bin Miss Hepzibahs Cousine und auf Besuch bei ihr.» «Ihre Cousine? – Vom Land? Dann bitte ich um Verzeihung und um nähere Bekanntschaft», sagte der Herr und bedachte sie mit einer Verbeugung und einem Lächeln, wie sie Phoebe noch nie zuteil geworden waren, «denn wenn mich nicht alles täuscht, sind Sie auch meine eigene kleine Verwandte! Warten Sie – Mary? – Dolly? – Phoebe? – Ja, Phoebe lautet der Name! Ist es denn möglich, daß Sie Phoebe Pyncheon sind, das einzige Kind meines lieben Veters und Klassenkameraden Arthur? Aber ja, ich sehe deinen Vater vor mir, in deiner Mundpartie. O ja! Wir müssen näher bekannt werden! Ich bin mit dir verwandt, liebes Kind. Bestimmt hast du von Richter Pyncheon gehört?»

Als Phoebe zustimmend knickte, beugte der Richter sich vor in der verzeihlichen und angesichts der nahen Verwandtschaft und des Altersunterschieds gar löblichen Absicht, die enge Verbindung zwischen Vetter und Cousine und das natürliche Band der Zuneigung mit einem Kuß zu bekräftigen. Leider wich Phoebe unabsichtlich, oder wenigstens nicht in bewußter Absicht, genau im entscheidenden Moment zurück, so daß ihr sehr ehrenwerter Vetter mit über den Ladentisch gebeugtem Körper und

geschürzten Lippen in die ziemlich alberne, mißliche Lage geriet, nichts als Luft zu küssen. Wie ein moderner Ixion⁸ umarmte der Richter ein Wolkenbild und machte sich damit um so lächerlicher, als er stolz daraufwar, alles Luftige zu meiden und nie den Schatten mit der Substanz zu verwechseln. Es verhielt sich eben so – und das ist Phoebes einzige Entschuldigung –, daß Richter Pyncheons glühendes Wohlwollen gerade noch angehen mochte, wenn eine Frau eine Straßen- oder auch nur eine gewöhnliche Zimmerbreite dazwischen wußte, jedoch vollends unerträglich wurde, wenn dieses dunkle, massige Gesicht mit dem rauhen Bart, dem kein Rasiermesser beikam, seine Wertschätzung mit einer Berührung ausdrücken wollte. Der Mann, das Geschlecht, dominierte zu stark in diesen Bekundungen des Richters. Phoebe schlug die Augen nieder und spürte, wie sie unter seinem Blick heftig errötete. Dabei war sie schon ohne besonderes Widerstreben von vielleicht einem halben Dutzend anderen Vettern geküßt worden, die teils jünger, teils älter waren als dieser salbungsvolle Richter mit den dunklen Brauen, dem gräßlichen Bart und dem weißen Halstuch! Warum also nicht auch von ihm?

Als Phoebe wieder aufsaß, war sie erschüttert von der Veränderung in Richter Pyncheons Gesicht. Sie war, wenn man die anderen Dimensionen berücksichtigt, so gründlich wie bei einer Landschaft im hellen Sonnenschein, in der ein Gewitter aufzieht. Dessen Dramatik ging ihm allerdings ab; es war kalt, hart und ungerührt wie eine den ganzen Tag schon dräuende Wolke.

«Achje! Was mache ich jetzt?» dachte das Mädchen vom Land. «Er sieht aus, als wäre er so hart wie ein Felsen und so rauh wie der Ostwind! Ich hab' es nicht böse gemeint! Er ist ja wirklich mein Vetter, und ich hätte den Kuß auch geduldet, hätte ich bloß gekonnt!»

Da ging es Phoebe plötzlich auf, daß dieser Richter Pyncheon das Vorbild der Miniatur war, die der Lichtbildner ihr im Garten gezeigt hatte, und daß der harte, strenge, erbarmungslose Blick auf seinem Gesicht derselbe war, den die Sonne so unbestechlich zutage gebracht hatte. Handelte es sich dabei also nicht um eine vorübergehende Laune, sondern um seine, wenn auch geschickt versteckte, eigentliche Wesensart? Und lag sie überdies in der Familie, hatte er sie als kostbares Erbe von dem bärtigen Ahnen empfangen, in dessen Abbild sich sowohl der Ausdruck wie in einem verblüffenden Ausmaß auch die Züge des Richters von heute gleichsam prophetisch ankündigten? Einer tiefsinnigeren Natur als Phoebe wäre diese Vorstellung vielleicht grauenhaft erschienen. Es folgte daraus, daß die Schwächen und Mängel, die üblen Leidenschaften, verwerflichen Absichten und moralischen Laster,

⁸ Nach der griech. Göttersage König der Lapithen, der sich in Hera verliebt und mit einem ihr ähnlichen, von Zeus geschickten Wolkenbild den Kentaur zeugt.

die zum Verbrechen führen, getreulicher von Generation zu Generation weitergegeben werden, als es sich von den menschlichen Bemühungen sagen läßt, die Nachwelt mit Reichtum und Ehren zu bedenken.

Doch kaum ruhten Phoebes Augen wieder auf dem Gesicht des Richters, war der ganze häßliche Grimm daraus verschwunden, und sie fühlte sich von der schwülen Hundstagshitze des Wohlwollens überwältigt, das der vortreffliche Mann aus seinem weiten Herzen an die Umgebung verströmte – fast wie die Schlange, von der es heißt, sie lähme ihr Opfer mit ihrem Geruch.

«Das gefällt mir, Cousine Phoebe!» rief er mit einem heftig zustimmenden Kopfnicken. «Es gefällt mir sehr, kleine Cousine! Du bist ein gutes Kind und weißt dich in acht zu nehmen. Ein junges Mädchen – und ein so hübsches dazu – kann nie zu sehr geizen mit ihren Lippen.»

«Glauben Sie mir, Sir», sagte Phoebe beschwichtigend, «ich wollte Sie nicht kränken.»

Trotzdem wahrte sie, ob es nun an diesem unglücklichen Beginn ihrer Bekanntschaft lag, bleibe dahingestellt, weiterhin eine gewisse Zurückhaltung, die ihrem offenen, freundlichen Gemüt gar nicht entsprach. Die Einbildung verließ sie nicht, daß der puritanische Ahnherr, von dem sie so viele düstere Geschichten gehört hatte – der Stammvater aller Pyncheons von Neuengland und Gründer des Hauses mit den sieben Giebeln, der darin auf so seltsame Weise gestorben war –, den Laden betreten hatte. So etwas ließ sich ja heutzutage, wo jeder Bedarf gleich befriedigt werden konnte, leicht bewerkstelligen. Nach seiner Ankunft aus der anderen Welt brauchte er bloß eine Viertelstunde bei einem Barbier zu verbringen, der seinen puritanischen Vollbart zu einem grauen Schnurrbart trimmte, und danach ein Geschäft für Konfektionsbekleidung aufsuchen, um sein Samtwams und den schwarzen Umhang mit Spitzenkragen gegen einen weißen Kragen, Halstuch, Mantel, Weste und Hose zu tauschen. Und wenn er schließlich auch noch sein breites Schwert mit dem Eisengriff ablegte und statt dessen den Stock mit Goldknauf zur Hand nahm, war die Verwandlung des Obersten aus der Zeit vor zweihundert Jahren vollzogen, und Richter Pyncheon tritt auf!

Natürlich war Phoebe zu vernünftig, um über diese Vorstellung mehr als nur zu lächeln. Vermutlich wären ihr auch viele Unterschiede aufgefallen, wären die beiden Persönlichkeiten Seite an Seite vor ihr erschienen, und geblieben wäre nur eine allgemeine Ähnlichkeit. Die langen Jahre, die zwischen ihnen lagen, und das von der prägenden Umgebung des englischen Ahnen so verschiedene Klima mußten die körperliche Ausstattung des Nachfahren zwangsläufig entscheidend verändert haben.

Der Richter war kaum derselbe Muskelprotz wie einst der Oberst, es war bestimmt weniger Fleisch an ihm. Obwohl er bei seinen Zeitgenossen im "Wortsinn als Schwergewicht und mit der passenden Leibesfülle für die Richterbank wohlversehen galt, nehmen wir an, daß Richter Pyncheon gut und gerne ein alter englischer Halbzentner fehlen würde, um seinen Ahnherrn aufzuwiegen. Zudem hatte das Gesicht des Richters die lebhaft englische Röte eingebüßt, die durch die wettergegerbten Wangen des Obersten hindurchschimmerte, und war so fahl geworden wie das seiner meisten Landsleute. Wenn wir uns nicht täuschen, war auch selbst bei einem so soliden Sproß puritanischer Abstammung wie dem besagten Herrn eine gewisse Unruhe zu spüren. Eine Folge davon war, daß seine Gesichtszüge beweglicher und lebhafter waren als die des alten Engländers, aber auf Kosten einer gewissen Behäbigkeit, die von diesen schärferen neuen Merkmalen aufgelöst wurde wie von Säure. Dieser Vorgang mag Teil eines umfassenden Fortschritts sein, der animalische Kraft Stufe um Stufe unnötiger macht und vielleicht dazu bestimmt ist, uns allmählich zu vergeistigen, indem er uns von unserer gröberen Stofflichkeit läutert. Dafür bot Richter Pyncheon noch für ein oder zwei Jahrhunderte genug Material, wie die meisten anderen Menschen auch.

Die geistige und charakterliche Übereinstimmung zwischen dem Richter und seinem Vorfahren war anscheinend mindestens so groß, wie es sich aufgrund der Ähnlichkeit von Haltung und Aussehen erwarten ließ. In seiner Leichenrede auf den alten Obersten hatte der Geistliche sein verstorbenes Pfarrkind regelrecht heiliggesprochen und der Gemeinde gewissermaßen einen Blick durchs Kirchendach und das ganze Firmament nach droben geöffnet, wo man ihn mit der Harfe in der Hand inmitten der himmlischen Chöre thronen sah. Auch sein Grabstein ist des Lobes voll, und die Geschichte bestreitet, soweit er in ihr verzeichnet ist, die Glaubwürdigkeit und Aufrichtigkeit seines Charakters nicht. Heute galt für Richter Pyncheon ebenso, daß kein Geistlicher und kein Anwalt, kein Steinmetz und kein allgemeiner oder lokaler Historiker es wagen würde, die christliche Tugend dieses bedeutenden Mannes anzuzweifeln, seine persönliche Rechtschaffenheit, seine Unbestechlichkeit als Richter oder seinen Mut und seine Treue als bewährtes Parteimitglied. Aber neben den kalten, förmlichen, leeren Worten der gemeißelten Inschriften, der gehaltenen und geschriebenen Reden für Öffentlichkeit und Nachwelt, die im fatalen Bewußtsein dieses Zwecks unweigerlich viel von ihrer Wahrhaftigkeit und Unabhängigkeit einbüßen, rankten sich Geschichten um den Ahnherrn und zirkulierten Gerüchte über den Richter, die sich auffällig glichen. Es ist oft lehrreich, eine öffentliche Person aus fraulicher, häuslicher und privater Sicht zu sehen; und nichts ist so sonderbar wie der große Widerspruch zwischen den Porträts, die zum Druck bestimmt sind, und den Bleistiftskizzen, die hinter dem Rücken des Originals herumgereicht werden.

Zum Beispiel hieß es, der Puritaner sei habgierig gewesen, und auch der Richter galt bei aller zur Schau gestellten Großzügigkeit als einer, der auf dem Geldsack saß. Der Ahnherr hatte sich mit einer bärbeißigen Freundlichkeit umgeben, einer rauhen Herzlichkeit in Worten und Gesten, die von den meisten Menschen als echte Herzenswärme verstanden wurde, soweit sie die zähe Haut eines männlichen Charakters durchdringen konnte. Sein Nachkomme hatte nach den Geboten einer kultivierteren Zeit dieses plumpe Wohlwollen zum überaus gütigen Lächeln verklärt, so daß er strahlte wie die Mittagssonne, wenn er durch die Straßen ging, oder leuchtete wie ein Kaminfeuer in den Salons seiner Bekanntschaft. Der Puritaner harte sich – wenn ihm die sonderbaren Geschichten nicht unrecht tun, die man sich heute noch nur zuflüstert – gewisser Übergriffe schuldig gemacht, für die solche fleischlichen Naturen unabhängig von ihrem Glauben oder ihren Prinzipien immer anfällig bleiben, bis sie dereinst mit der irdischen Schlacke, die sie begünstigt, auch alle Unreinheit ablegen. Mit ähnlichen Skandalgeschichten, die heute vielleicht gegen den Richter laut wurden, brauchen wir diese Blätter nicht zu besudeln. Der Puritaner wiederum hatte als Alleinherrscher in seinem Haus drei Ehefrauen erschöpft und sie nacheinander allein durch seine erbarmungslose Strenge und Härte im Eheleben mit gebrochenem Herzen in den Tod getrieben. Hier nun hinkt der Vergleich: Der Richter hatte nur einmal geheiratet und seine Frau nach drei oder vier Jahren Ehe verloren. Immerhin fabulierte man – so wollen wir es nennen, obwohl die Sache allenfalls zu Richter Pyncheons Betragen als Ehemann paßt –, die Dame sei schon in den Flitterwochen vernichtet worden und habe seitdem nie mehr gelacht, weil ihr Mann sie zwang, ihm jeden Morgen den Kaffee ans Bett zu bringen und damit ihre Unterwerfung unter ihren Herrn und Gebieter zu bezeugen.

Doch lassen wir dieses allzu ergiebige Thema der ererbten Eigenschaften – wir können gar nicht ermessen, wie oft sie in direkter Linie auftreten, wenn wir bedenken, wie groß über ein, zwei Jahrhunderte das Vermächtnis der Generationen bei jedem Menschen ist. Ergänzen wir also nur noch, daß der Puritaner im Volksmund, der einen Charakter oft mit erstaunlicher Treue bewahrt, als kühn, herrschsüchtig, unbarmherzig und verschlagen galt; als ein Mann, der seine verborgenen Absichten stetig und skrupellos verfolgte, auf den Schwachen herumtrampelte und nach Kräften versuchte, die Starken zu stürzen, wenn es für seine Zwecke nötig war. Ob der Richter ihm in dieser Hinsicht glich, mag sich im Fortgang unserer Erzählung weisen.

Phoebe war sich in kaum einem Punkt solcher Ähnlichkeiten bewußt. Sie war auf dem Land geboren und aufgewachsen und wußte jämmerlich wenig von den Familiengeschichten, die sich wie Spinnweben und Rußablagerungen in den Winkeln und Ecken des Hauses mit den sieben Giebeln festsetzten. Nur einen Umstand gab es,

eine Kleinigkeit eigentlich, der ihr einen seltsam starken Schauer einjagte. Sie hatte von dem Fluch vernommen, den der hingerichtete Hexer Maule dem Obersten und seinen Kindeskindern entgegengeschleudert hatte – daß Gott ihnen Blut zu trinken geben werde –, und auch von der verbreiteten Vorstellung, daß man dieses wundersame Blut dann und wann in ihrer Kehle gurgeln höre. Dieses zweite Gerücht hatte Phoebe – wie jeder vernünftige Mensch und erst recht eine Pyncheon – als abwegig abgetan, und das war es zweifellos auch. Aber ein alter Aberglaube, dem Menschen Atem eingehaucht haben, der in ihre Herzen gedrungen ist und über Generationen hundertfach von Mund zu Ohr weitergereicht wurde, bekommt mit der Zeit den Anstrich des Wohlvertrauten. Er riecht durch und durch nach dem Herdfeuer. Und infolge der langen Weitergabe inmitten von Selbstverständlichkeiten wird er allmählich auch eine und macht sich so breit, daß sein Einfluß meist größer ist, als wir ahnen. Das erklärt Phoebes Verhalten, als sie ein nicht ganz gewolltes Geräusch in Richter Pyncheons Kehle vernahm – nichts Besonderes bei ihm und auch nicht weiter bedeutsam, es sei denn als Anzeichen für ein leichtes Brustleiden oder immerhin auch für einen Schlaganfall, wie manche Leute vermuteten –, dieses seltsame Japsen, das der Autor nie gehört hat und deshalb auch nicht beschreiben kann. Es war zwar dumm von ihr, aber Phoebe zuckte zusammen und verkrampfte die Hände. Natürlich war es völlig lächerlich, sich von einer solchen Kleinigkeit so erschrecken zu lassen, und noch unverzeihlicher, daß sie es sich vor dem Betroffenen anmerken ließ. Aber der Vorfall paßte so gut zu ihren Phantasien über den Obersten und den Richter, daß er sie für einen Augenblick zu einer Person verschmolz.

«Was ist mit dir, junge Frau?» fragte Richter Pyncheon, und sein Blick war jetzt streng. «Hast du vor etwas Angst?»

«Ach nichts, Sir, rein gar nichts!» antwortete Phoebe mit einem ärgerlichen Auflachen über sich selbst. «Aber vielleicht möchten Sie ja mit meiner Cousine Hepzibah sprechen. Soll ich sie rufen?»

«Warte noch einen Augenblick, bitte», sagte der Richter und strahlte wieder. «Du bist offenbar ein wenig aufgeregt heute morgen. Die Stadtluft schadet deinen gesunden ländlichen Anlagen, Cousine Phoebe. Oder ist etwas Störendes vorgefallen? – Ein Ereignis in Cousine Hepzibahs Familie vielleicht? – Es ist wohl jemand gekommen? Ja, das dachte ich mir! Kein Wunder, daß du verstört bist, kleine Cousine. Mit einem solchen Gast im selben Haus zu leben, kann ein unschuldiges junges Mädchen schon erschrecken!»

«Sie erstaunen mich, Sir», antwortete Phoebe mit einem fragenden Blick auf den Richter. «Es ist kein schrecklicher Gast im Haus, nur ein sanfter, armer Mann wie ein

Kind, anscheinend Cousine Hepzibahs Bruder. Ich fürchte, Sir – doch Sie werden das besser wissen –, daß er nicht ganz bei Trost ist, aber er wirkt so mild und ruhig, daß eine Mutter ihm ihr Baby anvertrauen könnte, und ich glaube, er würde mit dem Kind spielen, als wäre er selber nur ein paar Jahre älter. Seinetwegen sollte ich erschrecken! – Nein, sicher nicht!»

«Ich freue mich, ein so günstiges und argloses Urteil über meinen Vetter Clifford zu hören», sagte der wohlmeinende Richter. «Ich war ihm vor vielen Jahren, als wir Burschen und dann junge Männer waren, sehr zugetan, und seine Angelegenheiten gehen mir immer noch sehr nahe. Du sprichst von Geistesschwäche, Cousine Phoebe. Der Himmel gebe ihm wenigstens genug Verstand, um seine vergangenen Sünden zu bereuen!»

«Ich glaube nicht, daß jemand weniger zu bereuen hat», meinte Phoebe.

«Ja, ist es denn möglich, meine Liebe», fuhr der Richter mit mitleidigem Blick fort, «daß du nie von Clifford Pyncheon gehört hast und nichts von seiner Vergangenheit weißt? Doch es ist schon richtig so und sehr lobenswert, daß deine Mutter den guten Namen der Familie, mit der sie sich verband, geschützt hat. Glaube nur das Beste von diesem unglücklichen Menschen, und hoffe das Beste! Diese Regel sollten Christen in ihrem Urteil über einander immer befolgen, und besonders ziemt es sich unter nahen Verwandten, die sich im Wesen naturgemäß ein Stück weit ähnlich sind. Aber ist Clifford denn im Salon? Ich werde kurz einen Blick hineinwerfen.»

«Vielleicht sollte ich lieber erst meine Cousine Hepzibah rufen, Sir», sagte Phoebe, unschlüssig, ob sie denn das Recht habe, einem so liebevollen Verwandten den Zutritt in die privaten Räume des Hauses zu verwehren. «Ihr Bruder schien nach dem Frühstück wieder einzunicken, und ich bin sicher, sie möchte nicht, daß er gestört wird. Bitte, Sir, ich möchte Sie bei ihr melden!»

Aber der Richter schien fest entschlossen, unangemeldet einzutreten, und weil Phoebe nach der Art der Menschen, die unwillkürlich auch tun, was sie denken, schon zur Tür gegangen war, schob er sie ohne viel Aufhebens zur Seite. «Nein, nein, Miss Phoebe!» sagte Richter Pyncheon mit einer Stimme so tief wie Donnerrollen und einem Stirnrunzeln so finster wie eine Gewitterwolke. «Bleib, wo du bist! Ich kenne das Haus und meine Cousine Hepzibah, und ihren Bruder Clifford kenne ich auch! – Meine kleine Cousine vom Land braucht sich nicht die Mühe zu machen, mich anzumelden!» Und schon schien sein plötzlicher Grimm wieder in die bekannte Güte umzuschlagen. «Ich bin hier zu Hause, Phoebe, denke daran, und die Fremde bist du. Ich will ja bloß selber nachsehen, wie es Clifford geht, und ihn und Hepzibah meiner Anteilnahme und besten Wünsche versichern. Es gehört sich, daß sie beide in diesem

wichtigen Augenblick aus meinem eigenen Mund vernehmen, wie gern ich ihnen zu Diensten sein will. Ha! Da kommt Hepzibah ja!»

Tatsächlich war die polternde Stimme des Richters in den Salon gedrungen, wo die alte Dame mit abgewandtem Gesicht über dem Schlaf ihres Bruders wachte. Jetzt trat sie vor, anscheinend um den Eingang zu verteidigen, und glich dabei zugegeben verblüffend jenem Märchendrachen, der eine verzauberte Schönheit bewacht. Ihre übliche Grimasse war unzweifelhaft in diesem Augenblick eine zu wilde Fratze, als daß sie unschuldiger Kurzsichtigkeit hätte zugeschrieben werden können, und ihr Ingrimm schien Richter Pyncheon zu verwirren, wenn nicht zu erschrecken; offensichtlich hatte er die sittliche Kraft einer tiefsitzenden Abneigung unterschätzt. Sie machte eine abwehrende Handbewegung und stand wie ein Sinnbild der Verweigerung in voller Größe im dunklen Türrahmen. Und trotzdem müssen wir Hepzibahs Geheimnis preisgeben und verraten, daß ihre angeborene Ängstlichkeit sich selbst jetzt in einem Nervenflattern äußerte, als würde, so empfand sie es, jeder Körperteil einem eigenen Willen gehorchen.

Möglich, daß der Richter ahnte, wie wenig echte Tapferkeit sich hinter Hepzibahs dräuendem Äußeren verbarg. Jedenfalls faßte er sich als nervenstarker Mann bald und unterließ es nicht, seiner Cousine die Hand entgegenzustrecken, schützte jedoch seinen Vorstoß vernünftigerweise mit einem so breiten und schwülen Lächeln, daß schon bei der halben Wärme ein ganzes Traubenspalier sich unter seiner sommerlichen Glut blaurot verfärbt hätte. Vielleicht beabsichtigte er wirklich, die arme Hepzibah auf der Stelle wie eine Figur aus gelbem Wachs zum Schmelzen zu bringen.

«Hepzibah, meine liebe Cousine, wie freue ich mich!» rief der Richter mit größter Inbrunst aus. «Jetzt hast du endlich etwas, wofür du leben kannst. Ja, ich möchte sagen, wir alle, deine Freunde und Verwandten, haben einiges mehr als gestern, wofür es sich zu leben lohnt. Darum bin ich unverzüglich hierhergeeilt und will alles tun, was in meiner Macht steht, damit Clifford sich wohlfühlt. Er gehört zu uns allen. Ich weiß, wie viel er braucht – oder jedenfalls brauchte –, bei seinem erlesenen Geschmack und seiner Liebe zum Schönen. Alles in meinem Haus – Bilder, Bücher, Wein und sämtliche Tafelfreuden – stehen ihm zur Verfügung! Es täte mir im Grunde meines Herzens wohl, ihn zu sehen! Darf ich gleich eintreten?»

«Nein», antwortete Hepzibah knapp, denn ihre Stimme zitterte zu jämmerlich, als daß sie viel mehr hätte sagen können. «Er kann keine Besucher empfangen!»

«Besucher, liebe Cousine! – Nennst du mich so?» empörte sich der Richter, anscheinend beleidigt durch das kühle Wort. «Dann laß mich doch Cliffords Gastgeber sein und auch deiner. Kommt gleich mit mir in mein Haus. Die Landluft; und all die

Annehmlichkeiten, ja der Luxus, den ich mir dort geschaffen habe, werden bei ihm Wunder wirken. Und wir beide, liebe Hepzibah, wachen gemeinsam über das Glück unseres lieben Clifford, beraten darüber und arbeiten dafür. Kommt! Warum sollten wir noch mehr Worte verlieren über eine Sache, die mir Pflicht und Vergnügen zugleich ist! Kommt jetzt gleich zu mir!»

Als Phoebe diese gastfreundliche Einladung und die großzügige Anerkennung verwandtschaftlicher Bande hörte, war ihr sehr danach, auf Richter Pyncheon zuzueilen und ihm aus eigenem Antrieb den Kuß zu geben, den sie ihm erst noch verweigert hatte. Bei Hepzibah war es genau umgekehrt: Das Lächeln des Richters schien auf ihr bitteres Herz wie Sonnenschein auf Essig zu wirken und seine Säure zehnfach zu verstärken. «Clifford», sagte sie, noch immer zu aufgewühlt für mehr als ein paar brüske Worte, «Clifford hat hier ein Zuhause!»

«Möge der Himmel dir vergeben, Hepzibah», sagte Richter Pyncheon und sah ehrfürchtig zum hohen Gericht auf, das er anrief, «wenn du dich in dieser Sache von alten Vorurteilen oder Feindseligkeiten leiten lassen solltest! Hier stehe ich mit offenem Herzen, bedacht darauf und gewillt, dich und Clifford darin aufzunehmen. Lehne meine guten Dienste nicht ab – meine eindringlichen Bitten zu eurem Wohl! Sie sind in jeder Hinsicht von der Art, wie es sich für euren nächsten Verwandten gebührt. Du lädst eine schwere Verantwortung auf dich, Cousine, wenn du deinen Bruder in der stikkigen Luft dieses trostlosen Hauses einsperrst, wenn er die köstliche Freiheit meines Landsitzes genießen könnte.»

«Es würde Clifford niemals zusagen», sagte Hepzibah so knapp wie zuvor.

«Frau!» polterte der Richter und ließ seinem Ärger freien Lauf. «Was soll das alles bedeuten? Verfügst du denn über sonstige Mittel? Nein, das dachte ich mir! Sieh dich vor, Hepzibah, sieh dich vor! Clifford steht wieder am Rand eines Abgrunds, der noch schwärzer ist als alles zuvor! Doch was halte ich mich mit einer Frau länger auf? Mach Platz! – Ich muß jetzt zu Clifford!»

Hepzibah versuchte mit ihrer hageren Gestalt die Tür zu versperren und schien wirklich an Umfang zuzunehmen; auch wirkte sie um so furchterregender, als so viel Furcht und Schrecken in ihrem Herzen waren. Richter Pyncheon war offensichtlich entschlossen, sich einen Weg zu bahnen, als eine Stimme von drinnen ihn innehalten ließ. Es war ein schwaches, zittriges Wimmern, aus dem hilflose Besorgnis sprach und nicht mehr Abwehrkraft als bei einem verstörten Kind.

«Hepzibah, Hepzibah!» rief die Stimme. «Geh auf die Knie vor ihm! Küß seine Füße! Flehe ihn an, nicht einzutreten! Ach, er soll Erbarmen haben mit mir! Erbarmen! – Erbarmen!»

Vorerst schien es zweifelhaft, ob der Richter nicht immer noch fest dazu entschlossen war, Hepzibah beiseite zu schieben und den Salon zu betreten, aus dem dieses mutlose, klägliche Flehen drang. Mitleid war es nicht, das ihn davon abhielt, denn bei den ersten Tönen der kraftlosen Stimme loderte eine heiße Flamme in seinen Augen auf, er tat einen jähen Schritt nach vorn, und etwas unaussprechlich Wildes und Grimmiges schoß aus dem ganzen Mann wie eine dunkle Glut. Wenn man Richter Pyncheon kennen wollte, mußte man ihn jetzt sehen. Nach dieser Offenbarung mochte er so schwül lächeln, wie er wollte, er könnte viel eher Trauben blau und Kürbisse gelb färben als das Mal löschen, das sich jedem Betrachter ins Gedächtnis gebrannt hätte. Und es nahm seinem Ausdruck nichts von seinem Schrecken, sondern verstärkte ihn noch, daß er ohne Haß und ohne Zorn zu sein schien, bloß voll mörderischer Entschlossenheit, die alles andere vernichtete.

Aber verleumden wir nicht trotzdem einen vortrefflichen und liebenswürdigen Mann? Werfen wir noch einen Blick auf den Richter! Jetzt ist er sich offenbar des Fehlers bewußt, seine Wohltaten Leuten aufzudrängen, die sie nicht würdigen können. Er wird einen günstigeren Augenblick abwarten, um ihnen dann mit derselben Bereitwilligkeit zu helfen. Als er sich von der Tür entfernt, verströmt sein Gesicht eine allumfassende Güte, die verkündet, daß er Hepzibah, die kleine Phoebe und den unsichtbaren Clifford, sie alle drei und die ganze Welt dazu, in sein riesengroßes Herz aufnehmen will, wo sie eintauchen sollen in seine Zuneigung wie in ein warmes Bad. «Du tust mir großes Unrecht, Cousine Hepzibah!» sagte er und wollte ihr freundlich die Hand reichen, um sich dann zum Zeichen des Aufbruchs die Handschuhe überzustreifen. «Sehr großes Unrecht! Aber ich vergebe es und will mich bemühen, in deiner Achtung zu steigen. Natürlich kann ich mich jetzt unserem armen Clifford nicht aufdrängen, wenn er in einer so betrüblichen Verfassung ist. Aber ich werde über sein Wohlergehen wachen, als wäre er mein eigener geliebter Bruder, und rechne auch durchaus damit, liebe Cousine, daß ich euch zur Einsicht in euer Unrecht bringen werde. Und wenn dies dann geschieht, will ich keine andere Vergeltung, als daß ihr alles, womit ich euch dienen kann, annehmen mögt.»

Darauf verließ der Richter mit einer Verbeugung vor Hepzibah und einem väterlich wohlwollenden Kopfnicken zu Phoebe den Laden und trat lächelnd auf die Straße. Wie bei den Reichen üblich, wenn sie in einer Republik nach Ansehen trachten, entschuldigte er sich sozusagen beim Volk für sein Geld, seinen Wohlstand und die gehobene Stellung, indem er allen, die ihn kannten, freimütig und herzlich begegnete,

und zwar je unbedeutender der Gegrüßte war, desto untertäniger, womit er seinen Standesdünkel genauso unfehlbar bewies, als hätte ihm ein Trupp Lakaien den Weg gebahnt. An diesem bewußten Vormittag verströmte Richter Pyncheons freundliche Erscheinung so viel Wärme, daß es in der Stadt hieß, der Spritzwagen habe eigens kommen müssen, um nach so viel Extrasonnenschein den Staub zu löschen!

Kaum war er weg, wurde Hepzibah totenblaß, wankte auf Phoebe zu und ließ den Kopf auf die Schulter des Mädchens sinken. «Ach, Phoebe!» murmelte sie. «Dieser Mann ist das große Grauen meines Lebens! Werde ich denn nie, niemals den Mut haben – und meine Stimme lange genug die Kraft –, um ihm zu sagen, was er ist?»

«Ist er denn so böse?» fragte Phoebe. «Er meinte es doch gut!»

«Vergiß es – er hat ein Herz aus Stein!» entgegnete Hepzibah. «Geh jetzt und rede mit Clifford! Unterhalte ihn, damit er ruhig bleibt! Mich zu sehen würde ihn nur verstören, so aufgereggt, wie ich bin. Drum geh jetzt, liebes Kind, und ich will versuchen, mich um den Laden zu kümmern.»

Also ging Phoebe, hing in Gedanken aber der Bedeutung des eben beobachteten Geschehens nach und fragte sich auch, ob es möglich sei, daß Richter, Pfarrer und andere ähnlich bedeutende und angesehene Persönlichkeiten je anders denn als gerechte, aufrichtige Männer handelten. Ein solcher Zweifel verstört geradlinige Menschen wie unser Mädchen vom Land, die auf Ordnung und Grenzen bedacht sind, und hat schreckliche Folgen, wenn er sich bewahrheitet. Kühner denkenden Naturen mag die Einsicht dagegen grimmige Genugtuung verschaffen, daß die Mächtigen nicht besser wegkommen als die einfachen Leute, wenn es denn schon Böses auf der Welt geben muß. Und die noch freieren Geister und schärferen Denker geben gar nichts auf Rang, Würde und Stand als Zeichen menschlicher Größe und glauben trotzdem nicht, daß die Welt deswegen geradewegs ins Chaos stürzen muß. Für Phoebe sollte die Welt aber am liebsten bleiben, wo sie war, und darum mochte sie auch ihren Ahnungen von Richter Pyncheons Charakter nicht einfach trauen. Und aus Hepzibahs schlechter Meinung schloß sie auf eine Familienfehde, wo der Haß um so tödlicher ist, als er auch erstorbene und zerstörte Liebe enthält, die sich in sein Gift mischt.

KAPITEL 9. CLIFFORD UND PHOEBE

Bestimmt war unsere arme alte Hepzibah hochherzig, großzügig und nobel veranlagt! Oder – und das war ebenso wahrscheinlich – sie war an der Armut reich, am Kummer reif geworden, und die starke und einzige Liebe ihres Lebens hatte sie auf einen Sockel gestellt und ihr ein Heldentum verliehen, das sie unter sogenannten glücklicheren

Umständen nie gekannt hätte. Trostlose Jahre lang hatte Hepzibah – meistens verzagt, nie zuversichtlich, aber immer im Glauben, daß ihr nichts Besseres widerfahren könnte – sich nach genau jenem Zustand gesehnt, in dem sie sich jetzt befand. Für sich selbst hatte sie von der Vorsehung nichts erbeten als die Gelegenheit, sich ganz für diesen Bruder aufzuopfern, den sie so sehr geliebt und bewundert hatte für das, was er war – oder hätte sein können –, und dem sie als einziger Mensch auf der Welt ganz und bedingungslos, zu jeder Zeit und ihr Leben lang die Treue gehalten hatte. Und nun, in der Schwäche des Alters, war der Verlorene seinem langen, seltsamen Unglück entronnen und ihrem Mitgefühl überantwortet, offenbar nicht nur, was das tägliche Brot betraf, sondern auch die geistige Nahrung, die er zum Überleben brauchte. Sie war dem Ruf gefolgt und hatte sich gestellt – unsere arme, klapprige Hepzibah, im verblaßten Seidenkleid, mit ihren steifen Knochen und ihrer leidigen Grimasse –, bereit, ihr möglichstes zu tun und noch hundertmal mehr, wenn es auf nichts als die Liebe ankäme! Was könnte mehr zu Tränen rühren – und wenn sich in unser Bild auch ein Lächeln einschleichen will, möge es der Himmel verzeihen! – ja, welches Schauspiel könnte bewegender sein als Hepzibahs Taten an diesem ersten Nachmittag.

Wie geduldig versuchte sie, Clifford in ihre große, warme Liebe einzuhüllen und sie ihm als die ganze Welt erscheinen zu lassen, damit die Kälte und Trostlosigkeit draußen ihn nicht mehr plagten! Ihre kleinen Taten, um ihn zu erfreuen! Wie waren sie kläglich und großmütig zugleich!

So dachte sie daran, wie er einst Dichtung und Prosa geliebt hatte, öffnete einen Bücherschrank und entnahm ihm mehrere Bände, die zu ihrer Zeit mit großem Gewinn zu lesen waren. Es war ein Pope dabei, der den Lockenraub enthielt, ein Tatler und eine zufällige Auswahl von Drydens Werken ⁹, alle mit stumpf gewordener Goldprägung auf dem Einband und mit stumpf gewordenen Gedanken im Innern. Sie verfangen bei Clifford nicht und mußten sich wie alle gesellschaftskritischen Schriftsteller, deren Werke bei Erscheinen wie der reiche Flor eines neu gewirkten Teppichs schimmern, damit abfinden, daß sie nach ein, zwei Generationen ihren Glanz allgemein einbüßen, und erst recht bei einem Leser, der jedes Urteilsvermögen über Sitten und Bräuche verloren hatte. Darauf nahm Hepzibah den *Rasselas* ¹⁰ zur Hand und begann vom «Glücklichen Tal» vorzulesen, in der unbestimmten Hoffnung, daß

⁹ Die Schriftsteller Alexander Pope (1688-1744) und John Dryden (1631-1700) prägten den engl. Klassizismus. Im komisch-ironischen Epos *The Rape of the Locke* (1714) behandelt Pope im satirischen Stil seines Lehrmeisters Dryden den trivialen Gegenstand eines Lockenraubs in erhabenem Ton. Der *Tatler* ist eine von Richard Steele und Joseph Addison 1709-1711 herausgegebene moralische Wochenschrift, welche die Tradition unterhaltend-belehrender Zeitschriften des 18. Jahrhunderts für ein bürgerliches Publikum begründete.

¹⁰ Romanze (1759) in Prosaform, von Samuel Johnson (1709-1784), dem Verfasser des bedeutenden *Dictionary of the English Language*, über die Suche eines jungen Mannes nach einem glücklichen Leben.

darin vielleicht ein Geheimnis zufriedenen Lebens geschildert würde, das Clifford und ihr wenigstens durch diesen einen Tag helfen konnte. Doch über dem Glücklichen Tal lag eine Wolke. Außerdem plagte Hepzibah ihren Zuhörer mit zahllosen falschen Betonungen, die den Sinn entstellten, was er anscheinend bemerkte, auch wenn er nicht sehr darauf achtgab, so daß er nur litt, ohne auch einen Gewinn von der Lektüre zu haben. Überdies war in die immer schon rauhe Stimme seiner Schwester im Lauf ihres sorgenvollen Lebens ein Krächzen gekommen, das sich wie ein Laster nicht mehr austreiben läßt, wenn es sich erst festgesetzt hat in der Kehle. Bei beiden Geschlechtern zählt dieses lebenslange Krächzen, das jedes Wort der Freude und des Kummers begleitet, zu den Symptomen einer tiefen Schwermut und erzählt in einem einzigen Ton eine ganze Leidensgeschichte. Es ist, als wäre die Stimme schwarz eingefärbt, oder – um ein weniger drastisches Bild zu verwenden – als ziehe sich das jämmerliche Krächzen durch alle Schwankungen der Stimme wie ein schwarzer Seidenfaden, der die Kristallkugeln der Rede trübt, die an ihm aufgereiht sind. Solche Stimmen tragen Trauer um erloschene Hoffnungen, und sie sollten sterben und mit ihnen begraben werden!

Als Hepzibah einsah, daß ihre Bemühungen Clifford nicht aufmunterten, suchte sie im Haus nach einem froheren Zeitvertreib. Dabei fielen ihre Augen auch auf Alice Pyncheons Cembalo.

Dies war ein Augenblick großer Gefahr, denn trotz der seit je ehrfürchtigen Scheu vor diesem Instrument und den Klageliedern, die Geisterhände angeblich darauf spielten, war die liebevolle Schwester versucht, zu Cliffords Wohl darauf zu klimpern und die Musik mit ihrem Gesang zu begleiten. Armer Clifford! Arme Hepzibah! Armes Cembalo! Es hätte alle drei unglücklich gemacht. Doch eine gute Vorsehung wandte – vielleicht gar durch die unsichtbare Hand der längst begrabenen Alice selbst – das drohende Verhängnis ab.

Aber am schlimmsten von allem – der schwerste Schicksalsschlag für Hepzibah und vielleicht auch für Clifford – war sein unüberwindlicher Widerwille vor ihrem Äußeren. Ein nie sehr hübsches Gesicht, das von Alter, Kummer und Erbitterung gegen die Welt sinnetwegen verunstaltet war; ihre Kleidung und vor allem ihr Turban; die seltsamen und sonderbaren Eigenarten, die sie in ihrer Einsamkeit unbewußt angenommen hatte – bei dieser ganzen Erscheinung der bedauernswerten alten Dame ist es kein Wunder, daß der geborene Liebhaber alles Schönen unwillkürlich den Blick abwandte. Er konnte nicht anders. Es war das Letzte, was an ihm sterben würde. In der äußersten Not, wenn sein erlöschender Atem nur noch schwach durch die Lippen drang, würde er gewiß Hepzibahs Hand drücken mit innigem Dank für ihre selbstlose Liebe und dann die Augen schließen – nicht so sehr, um zu sterben, als um sie nicht

länger anschauen zu müssen! Die arme Hepzibah! Sie überlegte, was da zu tun wäre, und dachte daran, ihren Turban mit Bändern zu schmücken, doch zum Glück rauschten gleich mehrere Schutzengel herbei und hinderten sie an einem Wagnis, das sich auf den umsorgten Geliebten ebenso verheerend ausgewirkt hätte.

Es war kurzum so, daß Hepzibah nicht nur unvorteilhaft aussah, sondern sich auch unbeholfen benahm, mit einer Schwerfälligkeit, die sich nur schlecht nützlich machen konnte und zu Schönem gar nicht taugte. Sie war eine Pein für Clifford und wußte das auch. In dieser Not wandte sich die bejahrte Jungfer an Phoebe, ohne niedrige Eifersucht im Herzen. Hätte es dem Himmel gefallen, ihre aufopfernde lebenslange Treue dadurch zu krönen, daß sie persönlich für Clifford das Glück verkörperte, wären ihr die vergangenen Mühen mit einer zwar nicht jubelnden, aber echten und tiefen Freude gelohnt worden, die tausend oberflächlichere Wonnen wert war. Doch das konnte nicht sein. Darum wandte sie sich an Phoebe und vertraute die Aufgabe ihr an. Das Mädchen übernahm sie so froh, wie sie alles tat, aber ohne das Gefühl, eine Sendung zu haben, und gelangte in dieser Selbstverständlichkeit um so besser ans Ziel.

Mit ihrem sonnigen Gemüt machte Phoebe sich bald völlig unentbehrlich für das tägliche Wohlergehen, wenn nicht das tägliche Leben ihrer beiden einsamen Gefährten. Ruß und Schmutz des Hauses mit den sieben Giebeln schienen seit ihrem Erscheinen dort verschwunden zu sein; der Zahn der Zeit nagte nicht mehr am morschen alten Gebälk; der Staub fiel weniger dicht von den alten Decken auf die Fußböden und Möbel darunter oder wurde jedenfalls sogleich von einer kleinen Hausfrau weggefegt, die leichtfüßig wie eine Brise, die über einen Gartenweg wischt, von einem Ort zum andern im Haus glitt. Die Schatten düsterer Ereignisse, die über den einsamen, trostlosen Räumen hingen, der schwere, stickige Geruch, den der Tod bei seinen Besuchen vor langer Zeit in mehr als einem Schlafzimmer hinterlassen hatte – sie kamen nicht an gegen den reinigenden Einfluß, den die Anwesenheit eines einzigen jugendlich frischen und kerngesunden Gemüts im ganzen Haus verbreitete. Es war nichts Kränkliches an Phoebe, sonst wäre das alte Haus der Pyncheons genau der rechte Ort gewesen, um diese Krankheit unheilbar zu machen. Dagegen war ihr Geist so wirksam wie ein Tropfen Rosenöl in einer von Hepzibahs mächtigen, eisenbeschlagenen Truhen, wo es die ganze Wäsche, die Klöppelspitze, Taschentücher, Mützen, Strümpfe, die in Falten gelegten Kleider, Handschuhe und alle Schätze, die man dort sonst noch hütete, mit seinem Duft durchtränkte. So wie der Rosenduft in der großen Truhe alles lieblicher machte, durchzog unter Phoebes Einfluß ein Hauch von Glück Hepzibahs und Cliffords so düster scheinende Naturen. Weil ihr Körper, ihr Geist und auch ihr Herz so rege waren, drängte es sie nach kleinen Aufgaben, die sie

erledigen konnte, hatte sie jederzeit die glückliche Eingebung und den teilnahmsvollen Gedanken – sei es für die munter zwitschernden Rotkehlchen im Birnbaum, für Hepzibahs finstere Ängste, soweit sie diese fassen konnte, oder für das leise Jammern ihres Bruders. Diese Wendigkeit war zugleich der Ausdruck völliger Gesundheit wie auch ihr bester Schutz.

Eine Natur wie die Phoebe hat unfehlbar viel Einfluß, ohne daß sie sich zumeist viel Ehre erwirbt. Ihre wahre Kraft läßt sich daran ermessen, daß sie sich in Hepzibahs ungastlichem Haus ihren Platz erobert hatte, und sie zeigte sich auch an der Wirkung, die sie auf einen Charakter von ganz anderem Kaliber ausübte. Hepzibahs Körper war hager und knochig, Phoebe war klein und behende, und so hätten sich die Frau und das Mädchen normalerweise auch in ihrem Gewicht und in ihrer Substanz unterschieden.

Der Gast – Hepzibahs Bruder oder Vetter Clifford, wie Phoebe ihn zu nennen begann – brauchte das Mädchen besonders. Nicht daß er sich je mit ihr unterhaken oder öfter auf andere konkrete Weise gezeigt hätte, wie sehr ihre Gegenwart ihn bezauberte. Aber wenn sie lange ausblieb, wurde er reizbar und unruhig und bewegte sich fahrig wie stets durch den Raum; oder aber er schmolte in seinem großen Sessel, vergrub den Kopf in den Händen und bewies nur durch unwirsche Abwehr von Hepzibahs Vorstößen, daß noch Leben in ihm war. Phoebes Gegenwart, ihr junges neben seinem zerstörten Leben, war für gewöhnlich alles, was er benötigte. Sie besaß ja auch ein so sprudelndes Wesen, daß sie selten ganz ruhig und in sich gekehrt war, wie auch, das Plätschern und Murmeln eines Quells nie verstummt. Sie sang wunderbar, und auch das war so natürlich, daß man nicht auf den Gedanken kam, sie nach dem Ursprung ihrer Begabung oder nach ihrem Lehrer zu fragen. Man fragt ja auch einen Vogel nicht, warum er singen kann, sondern hört in seiner Melodie die Stimme des Schöpfers so deutlich wie im lautesten Donnerrollen. Solange Phoebe sang, mochte sie im Haus umhergehen, wie sie wollte. Clifford war zufrieden, ob die lieblich zarten und einfachen Töne nun aus den oberen Räumen herunterklangen, vom Laden heraufwehten oder mit den blinkenden Sonnenstrahlen durch das Laub des Birnbaums vom Garten hereintanzten. Er saß ruhig da, und ein sanftes Behagen leuchtete auf seinem Gesicht, manchmal heller, manchmal auch zarter, je nachdem, ob das Lied aus der Nähe oder in der Ferne zu hören war. Am besten gefiel es ihm aber, wenn sie auf einem Schemel zu seinen Füßen saß.

Es erstaunt bei ihrem Temperament vielleicht, daß Phoebe oft ein gefühlsvolles Lied einer frohen Melodie vorzog. Doch wer jung und glücklich ist, sucht manchmal gerne einen nicht allzu dunklen, kühlenden Schatten. Zudem wurde der tiefste Schmelz von Phoebes Stimme und Lied in ihrer goldenen Frohnatur geläutert und davon so durchdrungen, daß einem um so leichter ums Herz wurde vom Weinen. Finsteres Leid

gebietet Ehrfurcht, und derbe Fröhlichkeit hätte schrill und rücksichtslos den dunklen Unterton der feierlichen Sinfonie gestört, die durch das Leben Hepzibahs und ihres Bruders klang. Darum war es gut, daß Phoebe so oft traurige Lieder wählte, und nicht unpassend, daß die Geschwister nicht mehr traurig waren, während sie sang.

In dem Maß, wie Clifford sich an ihre Gesellschaft gewöhnte, wurde überaus deutlich, wie begierig er wohl einst die bunten Farben und das froh schimmernde Licht seiner ganzen Umgebung aufgesogen hatte. Er fand zur Jugend zurück, wenn sie bei ihm saß. Schönheit, die, selbst wenn sie sich am reinsten zeigte, nicht ganz wirklich war – sie hätte sich einem Maler entzogen, der sie belauerte, um sie auf die Leinwand zu bannen –, aber doch Schönheit, die mehr als ein Traum war, umspielte manchmal sein Gesicht und erhellte es. Nein, sie verklärte es gar mit einem Leuchten, das man nur einem feinsinnigen, frohen Geist zuschreiben konnte. Das graue Haar und die Furchen auf der Stirn, der unendliches Leid im hilflosen Versuch, es ganz zu erzählen, so tief und dicht eingeschrieben war, daß die Inschrift unkenntlich wurde, sie waren vorübergehend verschwunden, und ein ebenso sensibler wie scharfer Beobachter hätte in dem Mann einen Schatten seiner ursprünglichen Bestimmung erkennen mögen. Und wenn dann das Alter wie eine trübe Dämmerung wieder über ihn kroch, wäre man versucht, sich mit der Vorsehung anzulegen und sie zu überzeugen, daß dieses Wesen entweder kein Mensch hätte sein dürfen oder sein Menschenleben so sanft wie seine Natur hätte sein müssen. Es schien keine Notwendigkeit zu geben, warum er je hätte atmen sollen – die Welt konnte nie etwas mit ihm anfangen –, aber da nun einmal Atem in ihm war, hätte er immer die laueste Sommerluft atmen sollen. Diese Ratlosigkeit befällt uns stets bei den Naturen, die sich so ausschließlich vom Schönen nähren, auch wenn es ihr Schicksal auf Erden noch so gnädig mit ihnen meint.

Phoebe verstand den Charakter, den sie so heilsam in ihren Bann geschlagen hatte, wohl nur höchst unvollkommen, und mehr war auch gar nicht nötig. Das Kaminfeuer kann einen Halbkreis von Gesichtern erhellen, ohne daß es ein einziges kennen muß. Es lag ja auch etwas zu Feines und Zartes in Cliffords Zügen, um von jemandem wie Phoebe, die so sehr den praktischen Dingen zugewandt war, ganz erfaßt zu werden. Clifford hingegen zogen gerade der Wirklichkeitssinn, die einfache und unkomplizierte Art des Mädchens magisch an. Schönheit, und zwar solche, die auf ihre Art fast vollkommen war, brauchte es allerdings auch. Hätte Phoebe ein grobes Gesicht gehabt, einen schwerfälligen Körper, eine raue Stimme und ein linkisches Benehmen, hätten alle guten Gaben dahinter dieses unvorteilhafte Äußere nicht wettmachen können, und eine so unschöne Frau hätte Clifford entsetzt und bedrückt. Aber es gab ja kein schöneres – oder wenigstens kein hübscheres – Geschöpf als Phoebe. Und deshalb war für diesen Mann – für den Genuß im Leben bisher spärlich

und ein Phantom geliebt war, bis sein Begehren und sein Herz erlosch, für den die Frau immer mehr an Wärme und an Substanz verloren hatte, bis sie zu einem kalten Ideal erstarrte, wie auf den Bildern weltfremder Maler – darum war für ihn die kleine, frohe Hausfrau genau die Richtige, um seine Lebensgeister wieder zu wekken. Menschen, die sich aus den gewohnten Bahnen entfernt haben oder daraus geworfen wurden, und sei es zu ihrem Vorteil, wünschen sich nichts so sehr wie die Rückkehr. Sie schauern in ihrer Einsamkeit, ob auf einem Berggipfel oder in einem Verlies. Wo Phoebe war, da war ein Zuhause – die Zuflucht, nach der sich ein Ausgestoßener, ein Gefangener oder ein Mächtiger, diese Elenden jenseits der Welt, unter ihr oder auch über ihr, instinktiv sehnen – ein Zuhause! Sie war wirklich! Wenn man ihre Hand hielt, fühlte man etwas: zartes und warmes Fleisch; und solange man ihren Händedruck spürte, so sanft er auch war, konnte man sicher sein, daß man ein ordentliches Glied in der langen Kette fühlender Wesen war. Die Welt war nicht mehr eine Täuschung.

Bei näherer Betrachtung bietet sich hier eine Erklärung für ein oft beobachtetes Phänomen an: Warum neigen Dichter so sehr dazu, nicht eine Seelenverwandte als Gefährtin zu wählen, sondern Eigenschaften vorzuziehen, die nicht nur die entrücktesten Geistesarbeiter, sondern auch die größten Handwerker glücklich machen könnten? Vielleicht darum, weil der Dichter bei seinen Höhenflügen keine Gesellschaft braucht, in den irdischen Niederungen aber kein Fremder sein mag.

Es war etwas Zauberhaftes in der Beziehung, die zwischen den beiden entstand, diesem einander so eng und dauerhaft verbundenen Paar, obwohl zwischen ihrem Geburtstag und seinem so viele verlorene, rätselhaft dunkle Jahre lagen. Bei Clifford war es das Gefühl eines Mannes, der naturgemäß für Frauen sehr empfänglich war, aber nie aus dem Becher der Leidenschaft getrunken hatte und wußte, daß es dafür jetzt zu spät war. Er wußte es mit der sicheren Intuition, die dem Zerfall seines Verstands entgangen war. Und so war sein Gefühl für Phoebe zwar nicht väterlich, aber nicht weniger unschuldig, als wenn sie seine Tochter gewesen wäre. Ja, er war ein Mann, und er sah sie als Frau. Sie verkörperte für ihn alle Frauen. Er bemerkte an ihr jeden fraulichen Reiz, sah ihre vollen Lippen und ihren mädchenhaften Busen. Ihr ganzer Charme, der bei ihr so natürlich war wie die Blüten an einem jungen Obstbaum, verfiel bei ihm und versetzte sein Herz manchmal in heftigstes Entzücken. In solchen Augenblicken – denn länger hielt die Wirkung selten an – war der halb betäubte Mann voller Lebensharmonie, wie eine lange Zeit stumme Harfe voll Musik ist, wenn die Finger der Harfenistin ihre Saiten zum Klingen bringen. Doch es war eher eine Wahrnehmung oder ein Mitschwingen als ein Gefühl, das ihm als Person gehörte. Er las Phoebe wie eine rührende, einfache Geschichte und hörte ihr zu, als wäre sie eine schlichte Liedstrophe, die Gott als Trost für sein herbes Los dem Engel,

der ihn am meisten bemitleidete, im Haus zu singen erlaubt hatte. Sie war für ihn nicht Wirklichkeit, sondern stand für alles, was er auf Erden vermißt hatte, und vermittelte es ihm mit Wärme, so daß dieses reine Sinnbild, dieses lebensechte Porträt fast so wohltuend war wie die Realität.

Doch wir ringen vergeblich um Worte. Es gibt kein passendes Bild für die Schönheit und das tiefe Mitleid, das uns bewegt. Dieses Wesen, das zu nichts als Glück geschaffen wurde und daran so kläglich scheiterte – so grausam, daß irgendwann seine nie sehr festen moralischen und geistigen Kräfte nachgaben und er schwachsinnig wurde –, dieser arme, einsame Reisende von der Insel der Glückseligen in einem zerbrechlichen Boot auf dem stürmischen Meer war von der letzten Welle, die über ihm zusammenschlug, in einen ruhigen Hafen gespült worden. Als er dort schon halbtot am Strand lag, roch er den Duft einer irdischen Rose, die in ihm, wie Düfte es immer tun, Erinnerungen weckte, Visionen vielleicht auch vom lebendigen Atem der Schönheit, bei der er hätte wohnen mögen. Mit seiner angeborenen Empfänglichkeit für gute Geister saugt er die flüchtige himmlische Wonne in seine Seele und verlöscht!

Und was hielt Phoebe von Clifford? Sie gehörte nicht zu den Menschen, die das Seltsame und Außerordentliche eines Charakters anzieht. Der Pfad, der ihr am besten gefallen hätte, war die ausgetretene Hauptstraße, und die liebsten Weggefährten wären ihr Leute gewesen, wie man sie an jeder Ecke trifft. Das Geheimnis, das Clifford umgab, war für sie bestenfalls ein Ärgernis und besaß überhaupt nicht den Reiz, den andere Frauen vielleicht darin gefunden hätten. Trotzdem wurden ihre natürlichen Gefühle stark angesprochen, nicht so sehr von seinem romantischen Unglück, oder selbst von seinen edleren Charakterzügen, als vom schlichten Appell eines so einsamen Herzens an ein Herz wie ihres, das so voll echten Mitleids war. Sie gab ihm ihre Zuneigung, weil er so viel Liebe brauchte und anscheinend so wenig davon bekommen hatte. Mit wachem Feingefühl und gesundem praktischen Menschenverstand erkannte sie, was gut für ihn war, und tat es. Über alles Krankhafte in seinem Geist und in seiner Vergangenheit sah sie hinweg und bewahrte sich so durch ihr unbekümmertes, aber wie vom Himmel gelenktes Benehmen einen heilsamen Umgang mit ihm. Die seelisch und vielleicht auch die leiblich Kranken leiden um so mehr und verzweifelter, wenn ihre Krankheit sich überall im Verhalten ihrer Umgebung spiegelt und sie unablässig ihren eigenen giftigen Hauch atmen müssen. Phoebe jedoch gab ihrem armen Patienten reinere Luft zu atmen. Die tränkte sie, nein, nicht mit dem Duft wilder Blumen – denn Wildheit war ihr fremd –, sondern mit dem Parfüm von Gartenrosen, Nelken und anderen lieblichen Blumen, die dank eines Bunds zwischen Natur und Mensch Sommer um Sommer blühen, durch die

Jahrhunderte. Eine solche Blume war Phoebe für Clifford und dies die Wonne, die sie ihn atmen ließ.

Doch muß gesagt sein, daß Phoebes Blüten in der stickigen Luft um sie manchmal etwas litten.

Sie wurde nachdenklicher. Wenn sie verstohlen Cliffords Gesicht betrachtete und Eleganz wahrnahm, aber nur trüb und mangelhaft, und Geist, so gut wie ausgelöscht, kam sie ins Grübeln über sein Leben. War er schon immer so? Hatte dieser Schleier, der sein Wesen weit mehr verhüllte als enthüllte und ihm die Wirklichkeit so unvollkommen zeigte, schon seit Geburt auf ihm gelegen? Oder hatte ein düsteres Verhängnis den grauen Stoff gewoben? Phoebe mochte keine Rätsel und wäre gerne auch diesem bestürzenden Geheimnis ausgewichen. Immerhin bewirkte ihr Nachdenken über Cliffords Charakter, daß sie nicht erschrak, als ihre Mutmaßungen und das seltsame Eigenleben jeder merkwürdigen Geschichte ihr die Tatsachen allmählich enthüllten. Ja, die Welt hatte ihm großes Unrecht getan, aber sie kannte Cousin Clifford zu gut – meinte sie wenigstens –, um je unter seinen zarten und schmalen Fingern zu erschauern. Schon wenige Tage nach dem Erscheinen dieses besonderen Bewohners hatte sich im alten Haus, von dem wir erzählen, ein bemerkenswert gleichförmiger Tagesablauf eingestellt. Am Morgen, kurz nach dem Frühstück, nickte Clifford meist in seinem Stuhl ein und erwachte auch bis gegen Mittag nicht aus der tiefen Wolke des Schlafs oder nebliger Benommenheit, wenn man ihn nicht störte. In diesen Stunden wachte die alte Dame über ihrem schlummernden Bruder, während Phoebe sich um den Laden kümmerte, was die Kundschaft rasch begriff und durch zahlreichen Aufmarsch deutlich zu verstehen gab, daß sie die jüngere Verkäuferin weitaus mehr schätzte. Nach dem Essen dann nahm Hepzibah ihr Strickzeug – einen langen Strumpf aus grauem Garn, den ihr Bruder im Winter tragen sollte – und verabschiedete sich mit einem Seufzer, einer liebevollen Grimasse in Cliffords und mahnend erhobenem Zeigefinger in Phoebes Richtung hinter den Ladentisch. Und nun fiel es dem Mädchen zu, der Kranken- und Schutzengel, die Gefährtin, oder wie man es sonst nennen soll, des ergrauten Mannes zu sein.

KAPITEL 10. DER GARTEN DER PYNCHIONS

Clifford hätte ohne Phoebes Einmischung der Lähmung nachgegeben, die sein ganzes Wesen erfaßt hatte und ihn bis zum Abend in seinem Sessel vom Morgen einlullen wollte. Doch das Mädchen verzichtete selten darauf, eine Übersiedelung in den Garten vorzuschlagen, wo Onkel Venner und der Lichtbildner das Dach der zerfallenen Sommerlaube soweit instand gesetzt hatten, daß sie vor der Sonne wie vor

Regengüssen genug Schutz bot. Auch hatte die Hopfenrebe das Häuschen überwuchert, und im Innern boten sich aus dem lauschigen Grün unzählige Ausblicke und Einblicke in die einsamere Wildnis des Gartens.

Auf dieser grünen Tanzbühne des Lichts las Phoebe Clifford gelegentlich vor. Ihr Bekannter, der Künstler, der in der Literatur beschlagen zu sein schien, hatte sie mit Romanheften und Gedichtbänden versorgt, die ganz anders im Ton und Stil waren als die Werke, mit denen Hepzibah ihren Bruder unterhalten wollte. An den Büchern lag es allerdings kaum, wenn das Mädchen mit mehr Erfolg als ihre ältliche Cousine vorlas. Phoebes Stimme war immer melodisch und heiterte Clifford entweder auf mit ihrem Funkeln und ihrem Frohsinn oder beruhigte ihn mit ihrem gleichmäßigen Plätschern, wie das Murmeln eines Bachs über den Kieselsteinen. Die Erzählungen selbst hingegen, die das darin unerfahrene Mädchen vom Land oft in ihren Bann schlugen, kümmerten ihren seltsamen Zuhörer fast gar nicht. Bilder aus dem Leben, Szenen voll Leidenschaft oder Gefühl, Scharfsinn, Humor und Dramatik waren alle an Clifford bestenfalls verschwendet, sei es daß er ihre Wahrhaftigkeit nicht an eigener Erfahrung messen konnte, sei es daß seine eigenen Leiden ein echter Prüfstein waren, dem vorgetäuschte Empfindungen kaum standhalten konnten. Wenn Phoebe über dem Gelesenen in silberhelles Gelächter ausbrach, lachte er gelegentlich ihr zuliebe mit, machte aber auch oft ein verstörtes, fragendes Gesicht. Und wenn eine Träne – eine glitzernde Mädchenträne über erdachtem Leid – auf eine traurige Seite fiel, hielt Clifford sie entweder für ein Zeichen wirklichen Unglücks oder wurde gereizt und bedeutete ihr ärgerlich, das Buch zu schließen. Womit er auch recht hatte! Denn ist die Welt nicht schon im vollen Ernst traurig genug, ohne daß man noch zum Spaß Sorgen erfinden muß?

Gedichte kamen viel besser an. Clifford gefiel der auf- und absteigende Rhythmus und der treffend wiederkehrende Reim. Auch für das lyrische Gefühl war er nicht unzugänglich – vielleicht nicht, wo es am erhabensten oder am tiefgründigsten war, aber dort, wo es sich als sehr flüchtig und zart erwies. Es ließ sich unmöglich vorhersagen, in welchem köstlichen Vers der verborgene Zauber sich regte, aber wenn Phoebe die Augen vom Buch hob, verriet ihr ein Aufleuchten in Cliffords Gesicht, daß ein empfindsamere Geist als ihrer am Gelesenen Feuer gefangen hatte. Dieses Leuchten kündigte aber oft stundenlange Niedergeschlagenheit an, denn wenn es ihn verließ, schien er sich des Verlusts einer Wahrnehmung und Kraft bewußt und tastete danach wie ein Blinder, der sein verlorenes Augenlicht suchen wollte.

Er mochte es lieber, und es war auch besser für seinen Seelenfrieden, wenn Phoebe redete und ihm Alltägliches durch ihre Beschreibungen und Bemerkungen vor Augen führte. Das Gartenleben bot genügend Stoff für Gespräche, wie Clifford sie am

meisten schätzte. Er vergaß nie zu fragen, welche Blumen seit dem Vortag aufgeblüht waren. Für Blumen hatte er einen besonderen Sinn, der nicht so sehr mit Vorlieben wie mit Gefühlen verbunden war. Er saß gerne mit einer Blume in der Hand da, betrachtete sie aufmerksam und hob immer wieder den Blick von den Blüten zu Phoebes Gesicht, als wäre die Blume im Garten eine Schwester des Mädchens im Haus. Nicht nur der Duft der Blume entzückte ihn, das schöne Aussehen, die zarte oder leuchtende Farbe; für Clifford besaß jede Blüte im Garten Leben, Charakter und Eigenständigkeit, so daß er sie liebte, als wären sie mit Empfindung und Verstand begabt. Diese Neigung und Vorliebe für Blumen kennt man sonst fast nur bei Frauen. Wenn Männer sie von Natur aus haben, verlieren sie diese Gabe rasch, vergessen sie und lernen sie zu verachten in ihrem Umgang mit gröberen Dingen als Blumen. Auch Clifford hatte sie längst vergessen, entdeckte sie nun aber neu, als er langsam aus der Kältestarre seines vergangenen Lebens erwachte.

Ein Wunder, wie viele köstliche Begebenheiten in der Abgeschiedenheit dieses Gartens zu verzeichnen waren, als Phoebe erst richtig danach Ausschau hielt. Schon am ersten Tag ihrer Bekanntschaft mit diesem Ort hatte sie eine Biene gesehen oder gehört. Und seither kamen die Bienen oft – ja fast ständig – hierher, Gott weiß, warum oder aus welchem eigensinnigen Verlangen nach exotischen Süßigkeiten, wo doch gewiß in viel heimatlicheren Gärten alles mögliche wuchs und weite Kleefelder ganz in der Nähe lagen. Aber ausgerechnet hierher kamen die Bienen und taumelten in die Kürbisblüten, als müßten sie zu den nächsten einen ganzen Tag lang fliegen oder als bringe der Boden von Hepzibahs Garten Gewächse von genau der Beschaffenheit hervor, wie die emsigen kleinen Zauberkünstler sie brauchten, um ihren ganzen neuenglischen Bienenstock mit griechischem Honigduft zu tränken. Wenn Clifford das heitere Summen im Herzen der großen gelben Blüten hörte, spürte er, freudig um sich blickend, die Wärme, den blauen Himmel, das grüne Gras und den freien Hauch göttlicher Luft in allem, was zwischen Himmel und Erde war. Nein, man brauchte sich doch nicht zu fragen, warum die Bienen sich diesen einsamen grünen Fleck in der staubigen Stadt ausgesucht hatten. Gott sandte sie her, um unseren armen Clifford zu erfreuen. Sie brachten den Reichtum des Sommers mit sich, gegen ein wenig Honig.

Als die Stangenbohnen zu blühen anfangen, trug eine Sorte tief scharlachrote Blüten. Der Lichtbildner hatte die Bohnen in einer Dachkammer über einem der sieben Giebel gefunden, wo ein Gartenfreund aus der Familie sie einst in einer Schublade hortete und zweifellos im nächsten Sommer aussäen wollte, aber vorher selbst als Same in den Totenacker gelegt wurde. Holgrave wollte prüfen, ob noch ein lebendiger Keim in den alten Samen war, und hatte einige Kerne gepflanzt. Das Ergebnis seines Versuchs war ein prächtiges Bohnenbeet, wo die Ranken bald die Stangen hinaufgeklettert

waren und sie von oben bis unten mit üppigen roten Blütengirlanden behängt hatten. Als die erste Knospe sich öffnete, zog dies Scharen von Kolibris an, und es schien zuweilen, als käme auf jede der hundert Blüten eines dieser winzigen Federbällchen, ein daumengroßes, bunt gefiedertes Etwas, das zwischen den Bohnenstangen schwebte und schwirrte. Mit unbeschreiblichem Eifer und gar mehr als kindlicher Freude sah Clifford den Honigvögeln zu. Vorsichtig streckte er den Kopf aus der Laube, um sie besser zu sehen, bedeutete Phoebe, ruhig zu sein, und erhaschte darauf ihr verständnisvolles Lächeln, das sein Entzücken noch steigerte. Er war nicht einfach bloß jung geworden – er war wieder ein Kind.

Wenn Hepzibah einen solchen kleinen Freudentaumel miterlebte, wiegte sie, auf seltsame Weise halb Mutter, halb Schwester und zwischen Freude und Trauer hin- und hergerissen, den Kopf. Sie sagte, das habe Clifford immer getan, wenn die Kolibris kamen – schon als kleines Kind –, und sein Vergnügen an ihnen sei ein früher Hinweis auf seine Liebe zu allem Schönen gewesen. Und war es nicht ein wundersames Zusammentreffen, dachte die Frau, daß der Künstler diese Bohnen mit den scharlachroten Blüten, die bei den Kolibris so begehrt und seit vierzig Jahren nicht mehr im Garten der Pyncheons gewachsen waren, in genau dem Sommer von Cliffords Rückkehr gepflanzt hatte? In diesen Augenblicken kamen der armen Hepzibah die Tränen und überwältigten sie manchmal so, daß sie in eine Ecke fliehen mußte, damit Clifford ihre Erregung nicht bemerkte, denn alle Freuden dieser Zeit rührten sie zu Tränen. Dieser Nachsommer kam so spät, daß ein Schleier über der mildesten Herbstsonne lag und hinter der buntesten Pracht Zerfall und Tod lauerten. Je mehr Clifford kindliches Glück zu erfahren schien, desto trauriger war es, den Unterschied zu erkennen. Zwischen einer rätselhaften, grimmigen Vergangenheit, die sein Gedächtnis ausgelöscht hatte, und einer leeren Zukunft blieb ihm nur dieses träumerische, unfaßbare Jetzt, das sich bei näherem Hinsehen in nichts auflöst. Er selbst entzog sich düster seinem Vergnügen, das war unschwer festzustellen, und wußte, daß er sich mit Kindereien abgab, an die er nicht wahrhaft glaubte. Vielleicht sah Clifford im Grunde seines Herzens, daß er ein typischer Vertreter jener Unzahl von Menschen war, die eine rätselhafte Vorsehung zu ewigen Außenseitern der Gesellschaft macht und damit das Versprechen bricht, das sie selbst in sie gelegt zu haben schien. Ihre eigentliche Nahrung entzieht sie ihnen und setzt ihnen Gift als Festmahl vor. So wird ihr Leben Wahn, Qual und Einsamkeit, wenn es doch so leicht ganz anders hätte sein können, sollte man meinen. Sein Leben lang hatte er Unglücklichsein gelernt wie eine Fremdsprache; jetzt war er ein Meister darin und konnte sein flüchtiges kleines Glück nur mit Mühe begreifen. Oft schlich sich ein trüber Schatten des Zweifels in seine Augen. «Nimm meine Hand, Phoebe», sagte er dann, «und drücke sie fest mit deinen kleinen Fingern! Gib mir eine Rose, daß ich

mich an ihren Dornen stechen kann und der jähe Schmerz mir beweist, daß ich wach bin!» Offensichtlich brauchte er den Stachel einer geringen Pein, um sich durch das echte Gefühl, das er am besten kannte, davon zu überzeugen, daß auch der Garten, die sieben verwitterten Giebel, Hepzibahs Grimasse und Phoebes Lächeln echt waren. Ohne dieses körperliche Zeichen wären sie ihm nicht wirklicher erschienen als das wahllose Durcheinander eingebildeten Geschehens, mit dem er seinen Geist genährt hatte, bis auch dieser armselige Vorrat erschöpft war.

Der Autor braucht großes Vertrauen in das Wohlwollen seiner Leserschaft, sonst wäre er zurückhaltend mit diesen kleinen Details und scheinbar so unbedeutenden Einzelheiten, die für eine Vorstellung von diesem Gartenleben doch so wichtig sind. Es war das Eden eines vom Donner gerührten Adam, der aus derselben trostlosen und gefährlichen Wildnis hierher geflohen war, in die der alte Adam einst verbannt worden war.

Zu den Zerstreuungen, die Phoebe zu Cliffords Unterhaltung nach Kräften nutzte, gehörte das Federvieh der erwähnten Rasse, die seit Urzeiten von den Pyncheons gehalten wurde. Mit Rücksicht auf eine Laune Cliffords, dem ihre Gefangenschaft mißfiel, waren die Hühner freigelassen worden und stolzierten jetzt quer durch den Garten, wo sie da und dort etwas Unheil anrichteten, aber nicht fliehen konnten, weil auf drei Seiten Gebäude standen und auf der vierten die abweisenden Spitzen eines Holzzauns. Viel von ihrer großzügig bemessenen Zeit verbrachten sie auf dem Rand von Maules Brunnen, den eine Schneckenart für sich erobert hatte, die für sie offensichtlich ein Leckerbissen war. Auch das brackige Wasser, das alle andern so eklig fanden, schätzten die Hühner so sehr, daß man sie gelegentlich mit verdrehten Köpfen und prüfenden Schnäbeln dastehen sah und ihre Miene Weinsüffeln glich, die sich um ein Probefäßchen versammelt haben. Ihr meist ruhiges, doch oft auch munteres und im Tonfall wechselndes Gespräch miteinander und vor sich hin, während sie Würmer aus der fetten schwarzen Erde scharrtten oder nach geschätzten Gräsern pickten, klang so vertraut, daß es fast schon verwunderlich schien, weshalb häusliche Dinge nicht regelmäßig und mit Erfolg zwischen Mensch und Huhn besprochen werden sollten. Bei allen Hühnern lohnt sich die Aufmerksamkeit, so erstaunlich und vielfältig ist ihr Verhalten, doch seltsamer als diese alten Kämpen konnte kein Huhn aussehen oder sich benehmen. Vermutlich waren in ihnen die Eigenheiten der ganzen Ahnenreihe in lückenloser Eierfolge vereinigt, oder bloß dieser Chanticleer und seine beiden Frauen waren wegen ihrer abgeschiedenen Lebensweise und aus Sympathie für Hepzibah, ihre Schirmherrin, Sonderlinge und etwas überspannt geworden.

Absonderlich sahen sie jedenfalls aus! Chanticleer stolzierte zwar mit der ganzen Würde uralter Abstammung in jedem Schritt auf seinen stelzengleichen Beinen umher, war aber kaum größer als ein gewöhnliches Waldhuhn, seine beiden Frauen waren etwa so groß wie Wachteln, und das einzige Küken wirkte zugleich klein genug, um noch in eine Eierschale zu passen, und auch so alt, welk, schrumpelig und erfahren, daß es als Urtier der alten Rasse hätte gelten mögen. Es sah nicht aus wie das Nesthäkchen der Familie, sondern schien nicht nur die Jahre der lebenden Vertreter seines Geschlechts, sondern all seiner Vorväter und Urmütter auf sich geladen zu haben, deren ganze Tugenden und Eigenheiten in seinem kleinen Körper versammelt waren. Für seine Mutter war es offensichtlich das einzige Küken auf der Welt, von dem deren ganzes Fortbestehen oder jedenfalls die Erhaltung ihres gegenwärtigen Gleichgewichts, sei es in der Kirche oder im Staat, abhing. Eine geringere Einschätzung seiner Wichtigkeit hätte jedenfalls selbst in den Augen einer Mutter die Hingabe nicht rechtfertigen können, mit der sie über seine Sicherheit wachte, sich bis zur doppelten Größe aufplusterte und jedem ins Gesicht flatterte, der einen Blick auf ihren hoffnungsvollen Sprößling wagte. Keine geringere Meinung hätte den unermüdlichen Eifer verständlich gemacht, mit dem sie rücksichtslos die schönste Blume und das beste Gemüse ausscharfte, um den fetten Regenwurm darunter zu picken. Ein unruhiges Gackern, wenn das Küken im hohen Gras oder unter den Kürbisblättern versteckt war; ein zufriedenes Glucksen, wenn sie es sicher unter ihrem Flügel wußte; ein unverhohlen ängstliches und trotziges Zetern, wenn sie ihre Erzfeindin, die Nachbarkatze, auf dem hohen Zaun droben erblickte – fast jederzeit war das eine oder andere dieser Geräusche zu hören. Und allmählich schenkte man diesem Abkömmling eines vornehmen Geschlechts fast so viel Aufmerksamkeit wie die Glucke.

Nachdem Phoebe mit der alten Henne gut bekannt geworden war, durfte sie das Küken manchmal in ihre Hand nehmen, mit der sie das Häufchen Vogel ohne weiteres umschließen konnte. Wenn sie dann neugierig seine Erbmerkmale untersuchte – das sonderbar gesprenkelte Gefieder, das lustige Büschel auf dem Kopf und einen Knoten an jedem Bein –, blinzelte ihr das kleine Wesen, wie sie behauptete, dauernd verständnisinnig zu. Der Lichtbildner flüsterte ihr einmal ins Ohr, daß diese Merkmale für die Seltsamkeiten der Familie Pyncheon ständen und das Küken selbst für das Leben des alten Hauses, das es auch entschlüsseln könne, allerdings unzulänglich, wie bei solchen Symbolen üblich. Es sei ein Rätsel im Federkleid, ein ausgebrütetes Geheimnis, das doch ein Geheimnis blieb, als wäre das Ei unfruchtbar gewesen! Chanticleers zweite Frau war schon seit Phoebes Ankunft sehr bedrückt; wie sich herausstellen sollte, litt sie daran, daß sie kein Ei legen konnte. Eines Tages jedoch verrieten der selbstbewußte Gang, die schräge Kopfhaltung und das Blitzen im Auge,

mit dem sie die Winkel im Garten inspizierte und dabei selbstzufrieden vor sich hin gluckte, daß man die Henne unterschätzt hatte und sie etwas bei sich trug, das nicht mit Gold oder mit Edelsteinen aufzuwiegen war. Bald darauf gab es ein großes Gegacker und Glückwünsche von Chanticleer und seiner ganzen Familie, samt dem schrumpfligen Küken, das die Sache ebensogut wie Vater, Mutter oder Tante zu verstehen schien. An diesem Nachmittag fand Phoebe ein winziges Ei – nicht im gewohnten Nest, denn dafür war es viel zu kostbar, sondern schlau versteckt unter den Johannisbeerbüschen, auf ein paar dünnen Stengeln Gras vom letzten Jahr. Als Hepzibah davon erfuhr, nahm sie das Ei für Cliffords Frühstück, wegen des zarten Geschmacks, den man an diesen Eiern, wie sie sagte, immer gerühmt habe. So ungerührt opferte die alte Dame vielleicht den Fortbestand eines alten Federvolkes zu keinem edleren Zweck, als ihrem Bruder einen Leckerbissen zukommen zu lassen, der kaum einen Teelöffel füllte! Dieser Frevel mußte der Grund sein, warum Chanticleer sich am nächsten Tag in Begleitung der um ihr Ei trauernden Mutter vor Phoebe und Clifford aufpflanzte und zu einer Schmäherei ansetzte, die so lang wie sein Stammbaum hätte ausfallen können, wenn Phoebe nicht hätte lachen müssen. Darauf stolzierte der Hahn beleidigt auf seinen langen Stelzenbeinen davon und würdigte Phoebe und das ganze Menschenpack keines Blickes mehr, bis sie ihn mit einem Stück Gewürzkuchen besänftigte, für seinen vornehmen Geschmack außer Schnecken der größte Leckerbissen.

Wir halten uns bestimmt zu lange auf bei diesem schäbigen Lebensrinnsal, das durch den Garten der Pyncheons floß. Immerhin finden wir es verzeihlich, diese kleinen Begebenheiten und bescheidenen Freuden aufzuzeichnen, weil sie so wohltuend für Clifford waren. Sie besaßen den Erdgeruch und stärkten seine Gesundheit und seinen Wirklichkeitssinn. Nicht alle seine Beschäftigungen waren so heilsam. Zum Beispiel hatte er eine ausgesprochene Vorliebe dafür, sich über Maules Brunnen zu beugen und den ständig wechselnden Trugbildern zuzusehen, die das unruhige Wasser über das bunte Mosaik am Grund tanzen ließ. Er sagte, Gesichter schauten dort zu ihm empor – schöne Gesichter, zauberhaft lächelnd –, und jedes Gesicht sei so blühend und schön und jedes Lächeln so strahlend, daß er sich nach seinem Entschwinden betrogen fühlte, bis derselbe launische Zauber ein neues hervorbrachte. Aber manchmal schrie er auch plötzlich: «Das finstere Gesicht starrt mich an!» und fühlte sich danach den ganzen Tag elend. Wenn Phoebe sich neben Clifford über den Brunnen beugte, sah sie gar nichts – weder das Schöne noch das Häßliche –, sondern nur die bunten Kiesel, die im sprudelnden Wasser zu zittern und aus der Reihe zu tanzen schienen. Und das finstere Gesicht, das Clifford so verstörte, war nur der Schatten eines Zweiges vom Pflaumenbaum, der das Licht im Innern von Maules Brunnen brach. In Wahrheit verhielt es sich so, daß Cliffords Phantasie – die sich schneller als sein Wille und sein

Verstand erholte und immer schon stärker gewesen war – Figuren voll Anmut schuf, die seinem eigentlichen Wesen entsprachen, und auch ab und zu eine grimmige Schreckensgestalt, die für sein Schicksal stand.

An Sonntagen, wenn Phoebe von der Kirche zurückkam – denn dorthin zog ihr Gewissen sie, und sie wäre kaum ruhig gewesen, hätte sie Gebet, Gesang, Predigt oder den Segen verpaßt –, nach dem Kirchgang also gab es meist ein bescheidenes kleines Fest im Garten. Außer Clifford, Hepzibah und Phoebe waren auch zwei Gäste da. Der eine war der Künstler Holgrave, der trotz seines Umgangs mit Reformern und anderer merkwürdiger und fraglicher Eigenschaften weiterhin hoch in Hepzibahs Ansehen stand. Der andere, wir geben es freilich nur ungern zu, war der ehrwürdige Onkel Venner im sauberen Hemd und Mantel aus derbem Stoff, der sich insofern vorteilhaft von seiner Alltagskleidung abhob, als er an den Ellbogen ordentlich geflickt und bis auf leicht unregelmäßige Säume ein einwandfreies Stück war. Clifford hatte schon mehr als einmal offensichtlich Gefallen gefunden am Umgang mit dem Alten, dessen milde Heiterkeit an die Süße eines angefrorenen Apfels erinnerte, den man im Dezember unter dem Baum aufliest. Ein Mann auf der untersten Stufe gesellschaftlichen Ansehens war einem einstigen feinen Herrn angenehmer und erträglicher als jemand, der auf der Rangleiter irgendwo dazwischen stand. Außerdem schätzte es Clifford, der seine besten Jahre verloren hatte, sich gemessen an Onkel Venners Greisenalter einigermaßen jung zu fühlen. In der Tat konnte man immer wieder beobachten, daß Clifford sein Alter mehr oder weniger bewußt verdrängte und sich vorgaukelte, auf Erden noch eine Zukunft zu haben. Allerdings waren diese Trugbilder zu blaß, als daß er enttäuscht gewesen wäre – betrübt zwar schon –, wenn eine beiläufige Begebenheit oder Erinnerung ihm den Herbst seiner Tage vor Augen hielt.

So pflegte die seltsam gemischte kleine Gesellschaft sich unter der baufälligen Laube zu versammeln. Hepzibah – mit unbeirrter innerer Würde und ohne die alte Vornehmheit im mindesten preiszugeben, sondern sie durch fürstliche Huldbezeugungen noch betonend – war keine ungnädige Gastgeberin. Sie unterhielt sich freundlich mit dem vagabundierenden Künstler und nahm damenhaft den weisen Rat des Sägers, allgemeinen Faktotums und Lumpenphilosophen entgegen. Und Onkel Venner, der die Welt an Straßenecken und anderen zu treffender Beobachtung geeigneten Orten studiert hatte, spendete seinen weisen Rat so bereitwillig wie die Pumpe am Stadtbrunnen ihr Wasser.

«Miss Hepzibah, Ma'am», sagte er einmal nach einer frohen Sonntagnachmittagsrunde, «sie gefallen mir wirklich gut, unsere ruhigen kleinen

Treffen. Ziemlich genau so was stell' ich mir vor, wenn ich mich auf meine Farm zurückziehe!»

«Onkel Venner redet immer von seiner Farm», bemerkte Clifford mit gedehnter, nach innen horchender Stimme. «Aber ich habe schon noch einen besseren Plan für ihn. Wir werden sehen!»

«Ach, Mr. Clifford Pyncheon!» sagte der Mann mit den Flecken. «Sie können planen für mich, soviel Sie wollen, aber diesen Plan von mir geb' ich nicht auf, auch wenn ich es nie schaffe. Ich meine, die Menschen machen einen seltsamen Fehler, wenn sie Besitz um Besitz anhäufen wollen. Hätte ich das getan, würde ich denken, die Vorsehung braucht sich nicht um mich zu kümmern, und die Stadt tat' es ganz sicher nicht! Ich bin einer von denen, die finden, die Unendlichkeit ist groß genug für uns alle – und die Ewigkeit lang genug!»

«Schon, Onkel Venner», sagte Phoebe nach einer Pause, denn sie hatte versucht, Tiefsinn und Angemessenheit dieses Verdikts zu würdigen. «Aber in unserem kurzen Leben hier hätte man doch auch gerne ein Haus und ein bescheidenes Stück Garten.»

«Mir scheint», lächelte der Lichtbildner, «aus Onkel Venners Weisheit sprechen die Grundsätze Fouriers¹¹, nur sind sie in seinem Kopf nicht so klar wie im System des Franzosen.»

«Komm, Phoebe», forderte Hepzibah sie auf, «es ist Zeit für die Johannisbeeren.»

Und dann, während das warme Gelb der untergehenden Sonne noch auf den Garten schien, brachte Phoebe einen Laib Brot und eine Schüssel voll Beeren frisch vom Strauch, mit Zucker zu Mus zerstoßen. Dies war, zusammen mit Wasser, aber nicht vom nahe gelegenen verrufenen Brunnen, die ganze Bewirtung. Unterdessen gab Holgrave sich Mühe, mit Clifford ein Gespräch zu führen, aus reiner Freundlichkeit offenbar, damit der arme, einsame Mensch eine frohere Stunde erlebte, als das Schicksal sie ihm zumeist gegönnt hatte oder noch gönnen würde. In die tiefen, gedankenvollen, hellwachen Augen des Künstlers trat aber gelegentlich ein zwar nicht feindseliger, aber zweideutiger Blick, als hätte er ein stärkeres Interesse an den Vorgängen, als man es bei einem jungen Fremden ohne Beziehungen zur Familie vermuten würde. Mit großer Lebhaftigkeit widmete er sich aber der Aufgabe, die Gesellschaft zu unterhalten, und zwar so erfolgreich, daß selbst die düstere Hepzibah weniger schwarz sah und sich mit den verbleibenden Schatten begnügen mußte.

¹¹ Francois Marie Charles Fourier (1772-1835), frz. Sozialist. In seinem bis ins einzelne ausgearbeiteten Entwurf einer neuen Gesellschaftsordnung fordert er genossenschaftliche Produktion und Konsum in drei- bis vierhundert Familien umfassenden Verbänden («Phalangen»), die in großen Gebäuden zusammen wohnen und wo jeder entsprechend seiner Arbeit, seinem Kapital oder seinem Talent am wirtschaftlichen Erfolg teilhaben soll.

Phoebe sagte sich: «Wie umgänglich er sein kann!», und Onkel Venner bewies seine Freundschaft und Zustimmung mit seiner umgehenden Einwilligung, dem jungen Mann zu beruflichen Zwecken sein Gesicht zu leihen – nicht im übertragenen Sinn, wohlgemerkt, sondern als Daguerrotypie, die beim Eingang zu Holgraves Studio ausgestellt werden sollte.

Aber der heiterste Gast an der kleinen Festtafel war schließlich Clifford. Entweder war es eine Aufwallung, wie sie für Gemüter in seiner besonderen Verfassung typisch sind, oder der Künstler hatte feinfühlig eine Saite in ihm zum Schwingen gebracht. An einem so schönen Sommerabend und getragen vom Wohlwollen einer durchaus geneigten Tischrunde war es ja vielleicht auch natürlich, daß ein so empfänglicher Charakter wie Clifford auflebte und die Reden um ihn herum begierig aufnahm. Aber er äußerte zudem seine eigenen Gedanken mit Schwung und Phantasie; sie brachten die Laube gleichsam zum Funkeln und entwischten dann durch das Blätterwerk. In Phoebes Gesellschaft war er auch schon so froh gewesen, aber noch nie hatte er dabei einen so wachen Verstand gezeigt, der freilich doch unvollkommen blieb.

Doch mit dem Sonnenlicht auf den sieben Giebeln erlosch auch das Feuer in Cliffords Augen. Er blickte ziellos und traurig um sich, als ob er etwas Kostbares vermisste, und um so schmerzlicher vermisste, weil er nicht genau wußte, was es war. «Ich will mein Glück!» murmelte er schließlich heiser und undeutlich und brachte die Worte kaum über die Lippen. «Viele, viele Jahre habe ich darauf gewartet! Es ist spät! Spät! Ich will mein Glück!»

Ach, armer Clifford! Du bist alt und von Sorgen gebeugt, die dich nie hätten treffen sollen. Du bist halb verrückt und halb schwachsinnig, ein Wrack, ein Versager wie fast jeder Mensch – bloß ist es bei manchen weniger schlimm, oder man merkt es nicht so. Das Schicksal hält kein Glück für dich bereit; es sei denn, dein ruhiges Zuhause im alten Familiensitz bei der treuen Hepzibah, deine langen Sommerabende mit Phoebe oder die Sonntagsfestlichkeiten mit Onkel Venner und dem Lichtbildner verdienen diesen Namen! Und warum auch nicht? Ist es nicht das Glück selbst, so ist es ihm doch erstaunlich ähnlich, gerade wegen seines flüchtigen, unfaßbaren Charakters, bei dem sich alles in Luft auflöst, wenn man zu genau hinsieht. Nimm es dir darum, solange du kannst! Murre nicht – zweifle nicht – genieße es nach Kräften!

KAPITEL 11. DAS BOGENFENSTER

Wie es seiner trägen – oder besser, passiven – Grundstimmung entsprach, wäre Clifford vielleicht damit zufrieden gewesen, Tag um Tag endlos, oder mindestens den

ganzen Sommer lang, genau so zuzubringen, wie auf den vorangegangenen Seiten beschrieben. Phoebe befand jedoch, daß gelegentliche Abwechslung ihm wohl guttun würde, und lud ihn manchmal zur Betrachtung des Lebens auf der Straße ein. Zu diesem Zweck stiegen sie zusammen in den zweiten Stock des Hauses hinauf, wo sich gegenüber einer breiten Tür ein ungewöhnlich großes, mit einem Vorhang abgedunkeltes Fenster befand. Es lag über dem Portal, wo einst ein Balkon gewesen war, dessen längst zerfallenes Geländer man entfernt hatte. An diesem offenen Bogenfenster, im Schutz der Vorhänge halb unsichtbar, konnte Clifford am großen Weltenlauf teilnehmen, soweit er sich auf einer Nebenstraße einer nicht sehr bedeutenden Stadt abspielte. Vielleicht war ja das Bild mit ihm und Phoebe die größte Sehenswürdigkeit: Clifford, blaß und grau, kindlich und alt, schwermütig und dann wieder arglos fröhlich, manchmal auch höchst geistvoll, wie er hinter dem verblaßten Vorhang hervorspähte, mit folgenlosem Ernst und Interesse das monotone Alltagstreiben betrachtete und bei jeder Gemütsregung den teilnahmsvollen Blick des lebensfrohen Mädchens suchte!

Wenn er sich erst am Fenster niedergelassen hatte, war selbst die Pyncheon Street nie so langweilig und ausgestorben, als daß Clifford nicht irgendwo etwas entdeckt hätte, was seinen Blick anzog und seine Aufmerksamkeit erregte, wenn nicht gefangennahm. Dinge, die selbst dem kleinsten Kind, das die Welt erkunden lernt, vertraut waren, schienen ihm seltsam. Eine Droschke, der Pferdeomnibus mit seinem geräumigen Inneren, der da und dort einen Passagier absetzte und einen andern aufnahm und damit für jenes große Gefährt steht, die Welt, die überallhin und nach nirgendwo reist – er folgte ihnen gespannt mit seinen Blicken und hatte sie wieder vergessen, kaum hatte sich der Staub der Hufe und Räder in ihrer Bahn gelegt. Offenbar versagte bei neuen Errungenschaften wie Droschken und Omnibussen sein Denk- und Erinnerungsvermögen. Erwähnen wir den Sprengwagen, der bei Sonnenschein zwei oder dreimal am Haus der Pyncheons vorbeifuhr und anstelle des weißen Staubs, den selbst das leichteste Trippeln einer Dame aufwirbelte, eine breite Spur benetzte Erde zurückließ, als hätten die Stadtbehörden einen Sommerregen gefangen und gezähmt und für alltägliche Dienste nutzbar gemacht. An diesen Wasserwagen gewöhnte Clifford sich nie; er überraschte ihn stets von neuem. Der Wanderregen machte ihm bestimmt einen lebhaften Eindruck, entschwand seinem Gedächtnis aber, ehe er wiederkam, so gründlich wie der Straße selbst, wo die Hitze gleich wieder weißen Staub herabrieseln ließ. Dasselbe geschah bei der Eisenbahn. Clifford hörte das lärmende Pfeifen des Dampfteufels, und wenn er sich etwas aus dem Fenster lehnte, erhaschte er auch einen Blick auf die Bahnwagen, die am Ende der Straße vorüberflichteten. Der Eindruck geballter Kraft überwältigte ihn bei jedem Auftauchen

neu, und er war offenbar noch beim hundertsten Mal ebenso bestürzt und ähnlich erstaunt wie beim ersten.

Nichts führt uns menschliche Hinfälligkeit trauriger vor Augen als dieser völlige oder vorübergehende Verlust unserer Fähigkeit, mit Ungewohntem umzugehen und mit der schnellebigen Gegenwart Schritt zu halten. Der Verlust kann nur vorübergehend sein, denn wäre er endgültig, wüßten wir mit der Unsterblichkeit wenig anzufangen. Doch einstweilen sind wir weniger als Gespenster, wenn dieses Unheil uns trifft.

Clifford war ein eingefleischter Konservativer. Alle altmodischen Erscheinungen auf der Straße liebte er, auch die groben, die doch eigentlich sein Zartgefühl hätten verletzen müssen. Er mochte das Rumpeln und Rattern der Fuhrwerke, deren einstige Spur er in seiner längst verschütteten Erinnerung fand, wie ein heutiger Betrachter alte Karrenspuren in Herculaneum entdeckt. Der Metzgerkarren mit seinem schneeweißen Verdeck war ihm lieb, ebenso der Fischwagen, angekündigt von seinem Horn, und der Gemüsegarten, der von Tür zu Tür zog, wo der Bauer den Hausfrauen der halben Nachbarschaft Rüben, Karotten, Sommerkürbisse, Bohnen, Erbsen und neue Kartoffeln verkaufte, während sein Pferd geduldig wartete. Auch der Bäckerwagen mit seinen schrillen Glocken gefiel Clifford, weil das Scheppern die seltene Wirkung hatte, selbst die Mißtöne von einst zu wecken. Eines Nachmittags setzte ein Scherenschleifer sein Rad ausgerechnet unter der Ulme und genau vor dem Bogenfenster in Betrieb. Kinder kamen angerannt mit der Schere ihrer Mutter, dem Tranchiermesser, Vaters Rasiermesser oder sonst einem stumpfen Gegenstand – nur Cliffords armer Verstand fehlte –, damit der Scherenschleifer ihn an sein Zauberrad halten und so gut wie neu zurückgeben sollte. Munter drehte sich das geschäftige Rad, vom Fuß des Mannes angetrieben, und wetzte den harten Stahl am harten Stein, daß es scharf und wütend zischte, so wild wie Satan und seine Teufel im Reich der bösen Geister, bloß in größerer räumlicher Not. Es war ein häßliches kleines Geräusch und züngelte ihm giftig wie eine Schlange ins Ohr. Aber Clifford hörte verzückt zu. Der Ton war zwar unangenehm, aber äußerst lebendig und schien ihm mitsamt dem Schwarm neugieriger Kinder, die dem Drehen des Rads zuschauten, ein anschaulicheres Bild von tätiger, froher Geschäftigkeit zu geben, als er es bisher meist empfangen hatte. Doch auch dies war vor allem ein Zauber der Vergangenheit, denn das Rad des Scherenschleifers hatte ihm schon in den Ohren gezischt, als er ein Kind war.

Manchmal beklagte er sich traurig, daß es heutzutage keine Postkutschen mehr gebe. Und er fragte beleidigt, was aus all den von einem Ackergaul gezogenen alten Chaisen mit viereckigem Aufbau und Stangen auf beiden Seiten geworden sei, mit denen die Bäuerinnen und ihre Töchter in die Stadt fuhren, um ihre Heidelbeeren und

Brombeeren anzupreisen. Ihr Verschwinden wecke in ihm den Verdacht, daß auch keine Beeren mehr auf den weiten Wiesen und an den schattigen Feldwegen wuchsen.

Doch wenn etwas auf noch so bescheidene Art seinen Sinn für Schönes ansprach, brauchte es die Empfehlung der Erinnerung an alte Zeiten nicht.

Das ließ sich feststellen, wenn (was wir auf unseren Straßen noch nicht sehr lang kennen) ein Italienerjunge mit seinem Leierkasten kam und im ausladenden, kühlen Schatten der Ulme stehenblieb. Mit seinem schnellen Kennerauge bemerkte er die beiden Gesichter, die ihn am Bogenfenster beobachteten, machte sein Instrument auf und begann ihm seine Melodien zu entlocken. Ein Äffchen im Schottenrock saß auf seiner Schulter, und Höhepunkt der großartigen Attraktionen, mit denen er sich dem Publikum darbot, war ein Trupp Figürchen, die im Mahagonigehäuse der Drehorgel lebten und lebten und ihren Antrieb der Musik verdankten, die der Italiener zum Broterwerb herunterleierte. Was sie auch taten – Schuster und Schmied, Soldat und Dame mit Fächer, Säufer mit Flasche und Melkerin mit Kuh –, es ließ sich von diesen Glücklichen doch im wahrsten Sinn sagen, daß ihre Existenz harmonisch sei und ihr Leben recht eigentlich ein Tanz. Der Italiener brauchte bloß zu kurbeln, und siehe da! Jedes Persönchen machte sich höchst wundersam zu schaffen: der Schuster klopfte auf einen Schuh; der Schmied hämmerte sein Eisen; der Soldat schwang seine glänzende Klinge; die Dame fächelte ein Lüftchen; der fröhliche Zecher zog kräftig an seiner Flasche; der Wißbegierige öffnete sein Buch und drehte den Kopf hin und her über der Seite; die Magd molk stramm ihre Kuh; und ein Geizhals zählte Gold in seine Schatulle – alles in einer Kurbeldrehung. Ja, und vom selben Tun geweckt, küßte ein Liebender seine Geliebte auf den Mund! Vermutlich wollte uns ein Zyniker mit dieser Pantomime mit Ingrim und Witz bedeuten, daß wir Sterblichen, was immer unser Geschäft oder Zeitvertreib – wie wichtig oder banal –, alle zu derselben Melodie tanzen und trotz unserer lächerlichen Betriebsamkeit am Ende nichts zustande bringen. Am auffälligsten an der Sache war nämlich, daß jeder von äußerster Lebhaftigkeit in Totenstarre fiel, kaum hörte die Musik auf. Weder war der Schuh des Schusters geklopft noch das Eisen des Schmieds gehämmert. Es war kein Tropfen weniger Branntwein in der Flasche des Säufers und kein Tropfen mehr Milch im Eimer der Magd, auch keine Münze mehr in der Schatulle des Geizigen, und der Wißbegierige war keine Seite weiter in seinem Buch. Allen ging es genau wie bevor sie sich so zum Narren gemacht hatten mit ihrer Hast, sich zu plagen und zu genießen, Gold anzuhäufen und Wissen. Und am traurigsten von allem war, daß der Kuß seines Mädchens den Liebenden nicht glücklicher machte! Doch bevor wir auch noch diese letzte allzu bittere Pille schlucken, verzichten wir lieber auf die ganze Moral der Geschichte!

Der Affe, dessen dicker Schwanz sich unter dem Schottenrock hervor zu grotesker Weitschweifigkeit entrollte, nahm inzwischen zu Füßen des Italieners Platz. Er drehte sein faltiges, abstoßendes Gesichtchen jedem Passanten zu, der Kinderschar, die sich bald versammelt hatte, hinüber zu Hepzibahs Lادتür und auch hinauf zum Bogenfenster, wo Phoebe und Clifford alles beobachteten. Zudem nahm er beständig seine Schottenmütze ab und machte einen Kratzfuß. Manchmal ging er auch persönlich Leute an, hielt ihnen sein schwarzes hohles Händchen hin und gab sonstwie unmißverständlich zu verstehen, wie sehr er nach dem schnöden Mammon gierte, der sich vielleicht in ihren Taschen fand. Der hinterhältig primitive, aber seltsam menschliche Ausdruck seines schrumpfligen Gesichts, der forschende, listige Blick, der seine Bereitschaft verriet, nach jedem schäbigen Vorteil zu greifen, sein enormer Schwanz (zu monströs, um sittsam vom Kittel bedeckt zu werden) und der ungebärdige Charakter, der daraus sprach: kurzum, dieser Affe war der Inbegriff des Pfennigfuchlers und stand für die niedrigste Form der Geldgier. Es war auch nicht daran zu denken, den begehrliehen kleinen Teufel zufriedenzustellen. Phoebe warf eine ganze Handvoll Münzen hinunter, die er mit freudlosem Eifer auflas und dem Italiener anvertraute, worauf er gleich wieder seine Grimassen schnitt und nach mehr verlangte.

Bestimmt ging mehr als ein Neuengländer vorbei – wobei die Herkunft eigentlich keine Rolle spielt –, warf einen Blick auf den Affen und ging weiter, ohne zu ahnen, wie sehr das Tier seinen eigenen moralischen Zustand verkörperte. Clifford hingegen war anders geartet. Er hatte sich kindlich über die Musik gefreut und auch über die Figuren, die sie in Gang setzte. Aber als er eine Weile den langschwänzigen Kobold betrachtet hatte, war er über dessen innere wie äußere Scheußlichkeit so entsetzt, daß er tatsächlich in Tränen ausbrach. Ausgesprochen zartbesaitete Naturen, denen das boshafte, tiefere und tragischere Talent des Gelächters abgeht, können nicht anders, wenn sie den schlimmsten Niederungen der Existenz begegnen.

Manchmal sah die Pyncheon Street auch anspruchsvollere Spektakel als das eben beschriebene, mit großem Publikum. Und obwohl es Clifford beim Gedanken schauderte, mit der Welt in Kontakt zu treten, reagierte er heftig, wenn das Brausen und Tosen der Menschenflut laut an sein Ohr drang. Dies zeigte sich eines Tages deutlich, als ein Demonstrationszug mit Hunderten von wehenden Transparenten, mit Trommeln und Pfeifen, Trompeten und Zimbeln, die zwischen den Häuserzeilen widerhallten, durch die ganze Stadt marschierte und die trampelnden Füße und das höchst ungewohnte Getöse auch an dem sonst so ruhigen Haus mit den sieben Giebeln vorbeizogen. Kein Anblick ernüchert so sehr wie eine Prozession durch enge Straßen. Der Betrachter findet sie läppisch, wenn er den erschreckenden Dünkel jedes erhitzten

und abgekämpften Gesichts sieht; wenn er den Schnitt der Hose bemerkt, die steife oder auch knittrige Hemdbrust und den Staub auf dem Rücken des schwarzen Mantels. Damit der Zug majestätisch wirkt, müßte man ihn von einem Aussichtspunkt sehen, wie er sich langsam in langer Reihe durch eine weite Ebene wälzt oder über den großartigsten Platz einer Stadt. So verschmelzen nämlich aus der Ferne all die Jammergestalten, die ihn ausmachen, zu einer breiten, lebendigen Masse – einer einzigen großen Existenz – und einem gemeinsamen Menschenleib, den ein mächtiger, einheitlicher Geist beseelt. Sollte jedoch ein sensibler Mensch einen solchen Zug von dessen Rand einsam von oben betrachten und ihn nicht in seinen Einzelteilchen, sondern als Ganzes wahrnehmen – als mächtigen Lebensstrom in hochgehender Flut, dunkel raunend und aus den Tiefen in seine eignen verwandten Tiefen rufend –, dann trüge die Nähe zur Wirkung bei. Sie könnte ihn derart anziehen, daß es kaum mehr ein Halten gäbe und er sich in den schwellenden Strom mitmenschlichen Fühlens stürzen würde.

So geschah es bei Clifford. Ihn schauderte, er wurde blaß und warf Hepzibah und Phoebe, die mit ihm am Fenster standen, einen flehenden Blick zu. Sie begriffen nichts von seinen Gefühlen und schrieben seine Erregung bloß dem ungewohnten Tumult zu. Schließlich fuhr er mit zitterigen Gliedern auf, setzte den Fuß auf den Fenstersims und wäre im nächsten Augenblick auf dem ungesicherten Balkon gewesen. Dann hätte ihn der ganze Demonstrationszug gesehen: eine verstörte, verhärmte Gestalt mit grauen Locken, die im selben Wind wie ihre Fahnen wehten; ein einsames, von seinesgleichen entfremdetes Wesen, das sich nun aber wieder als Mensch fühlte, weil dieser unwiderstehliche Drang ihn beherrschte. Hätte Clifford den Balkon erreicht, wäre er wohl auf die Straße gesprungen; ob nun von jenem Entsetzen getrieben, das manchmal sein Opfer über eben den Abgrund drängt, vor dem es zurückschreckt, oder natürlich angezogen von der großen Mitte des Menschseins, bleibe dahingestellt. Vielleicht wirkten auch beide Kräfte zusammen.

Doch seine Begleiterinnen erschraaken über die Anwendung, die Clifford befahl, und hielten ihn am Gewand zurück. Hepzibah kreischte, und Phoebe, die jede Übertreibung verabscheute, brach in tränenreiches Schluchzen aus.

«Clifford, Clifford! Bist du von Sinnen?» rief seine Schwester.

«Ich weiß es selber kaum, Hepzibah!» sagte Clifford und atmete tief. «Sorge dich nicht – es ist vorbei –, aber wenn ich gesprungen wäre und überlebt hätte, wäre ich jetzt vielleicht ein anderer Mensch!»

Möglicherweise hatte Clifford irgendwie recht. Er brauchte einen Schock oder allenfalls den tiefen, tiefen Sprung ins Meer des Menschenlebens, das Sinken bis auf

den Grund, um dann ernüchtert und gestärkt aufzutauchen, sich selbst und der Welt wiedergeben. Es sei denn, daß er nichts weniger als die letzte große Arznei brauchte – den Tod!

Manchmal zeigte sich Cliffords Sehnsucht nach Heilung der zerbrochenen Gemeinschaft mit seinesgleichen auch in milderer Form; und einmal strahlte sie in der Schönheit eines Glaubens, der noch tiefer wurzelte als sie. Die Begebenheit, von der nun die Rede sein soll, ist ein rührendes Zeugnis von Cliffords Gewißheit, daß Gott ihn liebe und für ihn Sorge; dabei hätte man es doch von allen Menschenkindern gerade diesem armen Verlassenen nachgesehen, wenn er sich als verstoßen und vergessen betrachtet hätte, einem bösen Feind ausgeliefert, der mutwillig mit ihm spielte und sich an seinem Elend weidete.

Es war Sonntagmorgen, an einem jener hellen, heiligruhigen Sonntage, wo der Himmel sich in einem feierlichen Lächeln, das ebenso heiter wie ernst ist, an die Erde zu verströmen scheint. An einem solchen Sonntagmorgen würden wir spüren, wie die Erde durch uns ihren Schöpfer preist, auf welchem Grund wir auch stehen – wären wir denn dafür bloß rein genug. Die Kirchenglocken riefen in vielstimmiger Harmonie, eine der andern antwortend: «Es ist der Tag des Herrn! – Der Tag des Herrn! – Ja, der Tag des Herrn!» Und über die ganze Stadt wehten die Glocken die gesegneten Töne, einmal bedächtig, dann mit lebhafterer Freude, hier eine allein, dort alle zusammen in eindringlichem Rufen: «Es ist Sonntag!» warfen sie ihre Klänge ins Weite, wo sie in der Luft vergehen und sie mit dem heiligen Namen durchdringen sollten. In der Luft lag Gottes schönster und wärmster Sonnenschein, und an den Menschen war es, ihn ins Herz strömen zu lassen und als Gebet wieder auszuatmen.

Clifford saß mit Hepzibah am Fenster und sah zu, wie die Nachbarn auf die Straße hinaustraten. Alle waren sie, so ungeistig sie an anderen Tagen auch sein mochten, vom Einfluß des Sonntags wie verwandelt, so daß selbst ihre Kleider – vom tausendfach gebürsteten guten Stück eines Alten bis zum ersten Anzug eines kleinen Jungen, von der Mutter am Vortag fertiggenäht – an die Gewänder der Seligen denken ließen. Aus dem Portal des alten Hauses trat auch Phoebe, öffnete ihr grünes Sonnenschirmchen und warf den Gesichtern am Bogenfenster einen freundlichen Blick und ein Abschiedslächeln zu. Ihre Erscheinung umgab der vertraute Frohsinn und eine Heiligkeit, mit der man tändeln konnte und sie darum nicht minder verehrte. Wie ein Gebet war sie, dargeboten in der einfachsten Schönheit der Muttersprache. Frisch war Phoebe dazu und luftig und lieblich gekleidet, als wäre nichts an ihr – weder das Kleid noch das Strohhütchen, das Halstüchlein oder die schneeweißen Strümpfe – jemals zuvor getragen worden oder wäre davon nur um so frischer, als hätte es zwischen Rosenknospen gelegen.

Das Mädchen winkte Hepzibah und Clifford zu und ging die Straße hinauf, selbst ein Bild des Glaubens: warmherzig, einfach und wahr, mit einem Leib, der auf Erden wandeln und einem Geist, der den Himmel fassen konnte.

«Hepzibah», fragte Clifford, als er Phoebe mit den Augen bis zur Ecke begleitet hatte, «gehst du nie zur Kirche?»

«Nein, Clifford!» antwortete sie. «Schon viele, viele Jahre nicht mehr!»

«Wenn ich dort wäre», meinte er, «glaube ich, daß ich wieder beten könnte, wenn um mich herum so viele Menschenseelen auch beteten!»

Sie sah Clifford ins Gesicht und bemerkte darauf ein sanftes, unwillkürliches Glühen, denn das Herz ging ihm über, und aus seinen Augen floß die Wonne der Gottesanbetung und freundliche Zuneigung zu seinen Menschenbrüdern. Das Gefühl übertrug sich auf Hepzibah. Sie sehnte sich danach, ihn bei der Hand zu nehmen und niederzuknien – sie beide zusammen, die so lange abseits der Welt gestanden hatten und auch kaum, wie ihr nun bewußt wurde, mit Ihm dort oben vertraut gewesen waren –, mitten unter den Leuten niederzuknien und sich sowohl mit Gott wie mit den Menschen zu versöhnen.

«Lieber Bruder», sagte sie eindringlich, «laß uns gehen! Wir gehören nirgendwohin. Uns steht in keiner Kirche ein Fußbreit Platz zu, um niederzuknien, aber gehen wir einfach zu einem Gotteshaus, auch wenn wir mitten im Schiff stehen müssen. So arm und verlassen, wie wir sind, wird sich sicher ein Kirchenstuhl für uns öffnen!»

Also machten Hepzibah und ihr Bruder sich bereit – so gut es ging, nachdem ihre altmodischen besten Stücke so lange an Haken gehangen oder in Truhen verstaubt gewesen waren, daß sie nach dem Moder vergangener Zeiten rochen –, kleideten sich in ihren verblichenen Sonntagsstaat, um zur Kirche zu gehen. Zusammen gingen sie die Treppe hinunter – die hagere, bläßliche Hepzibah und der bleiche, ausgemergelte, vom Alter gebeugte Clifford!

Sie machten die Haustür auf, traten über die Schwelle, und es kam ihnen beiden vor, als ständen sie vor der ganzen Welt, und das große, schreckliche Auge der Menschheit sei auf sie allein gerichtet. Dagegen schien ihr Vater sein Auge abgewendet zu haben, und Er spendete ihnen keinen Trost. Die Sonne und Wärme draußen machten sie schauern. Ihre Herzen verzagten beim Gedanken, auch nur einen Schritt weiterzugehen.

«Es kann nicht sein, Hepzibah! – Es ist zu spät», sagte Clifford tieftraurig. «Wir sind Gespenster! Wir haben kein Recht auf menschliche Nähe – nirgends ein Recht als in

diesem alten Haus, auf dem ein Fluch liegt, weshalb wir darin umgehen müssen! Und außerdem», fügte er mit jenem Sinn für Eleganz hinzu, der untrennbar zu ihm gehörte, «wäre es weder passend noch schön zu gehen! Der Gedanke ist mir verhaßt, daß ich meinen Mitmenschen ein Greuel wäre und die Kinder sich an die Röcke ihrer Mütter drücken würden, wenn sie mich sähen!»

Sie wichen in den dämmrigen Flur zurück und schlossen die Tür. Aber als sie wieder die Treppe hinaufstiegen, kam ihnen das ganze Haus zehnmal trostloser vor und die Luft stickiger und drückender nach dem Blick in die Freiheit und dem Hauch, den sie davon erhascht hatten. Sie konnten nicht fliehen; ihr Kerkermeister hatte die Tür nur zum Hohn einen Spaltbreit geöffnet und stand dahinter, um sie bei ihrer heimlichen Flucht zu beobachten. Auf der Schwelle spürten sie seinen erbarmungslosen Griff. Denn welches Verlies ist so dunkel wie das eigene Herz! Welcher Kerkermeister so unerbittlich wie das eigene Selbst!

Doch gäbe es Cliffords Gemütszustand nicht angemessen wieder, würden wir ihn als dauernd oder überwiegend unglücklich darstellen. Im Gegenteil behaupten wir kühn, daß es in der ganzen Stadt keinen auch nur halb so alten Mann gab, der so viele unbekümmerte und unbeschwerte Augenblicke kannte. Keine Sorgenlast drückte ihn nieder, er hatte keine jener Fragen und Eventualitäten zu bedenken und vorausschauend zu klären, mit denen sich jedermann quält, bis das Erreichte die Mühe gar nicht mehr lohnt. In dieser Hinsicht war er ein Kind – und blieb ein Kind für den Rest seines Lebens, wie kurz oder lang dieser sein mochte. Es schien nämlich in seinem Dasein einen Stillstand kurz nach der Kindheit gegeben zu haben, und diese Zeit zog all seine Erinnerungen an, wie nach einem schweren Schlag das wieder erwachende Bewußtsein des Verletzten weit hinter das Unglück zurückkehrt, das ihn betäubte. Manchmal erzählte er Phoebe und Hepzibah seine Träume, in denen er stets als Kind oder ganz junger Mann auftrat. Seine Worte machten sie so lebendig, daß er einmal mit seiner Schwester über das Muster oder den Druck auf einem Chintzneglig é stritt, in dem er ihre Mutter in einem Traum der vergangenen Nacht gesehen hatte. Hepzibah wollte als Frau über solche Dinge besser Bescheid wissen und meinte, Cliffords Beschreibung sei nicht ganz richtig, aber als das Kleid aus einer alten Truhe hervorgeholt wurde, entsprach es genau seiner Erinnerung. Hätte Clifford jedesmal, wenn er aus so lebensechten Träumen auftauchte, die Tortur der Verwandlung vom Jungen zum gebrochenen Greis durchmachen müssen, hätte er diesen täglich wiederkehrenden Schock wohl nicht ertragen. Er hätte ihm einen stechenden Schmerz versetzt, der ihn vom Morgengrauen den ganzen Tag bis zur Bettruhe geplagt hätte; und selbst ihr hätte er eine dumpfe, unfaßbare Qual beigemischt und einen fahlen Dunst des Jammers über seinen jugendlich frischen, helllichtigen Schlaf gelegt. Nein,

der Mondschein der Nacht verwob sich mit dem Morgennebel und umgab ihn wie ein Kleid, in das er sich hüllte und die Tatsachen selten hindurch ließ; er war nicht oft völlig wach, sondern schlief mit offenen Augen und kam sich vielleicht selbst dann mehr wie im Traum vor.

Weil er immer so nah bei seiner Kindheit verweilte, neigte er Kindern zu und hielt sein Herz dadurch um so reiner, wie ein Reservoir, in das unweit der Quelle kleine Bäche strömen. Ein zartes Taktgefühl verbot es ihm, die Begegnung mit ihnen zu suchen, aber kaum etwas gefiel ihm besser, als aus dem Bogenfenster ein kleines Mädchen zu sehen, das seinen Reifen über den Gehsteig trieb, oder Schuljungen beim Ballspiel. Auch ihre Stimmen waren ihm sehr angenehm, wenn er sie von ferne schwärmen und durcheinandersummen hörte wie Fliegen in einem sonnigen Raum.

Zweifellos hätte Clifford gerne mitgespielt. Eines Nachmittags wollte er unbedingt Seifenblasen machen, was er, wie Hepzibah Phoebe anvertraute, liebend gern getan hatte, als sie beide noch Kinder waren. Und da stand er nun am Bogenfenster mit einer Tonpfeife im Mund! Da stand er mit seinem grauen Haar und einem matten, unwirklichen Lächeln auf dem Gesicht, über dem immer noch eine Anmut schwebte, die selbst sein ärgster Feind überirdisch und unsterblich nennen müßte, nachdem sie sich so lange gehalten hatte! Da stand er und blies luftige Kugeln aus dem Fenster auf die Straße! Kleine unberührbare Welten waren diese Seifenblasen und spiegelten in den leuchtenden Farben der Phantasie auf dem Nichts ihrer Oberfläche die Welt. Es war spannend zu beobachten, wie die Vorübergehenden diese schillernden Gebilde wahrnahmen, wenn sie herabschwebten und das trübe Grau um sie her schöpferisch belebten. Manche blieben stehen und staunten und trugen vielleicht eine angenehme Erinnerung an die Kugeln bis zur nächsten Straßenecke. Andere blickten ärgerlich nach oben, als täte ihnen der arme Clifford unrecht damit, daß er so dicht an ihrem staubigen Weg ein Bild der Schönheit freisetzte. Und sehr viele streckten die Finger oder den Spazierstock nach ihnen aus und waren gewiß hämisch zufrieden, wenn die Seifenblase mit ihrem ganzen Abbild von Himmel und Erde verschwand, als hätte es sie nie gegeben.

Am Ende und gerade als ein älterer und sehr würdevoller Herr vorbeikam, segelte eine große Kugel majestätisch herab und platzte geradewegs auf seiner Nase! Er sah auf – zunächst mit strengem, scharfem Blick, der das Dunkel hinter dem Bogenfenster sogleich durchdrang – und dann mit einem Lächeln, von dem man sagen könnte, daß es in einem beachtlichen Umkreis hundstägliche Schwüle verbreitete.

«Aha, Vetter Clifford!» rief Richter Pyncheon. «So, so, immer noch Seifenblasen?»

Der Ton sollte wohl freundlich und begütigend sein, hatte aber eine sarkastische Spitze. Und Clifford war vor Furcht wie gelähmt. Abgesehen von einem bestimmten Anlaß dazu, den ihm frühere Erfahrungen gegeben haben mochten, empfand er vor dem ehrenwerten Richter ein urtümliches Grauen, wie es schwache, zarte und furchtsame Naturen in der Gegenwart geballter Kraft befällt. Stärke ist für Schwäche unverstündlich und um so entsetzlicher. Es gibt kein schlimmeres Schreckgespenst für seine Angehörigen als einen herrischen Verwandten.

KAPITEL 12. DER LICHTBILDNER

Man soll nicht denken, daß das Wirken einer von Natur aus so tatkräftigen Person wie Phoebe sich ganz auf das alte Haus der Pyncheons hätte beschränken können. Cliffords Ansprüche auf ihre Zeit waren an diesen langen Tagen gewöhnlich eine Weile vor Sonnenuntergang erschöpft. So ruhig sein alltägliches Leben auch schien, entkräftete es ihn doch völlig. Dabei machte ihn nicht körperliche Anstrengung so müde, denn abgesehen davon, daß er manchmal ein wenig harkte, den Gartenweg abschnitt oder bei Regenwetter ein großes, unbenutztes Zimmer durchmaß, neigte er nur zu sehr dazu, Glieder und Muskeln kaum zu rühren. Nein, entweder glomm ein Feuer in ihm, das seine Lebenskraft aufzehrte, oder die Eintönigkeit, die ein anderes Gemüt schleichend betäubt hätte, war für Clifford nicht eintönig. Vermutlich befand er sich in einem Zustand zweiten Wachstums und der Genesung und empfing Nahrung für Geist und Verstand von Bildern, Klängen und Geschehnissen, die weltläufigere Menschen als gänzlich nichtsaend empfunden hätten. Wie einem kindlichen Gemüt, dem alles wie Geschäftigkeit und reges Tun erscheint, mochte es einem Intellekt ergehen, der nach lange eingefrorenem Leben wie neu geboren wurde.

Jedenfalls zog Clifford sich meist gründlich erschöpft zurück, während noch letzte Sonnenstrahlen durch die Vorhänge an seinem Fenster schienen oder mit spätem Glanz an der Zimmerwand aufleuchteten. Und wenn er dann wie andere Kinder auch früh schlafen ging und von der Kindheit träumte, konnte Phoebe für den Rest des Tages tun und lassen, was sie wollte.

Diese Freiheit war selbst für eine morbiden Einflüssen so verschlossene Natur wie Phoebe unabdingbar. Wir haben schon erwähnt, daß diese alten Mauern faul und modrig waren; es tat nicht gut, keine andere Luft zu atmen. Hepzibah hatte auch wertvolle und weniger grimmige Züge und glich doch einer Irren, nach dieser langen, selbstaufgelegten Gefangenschaft ohne andere Gesellschaft als ihre enge Gedankenwelt, ihre eine Liebe und das eine bittere Gefühl der Kränkung. Clifford hingegen, mag der Leser denken, war zu träge, um seine Nächsten aufzuwühlen, so

eng und ausschließlich sie mit ihm verkehren mochten. Doch sind die Schwingungen zwischen den Menschen geheimnisvoller und allgemeiner, als wir glauben, ja, sie überspringen die Grenzen der Art und strömen von Lebewesen zu Lebewesen. Eine Blume zum Beispiel welkte, wie Phoebe selbst beobachtete, in Cliffords oder Hepzibahs Hand jedesmal schneller als in ihrer eignen, und nach dem gleichen Gesetz mußte das blühende Mädchen, das Tag für Tag seinen süßen Lebenshauch an die beiden kränkelnden Gemüter verströmte, viel schneller erschaffen und verblassen, als wenn ein jüngeres und glücklicheres Herz die Blume trüge. Wäre sie nicht ab und zu ihrer Unternehmungslust gefolgt und hätte Landluft eingeatmet bei einem Spaziergang vor der Stadt oder am Strand die Meeresbrise, hätte sie nicht, ganz nach der Art der Mädchen Neuenglands, einen schöngestigen oder philosophischen Vortrag besucht, ein Panorama bestaunt oder ein Konzert gehört, wäre sie nicht durch die Läden der Stadt geschlendert und hätte ganze Warenlager in all ihrer Pracht durchstöbert, um dann eine Haarschleife davonzutragen, hätte sie nicht ein wenig Zeit zum Bibelstudium in ihrer Kammer genutzt und heimlich noch etwas mehr, um an die Mutter und ihr Daheim zu denken – ohne solche Seelennahrung hätten wir wohl bald mit ansehen müssen, wie unsere arme Phoebe dünn und blaß und kränklich geworden wäre, dazu ein seltsames, scheues Benehmen gezeigt hätte, Vorboten eines Altjungferndaseins und einer freudlosen Zukunft.

Auch so noch wurde ein Wandel sichtbar, den man zum Teil bedauern mußte, selbst wenn jeder Zauber, der darunter litt, von einem neuen, vielleicht noch kostbareren wettgemacht wurde. Sie war nicht mehr so ständig froh, sondern ab und zu auch gedankenvoll, was Clifford im ganzen lieber mochte als ihre ungetrübte Heiterkeit, denn nun verstand sie ihn besser und inniger und hielt ihm manchmal gar einen Spiegel vor. Ihre Augen wirkten größer, dunkler und tiefer, so tief in manchen stillen Augenblicken, daß sie wie Grundwasserbrunnen weit, weit hinunterreichten ins Unendliche. Sie war nicht mehr so mädchenhaft wie damals, als wir sie aus der Droschke steigen sahen; nicht mehr so mädchenhaft, mehr eine Frau.

Der einzige andere junge Mensch, mit dem Phoebe verkehren konnte, war der Lichtbildner. Zwangsläufig waren sie einander durch den Druck der Abgeschiedenheit etwas vertraut geworden. Denn wären sie sich unter anderen Umständen begegnet, hätten die beiden jungen Leute wohl kaum viele Gedanken aneinander verschwendet, es sei denn, gerade ihre krasse Verschiedenheit wäre der Grund gegenseitiger Anziehung gewesen. Dabei war beider Wesen auf seine Art für Neuengland typisch, und darum gab es von außen betrachtet Gemeinsamkeiten, doch waren sie inwendig so verschieden, als lägen zwischen ihren Heimaten Welten. Zu Beginn ihrer Bekanntschaft war Phoebe Holgraves nicht sehr ausgeprägten Avancen fast

zurückhaltender begegnet, als es ihrer offenen, ungekünstelten Art entsprach. Und sie war auch jetzt noch nicht überzeugt, ihn gut zu kennen, obwohl sie sich fast täglich trafen und miteinander nett, freundlich und, wie es schien, auch vertraulich sprachen.

Mit der Zeit hatte der Künstler Phoebe seine Geschichte in groben Zügen erzählt. Trotz seines jugendlichen Alters war sie schon so reich an Begebenheiten, daß eine respektable Lebensbeschreibung daraus entstanden wäre, selbst wenn seine Karriere an diesem Punkt geendet hätte. Eine Romanze nach dem Vorbild von Gil Blas¹² wäre, auf amerikanische Sitten und Verhältnisse übertragen, keine Romanze mehr. Bei uns machen manche Erfahrungen, die sie kaum für der Rede wert halten und die es doch mit den Widrigkeiten aufnehmen könnten, die der Spanier in jungen Jahren erlebte; und am Ende mag ihr Triumph, oder ihr angestrebtes Ziel, ungleich viel großartiger sein, als irgendein Romancier es sich für seinen Helden träumen ließe. Holgrave konnte, wie er Phoebe durchaus mit Stolz erklärte, sich seiner Herkunft höchstens deshalb rühmen, weil sie äußerst bescheiden war, und seiner Ausbildung einzig darum, daß er sie kaum genossen hatte: nur ein paar Winter an einer Bezirksschule. Früh sich selbst überlassen, war er schon als Junge auf sich alleine gestellt, was seiner angeborenen Willensstärke entgegenkam. Obwohl erst zweiundzwanzig (weniger ein paar Monate, die in einem solchen Leben wie Jahre sind), war er schon Landschullehrer, dann Verkäufer in einem Dorfladen und, entweder gleichzeitig oder kurz danach, Redakteur des politischen Teils einer Lokalzeitung gewesen. Dann hatte er als Vertreter einer Firma aus Connecticut für Kölnisch und andere Wässerchen Neuengland und die angrenzenden Staaten bereist, beiläufig Zahnheilkunde studiert und sehr erfolgreich praktiziert, vor allem in den Fabrikstädten an unsern Flüssen im Landesinneren. Darauf war er als Hilfskraft auf einem Frachtschiff nach Europa gefahren, und es war ihm gelungen, vor seiner Rückkehr Italien und Teile von Frankreich und Deutschland zu sehen. Später hatte er ein paar Monate in einer Kommune gelebt. Und vor noch nicht allzulanger Zeit hatte er öffentliche Vorträge über die Kunst der Hypnose gehalten, für die er ein höchst beachtliches Talent besaß, wie er Phoebe versicherte und auch zur Genüge bewies, indem er Chanticleer, der gerade in der Nähe nach Würmern scharrte, in Schlaf versetzte.

Seine jetzige Tätigkeit als Lichtbildner betrachtete er als nicht wichtiger, oder auch dauerhafter, als eine der früheren Episoden. Er hatte sie mit dem sorglosen Eifer eines Abenteurers aufgenommen, der sich sein Brot verdienen muß, und würde sie mit derselben Sorglosigkeit aufgeben, wenn er sich entschied, seinen Unterhalt auf andere, ebenso ausgefallene Weise zu bestreiten. Am erstaunlichsten aber war, und damit

¹² Gil Blas von Santillana, Schelmenroman (1715–1735) des Franzosen Alain Rene Lesage (1688-1747) mit spanischem Helden. Der Roman mit seiner realistisch-satirischen Darstellung des zeitgenössischen Frankreich beeinflusste unter anderen die engl. Schriftsteller Tobias Smollett und Henry Fielding.

bewies der junge Mann wohl mehr Haltung als üblich, daß er in seinem bewegten Leben nie seine Identität verloren hatte. Bei aller Heimatlosigkeit – und durch die ständigen Ortswechsel weder der öffentlichen Meinung noch einzelnen Menschen verpflichtet, indem er eine Kulisse rasch mit einer zweiten und bald mit einer dritten tauschte – hatte er doch sein innerstes Selbst nie mißbraucht, sondern sein Gewissen immer mit sich getragen. Man konnte Holgrave nicht kennen, ohne diese Tatsache festzustellen. Hepzibah hatte sie festgestellt, und auch Phoebe bemerkte sie bald und schenkte ihm jenes Vertrauen, das sich aus solcher Gewißheit gewinnen läßt. Sie war jedoch aufgeschreckt und manchmal auch abgestoßen – nicht von Zweifeln an seiner Treue zu dem Gesetz, das er befolgen mochte – sondern von einer Ahnung, daß dieses Gesetz ein anderes als das ihre war. Er verunsicherte sie und schien alles um sie aus dem Lot zu bringen mit seinem mangelnden Respekt vor allem Festgelegten, das sein Daseinsrecht nicht jederzeit behaupten konnte.

Außerdem fand sie ihn kaum liebenswürdig. Dazu war er ein allzu ruhiger und unbeteiligter Beobachter. Seinen Blick spürte Phoebe oft, sein Herz selten bis nie. Zwar zeigte er ein gewisses Interesse an Hepzibah und ihrem Bruder wie auch an Phoebe. Er studierte sie aufmerksam und ließ sich an ihnen keinen noch so unbedeutenden Wesenszug entgehen. Bereitwillig tat er für sie, was in seinen Kräften stand, aber er machte nie wirklich gemeinsame Sache mit ihnen und gab ihnen auch keinen Grund anzunehmen, daß er sie mit zunehmender Bekanntschaft immer mehr mochte. In seinem Umgang mit ihnen schien er Nahrung für den Geist und nicht für das Herz zu suchen, obwohl Phoebe nicht einleuchten wollte, was denn sein Verstand an ihr und ihren Lieben fand, wenn sie ihm als Freunde nichts oder doch so wenig bedeuteten.

Nach Clifford, den er, abgesehen vom sonntäglichen Fest, selten sah, erkundigte sich der Künstler bei seinen Gesprächen mit Phoebe jeweils besonders eingehend.

«Wirkt er immer noch glücklich?» fragte er eines Tages.

«So glücklich wie ein Kind», antwortete Phoebe, «aber – genau wie ein Kind – auch leicht aus der Fassung zu bringen.»

«Aus der Fassung zu bringen?» fragte Holgrave weiter. «Durch äußere Dinge oder durch verborgene Gedanken?»

«Ich kann seine Gedanken nicht lesen! Wie sollte ich auch?» antwortete Phoebe ohne Umschweife. «Sehr oft ändert sich seine Laune ohne ersichtlichen Grund, wie wenn eine Wolke sich über die Sonne legt. Seitdem ich ihn besser kenne, finde ich es nicht ganz recht, seinen Stimmungen zu sehr auf den Grund zu gehen. Er hat so großen

Kummer erlebt, daß sein Herz davon wie geweiht und unantastbar ist. Ist er froh und die Sonne scheint ihm ins Gemüt, dann wage ich einen Blick hinein, soweit wie das Licht reicht, aber weiter nicht. Wo die Schatten hinfallen, ist der Boden heilig!»

«Wie hübsch Sie dieses Gefühl in Worte fassen!» sagte der Künstler. «Ich kann es verstehen, ohne auch so zu empfinden. Ich an Ihrer Stelle hätte nämlich keine Bedenken, Clifford so tief auszuloten, wie ich nur könnte.»

«Ein sonderbarer Wunsch!» entfuhr es Phoebe. «Was geht Vetter Clifford Sie denn an?»

«Ach, nichts – rein gar nichts, natürlich!» antwortete Holgrave lächelnd. «Bloß daß diese Welt so seltsam und unverständlich ist! Je länger ich sie betrachte, desto mehr verwirrt sie mich, und ich beginne zu ahnen, daß ein Mensch in dem Maß weise ist, wie er sich verblüffen läßt. Männer, Frauen und auch Kinder sind so merkwürdige Wesen, daß man nie sicher sein kann, daß man sie wirklich kennt oder aus ihrer jetzigen Erscheinung schließen kann, wie sie einmal waren. Richter Pyncheon! Clifford! Was für ein schwieriges Rätsel geben sie auf – äußerst verzwickt und vertrackt! Es braucht die Einfühlungsgabe eines jungen Mädchens, um es zu lösen. Ein reiner Beobachter wie ich (und ich habe nie Eingebungen und bin bestenfalls spitzfindig und scharfsinnig) wird sich mit ziemlicher Sicherheit irren.»

Damit lenkte der Künstler das Gespräch auf weniger düstere Gegenstände. Phoebe und er waren zusammen jung, und Holgrave hatte trotz seiner frühreifen Lebenserfahrung den wunderbar jugendlichen Geist noch nicht eingebüßt, der aus einem einzigen unbedeutenden Herzen und Sehnen sprudeln und die ganze Welt hell erleuchten kann wie am ersten Schöpfungstag. Die Jugend eines Menschen ist die der Welt; so empfindet er mindestens und meint, der Erde Kern aus Granit sei noch nicht fest und er könne ihn formen nach seinem Belieben. So war es bei Holgrave. Er mochte weise vom Alter der Welt reden, ohne wirklich zu glauben, was er da sagte, denn er war noch ein junger Mann und sah darum den Erdkreis – diesen graubärtigen, runzligen Verworfenen, den hinfälligen und doch nicht ehrwürdigen Greis – als junges Bürschchen an, das man zu allem Erwünschten erziehen konnte, auch wenn es zu dieser Hoffnung noch kaum den geringsten Anlaß gab. In ihm war die Ahnung oder innere Verheißung – die ein junger Mann haben muß, sonst wäre er besser nie geboren, und von der ein reifer Mann nie ganz lassen soll, sonst sollte er lieber sterben –, daß wir nicht dazu verdammt sind, uns ewig auf den mißlichen alten Wegen weiterzuschleppen, sondern daß ein goldenes Zeitalter sich ankündigt, das noch im eigenen Leben zu gewinnen ist. Holgrave hielt – wie gewiß alle Hoffenden jedes Jahrhunderts seit den Tagen von Adams Enkeln – die Zeit mehr denn je für

gekommen, da die moosige, modrige Vergangenheit geschleift, die toten Trümmer ausgeräumt und die Leichen begraben würden, damit alles neu beginnen konnte.

Im Grundsatz, nämlich der Hoffnung auf bessere Zeiten – und bewahre, daß wir sie jemals aufgeben! –, hatte der Künstler sicher recht. Sein Irrtum lag in der Annahme, daß es dieser Epoche, mehr als jeder vergangenen oder künftigen, beschieden sei, den Tausch der alten Lumpen gegen ein neues Kleid zu erleben, statt bloßer Auffrischung durch einen Flick hier und da. Er irrte sich, wenn er seine eigene kurze Lebensspanne zum Maß eines endlosen Werks machen wollte, und am meisten irrte er sich in der Annahme, daß sein eigener Einsatz für oder gegen das große Ziel das Geringste bewirken könnte. Und doch war es gut für ihn, daß er so dachte. Diese Begeisterung, die durch sein ruhiges Wesen floß und dadurch weise und reiflich überlegt erschien, würde ihm die Jugend rein erhalten und sein Streben adeln. Und wenn ihn dann die Jahre immer mehr niederdrückten und Erfahrung den frühen Glauben unweigerlich antastete, würde er von der Erschütterung nicht bis ins Mark getroffen. Er würde immer noch an ein gnädigeres Geschick glauben und den Menschen vielleicht gar noch mehr lieben, wenn er einst dessen Ohnmacht erkannte und den Hochmut der frühen Jahre gegen die weitaus bescheidenere Zuversicht des Alters tauschte, die weiß, daß der Mensch aus bester eigener Kraft nur Träume spinnen kann und Gott allein bewirkt, was ist.

Holgrave hatte nicht viel gelesen, und dieses Wenige auf seiner Lebensstraße, wo das Raunen der Bücher sich notgedrungen mit dem Geplapper der Menge mischte, so daß eins wie das andere den Sinn zu verlieren drohte, der ihm vielleicht einst eigen war. Er hielt sich für einen Denker und war gewiß ein nachdenklicher Mensch, doch mußte er sich seinen Weg selbst bahnen und war darum kaum erst dort angekommen, wo für den Gebildeten das Denken einsetzt. Der wahre Wert seines Charakters lag in jenem tiefen Wissen um innere Stärke, das die vergangenen Wechselfälle seines Lebens als bloße Häutungen empfand; in jenem Eifer, so verborgen, daß er kaum davon wußte, und der doch all seinem Tun warme Lebendigkeit verlieh; in dem – für fremde wie die eignen Augen von seinen selbstloseren Regungen verdeckten – persönlichen Ehrgeiz samt Sinn für Zweckmäßigkeit, der ihm Boden unter den Füßen geben und ihn vom Theoretiker zum Kämpfer für eine bestimmte Sache wandeln mochte. Gesittet und ungesittet, laienhaft wild spekulierend und zum Ausgleich doch auch praktisch veranlagt, großmütig zum Wohle der Menschheit eifernd und gleichzeitig unbekümmert um alle Errungenschaften vergangener Zeiten, gläubig und ungläubig – in allem, was er besaß und was ihm fehlte, mochte der Künstler durchaus für viele stehen, die in diesem Land lebten.

Seine Zukunft wäre schwierig vorauszusehen. Gewiß besaß Holgrave Eigenschaften, die in einem Land, das der zupackenden Hand alles gibt, einige irdische Schätze in seine Reichweite rückte. Trotzdem sind diese Dinge wohltuend ungewiß. Fast auf Schritt und Tritt begegnen wir jungen Männern in Holgraves Alter, denen wir glorreiche Taten zutrauen, ohne daß wir je wieder von ihnen hören, trotz eifriger Nachfrage. Ungestüme Jugend und Leidenschaft, frisch funkelnder Verstand und Phantasie geben ihnen einen falschen Glanz, der sie selbst und andere blendet. Wie ein Chintz, ein Kattun, ein Baumwollstoff sind sie schön in ihrer ersten Pracht, widerstehen aber Sonne und Regen nicht und wirken sehr grau, wenn sie gewaschen sind.

Doch wir beschäftigen uns jetzt mit Holgrave, wie wir ihn an diesem Nachmittag in der Gartenlaube der Pyncheons antreffen. Insofern war dieser so selbstbewußte und offenbar blendend begabte junge Mann – der zudem die vielen Prüfungen in seinem Leben so unbeschadet überstanden hatte – ein erfreulicher Anblick, und schön war es auch, seinen freundlichen Umgang mit Phoebe zu sehen. Sie hatte ihn zu Unrecht für kalt gehalten, oder vielleicht war er inzwischen aufgetaut. Ohne daß sie es wollte oder er es wahrnahm, machte sie ihm das Haus mit den sieben Giebeln zu einem Daheim und den Garten zum vertrauten Grund. Mit dem Scharfblick, auf den er stolz war, bildete er sich ein, Phoebe und alles um sie herum durchschauen zu können und in ihrem kindlichen Gemüt wie in einem offenen Buch zu lesen. Doch bei diesen lauterer Naturen trügt oft der Schein, und sie sind tiefer und die Kiesel am Brunnengrund weiter weg, als wir meinen. Jedenfalls ließ sich der Künstler von Phoebes stillem Zauber dazu verleiten, frei von seinen erträumten Taten in der Welt zu reden, und er öffnete sich ihr wie einem zweiten Selbst. Wohl möglich, daß er Phoebe beim Reden vergaß und sich nur vom unwiderstehlichen Sog seiner aufgewühlten Gedanken mitreißen ließ, die sich in ein freundliches Rund ergießen wollten. Hätte man allerdings durch die Zaunlatten gespäht und den Ernst und das erhitzte Gesicht des jungen Mannes gesehen, wäre man vielleicht zum Schluß gekommen, daß er um das Mädchen warb!

Schließlich sah sich Phoebe durch eine Bemerkung Holgraves zu der Frage veranlaßt, wie er mit Cousine Hepzibah bekannt geworden sei und warum er im trostlosen alten Haus der Pyncheons wohnen wolle. Er gab ihr keine klare Antwort und kam von der Zukunft ab, um von den Einflüssen der Vergangenheit zu sprechen. So hallt in jedem Reden das eben Gesagte nach.

«Werden wir denn diese Vergangenheit nie, niemals los?» rief er immer noch im selben eindringlichen Ton aus. «Sie liegt auf der Gegenwart wie der tote Leib eines Riesen! Ja, es ist, als müßte ein junger Riese seine ganze Kraft daran verschwenden,

den Leichnam des alten Riesen, seines Großvaters, mit sich zu schleppen, der vor langer Zeit starb und nichts als ein würdiges Begräbnis braucht. Überlegen Sie bloß einen Augenblick, und Sie werden mit Erschrecken erkennen, wie sehr wir die Sklaven vergangener Zeiten sind – Sklaven des Todes, um die Sache beim Namen zu nennen!»

«Erkennen? Wie denn?» bemerkte Phoebe.

«Na zum Beispiel», fuhr Holgrave fort, «ein Toter, der sein Testament gemacht hat, verfügt über ein Gut, das ihm nicht mehr gehört, und hat er keins gemacht, wird es nach den Ideen von Leuten verteilt, die noch viel länger tot sind. Ein Toter sitzt auf all unseren Richterbänken, und die lebenden Richter graben nur seine Entscheide aus und wiederholen sie. Wir lesen in den Büchern von Toten! Wir lachen über die Witze Verstorbener und weinen über den Jammer von Toten! Wir kranken an den körperlichen und seelischen Leiden Toter und sterben an denselben Mitteln, mit denen tote Ärzte ihre Patienten zu Tode kurierten! Wir feiern den lebendigen Gott nach den Riten und Bekenntnissen Toter! Was wir auch aus freien Stücken tun wollen, die eisige Hand eines Toten hält uns zurück! Wohin wir unsere Augen auch wenden, treffen wir auf ein weißes, erbarmungsloses Totengesicht, das uns das Herz gefrieren läßt! Und wir müssen selber schon tot sein, um Einfluß auf unsere Welt zu nehmen, die dann nicht mehr die unsere sein wird, sondern einer nächsten Generation gehört, wo wir nicht das geringste Recht haben, uns einzumischen. Und daß wir in den Häusern von Toten leben, habe ich noch vergessen, wie hier im Haus mit den sieben Giebeln!»

«Warum auch nicht?» meinte Phoebe. «Solange wir uns darin wohlfühlen können?»

«Doch ich glaube, daß wir noch den Tag erleben», fuhr der Künstler fort, «wo keiner mehr ein Haus für seine Nachkommen bauen wird. Warum auch? Ebensogut könnte jemand ein dauerhaftes Kleid machen lassen – aus Leder, Gummi oder was sonst am längsten hält – zum Nutzen seiner Urenkel und damit sie genauso in der Welt auftreten wie er. Dürfte und sollte jede Generation ihre eigenen Häuser bauen, würde diese eine, vergleichsweise bescheidene Veränderung fast jede Reform mit sich bringen, um die unsere Gesellschaft jetzt ringen muß. Ich frage mich, ob selbst unsere öffentlichen Gebäude – die Kapitole, Parlamente, Gerichts- und Rathäuser und Kirchen – aus so beständigen Stoffen wie Steinen und Ziegeln gebaut werden sollten. Es wäre besser, sie würden immer wieder zerfallen, nach etwa zwanzig Jahren, um den Menschen zu bedeuten, daß sie die Einrichtungen, für die sie stehen, prüfen und ändern sollten.»

«Wie sehr Sie alles Alte hassen!» entsetzte sich Phoebe. «Es macht mich schwindlig, an eine so unstete Welt zu denken!»

«Ich liebe jedenfalls keinen Moder», antwortete Holgrave. «Nehmen wir dieses alte Haus der Pyncheons! Lebt es sich gesund darin, mit seinen schwarzen Schindeln und dem grünen Moos, das zeigt, wie verrottet sie sind? Und in den dunklen Räumen mit den tiefen Balken, dem Ruß und Schmutz, der sich an den Wänden niederschlug vom Seufzen und Atmen in Mißmut und Angst? Mit Feuer sollte dieses Haus geläutert werden – geläutert, bis davon nur noch Asche bleibt!»

«Warum leben Sie denn noch darin?» fragte Phoebe ein wenig gekränkt.

«Na, ich setze hier meine Studien fort; aber nicht mit Büchern», erwiderte Holgrave. «Das Haus ist für mich ein Zeichen der ganzen häßlichen und abscheulichen Vergangenheit mit all ihren schädlichen Einflüssen, gegen die ich gerade gewettert habe. Ich wohne eine Weile darin, damit ich es noch besser hassen lerne. Haben Sie übrigens je die Geschichte vom Hexer Maule gehört und was sich zutrug zwischen ihm und Ihrem wer weiß wievielten Urgroßvater?»

«O ja!» sagte Phoebe. «Ich habe sie vor langer Zeit von meinem Vater gehört und in dem Monat, seitdem ich hier bin, zwei oder dreimal von Cousine Hepzibah. Sie meint wohl, daß alles Unglück der Pyncheons mit jenem Streit begann, den sie mit dem Hexer hatten, wie Sie ihn nennen. Und Sie, Mr. Holgrave, machen ein Gesicht, als würden Sie das auch glauben! Wie seltsam, daß Sie so etwas Unsinniges glauben, wo Sie doch vieles verwerfen, das viel vertrauenswürdiger ist!»

«Ja, ich glaube es», antwortete der Künstler ernst, «jedoch nicht abergläubisch, sondern als unbestreitbare Tatsache und anschauliches Lehrbeispiel. Hören Sie, unter diesen sieben Giebeln, zu denen wir jetzt aufschauen und wo nach dem Willen des alten Obersten seine Nachfahren bis in weit über die Gegenwart hinausreichende Zeiten in Wohlstand und Glück leben sollten – unter diesem Dach gab es drei Jahrhunderte lang ständig Gewissensnot, immer wieder erstickte Hoffnung, Verwandtenzwist und anderes Elend, seltsame Todesfälle, düstern Verdacht und unaussprechliche Schande; und all dieses Unglück, oder das meiste, kann ich auf den maßlosen Wunsch des alten Puritaners zurückführen, ein Geschlecht zu gründen und auszustatten. Ein Geschlecht zu gründen! Diesem Gedanken entspringen die meisten Schlechtigkeiten und Untaten der Menschen. Dabei sollte mindestens einmal in fünfzig Jahren jede Familie in der großen und anonymen Menschheit aufgehen und ihre Herkunft völlig vergessen. Menschliches Blut sollte in verborgenen Kanälen fließen, um frisch zu bleiben, wie das Wasser in unterirdischen Leitungen. Im Familienleben der Pyncheons aber – verzeihen Sie, Phoebe, doch Sie kann ich nicht als eine von ihnen betrachten –, in ihrer kurzen neuenglischen Ahnenreihe, blieb Zeit genug, um sie alle mit irgendeiner Form des Wahnsinns anzustecken!»

«Sie reden sehr unhöflich von meinen Verwandten», sagte Phoebe und kämpfte mit sich, ob sie es ihm übelnehmen sollte.

«Ich sage, was wahr ist, zu einem wahrhaftigen Geist!» antwortete Holgrave mit einer Heftigkeit, wie Phoebe sie noch nie an ihm beobachtet hatte. «Die Wahrheit ist so, wie ich sage! Außerdem scheint sich der Urvater und Urheber dieses Unglücks verewigt zu haben und geht noch durch die Straßen – oder zumindest sein Ebenbild in Körper und Geist –, mit der besten Aussicht, der Nachwelt ein so reiches und mißliches Erbe zu hinterlassen, wie er es antrat! Erinnern Sie sich an das Lichtbild und seine Ähnlichkeit mit dem alten Porträt?»

«Wie sonderbar ernst es Ihnen ist!» rief Phoebe aus und sah ihn erstaunt und verwirrt an; halb war sie besorgt und halb war ihr zum Lachen. «Sie reden vom Wahnsinn der Pyncheons – ist der etwa ansteckend?»

«Ich verstehe Sie schon!» sagte der Künstler errötend und lachte. «Ich bin wohl ein wenig verrückt. Dieses Thema hält meinen Geist auf seltsamste Weise gefangen, seit ich in dem alten Giebel da einzog. Ich habe versucht, es abzuschütteln, auch indem ich eine mir zufällig bekannte Begebenheit aus der Familiengeschichte der Pyncheons zu einer Legende umschrieb, die ich in einer Zeitschrift veröffentlichen will.»

«Schreiben Sie denn für Zeitschriften?» fragte Phoebe.

«Ja, ist es denn möglich, daß Sie das nicht wußten?» rief Holgrave. «Aber so geht es eben mit dem schriftstellerischen Ruhm! Genau, Miss Phoebe Pyncheon, zu meinen überaus vielen erstaunlichen Gaben zählt auch das Talent, Geschichten zu schreiben, und ich kann Ihnen versichern, daß mein Name auf den Titelseiten von Graham und Godey erschien¹³ und dort ebenso ansehnlich wirkte wie irgendein anderer in diesem erlauchten Kreis. Für das Humoristische soll ich eine ganz köstliche Ader haben, und zu Tränen rühren kann ich so gut wie eine Zwiebel. Aber soll ich Ihnen meine Geschichte vielleicht vorlesen?»

«Gut, wenn sie nicht allzu lang ist», sagte Phoebe und fügte lachend hinzu: «oder zu langweilig.»

Über diesen Punkt konnte der Lichtbildner nicht selbst urteilen, und so zog er seine Blätter hervor und begann, während die späten Sonnenstrahlen die sieben Giebel vergoldeten, zu lesen.

¹³ Literarische Zeitschriften, «Magazines, Annuals and Gift Books», die zwischen 1783 und 1850 in Philadelphia erschienen und Beiträge von bedeutenden Schriftstellern wie Henry Wadsworth Longfellow und Edgar Allan Poe enthielten.

KAPITEL 13. ALICE P YNCHEON

Eines Tages wurde dem jungen Zimmermann Matthew Maule von dem hochwohllöblichen Gervayse Pyncheon ausgerichtet, daß sein unverzügliches Erscheinen im Haus mit den sieben Giebeln erwünscht sei.

«Und was will dein Herr von mir?» fragte der Zimmermann Mr. Pyncheons schwarzen Diener. «Ist im Haus etwas instand zu setzen? Das kann schon sein nach all der Zeit, ohne daß meinem Vater, der es gebaut hat, was vorzuwerfen ist! Ich hab' erst letzten Sonntag noch die Jahreszahlen auf dem Grabstein des alten Obersten gelesen, und wenn ich zurückrechne, steht das Haus jetzt siebenunddreißig Jahre. Kein Wunder, wenn es am Dach etwas zu flicken gibt.»

«Weiß nich', was der Massa will», antwortete Scipio. «Is' ein sehr gutes Haus, und ich glaube, das finden der alte Oberst Pyncheon auch – warum gehen er sonst immer drin um und machen einem armen Nigger so angst?»

«Schon gut, Freund Scipio; sag deinem Herrn, daß ich komme», lachte der Zimmermann. «Für anständige Handwerksarbeit bin ich sein Mann. Und im Haus gehen also Gespenster um? Da muß einer aber straffer arbeiten als ich, um die Geister von den sieben Giebeln fernzuhalten. Auch wenn er mit dem Obersten quitt ist», murmelte er noch vor sich hin, «wird mein alter Großvater, der Hexer, die Pyncheons bestimmt nicht in Ruhe lassen, so lange ihre Mauern noch stehen.»

«Was murmeln Ihr da, Matthew Maule?» fragte Scipio. «Und was schauen mich so finster an?»

«Laß gut sein, Schwarzkopf!» sagte der Zimmermann. «Meinst du, niemand soll finster aussehen außer dir? Geh, sag deinem Herrn, daß ich komme, und wenn du zufällig Mistress Alice, seine Tochter, siehst, lasse sie von Matthew Maule untertänigst grüßen. Sie hat ein hübsches Lärvchen aus Italien zurückgebracht – hübsch, vornehm und stolz –, ja, das hat diese Alice Pyncheon!» «Er von Mistress Alice reden!» ereiferte sich Scipio, als er von seinem Botengang zurückkam. «Der einfache Zimmermann! Er nicht einmal sollen sie von weitem anschauen!»

Dieser junge Zimmermann Matthew Maule, muß man dazu sagen, war ein Mensch, den man in der Stadt, wo er wohnte, wenig verstand und nicht allgemein mochte. Als rechtschaffen, geschickt und sorgfältig in seinem Beruf galt er zwar. Der Widerwille – ja, so muß man es nennen –, den viele ihm gegenüber empfanden, war teils seinem eigenen Charakter und Benehmen zuzuschreiben und teils auch ein Erbe.

Er war der Enkel eines gewissen Matthew Maule, eines der ersten Siedler der Stadt, der zu seiner Zeit ein berühmter und gefürchteter Hexer gewesen war. Dieser Verworfene mußte mit anderen Anhängern des Bösen leiden, die von Cotton Mather und seinen Mitbrüdern, gelehrten Richtern und sonstigen Weisen, gemeinsam mit Sir William Phipps, dem scharfsinnigen Gouverneur, in solch lobenswertem Bemühen, den großen Seelenfeind zu schwächen, in Scharen den steinigen Weg zum Galgenhügel hinaufgeschickt wurden.¹⁴ Seitdem regte sich zwar der Verdacht, daß wegen unglückseliger Übertreibung eines an sich löblichen Unterfangens die Hexenprozesse viel weniger dem Allerbarmer wohlgefällig waren als eben dem Erzfeind, den sie bedrängen und gänzlich vernichten sollten. Trotzdem war die Erinnerung an jene, die wegen des grauenhaften Verbrechens der Hexerei starben, ebenso gewiß von Angst und Entsetzen verdunkelt. Von ihren Gräbern in den Felsspalten sagte man, sie könnten die darin so hastig Verscharften nicht halten. Vom alten Matthew Maule insbesondere hieß es, er stehe so leicht aus seinem Grab auf wie ein gewöhnlicher Mensch aus dem Bett, und man sah ihn so oft um Mitternacht wie lebendige Menschen am Mittag. Dieser abscheuliche Hexer – bei dem die gerechte Strafe anscheinend keinerlei Reue bewirkt hatte – suchte hartnäckig ein als Haus mit den sieben Giebeln bekanntes Anwesen heim, gegen dessen Besitzer er unbeglichene Ansprüche auf Grundpacht geltend machte. Der Geist beharrte offenbar mit dem Starrsinn, der ihn schon zu Lebzeiten ausgezeichnet hatte, darauf, der rechtmäßige Eigentümer des Grundstücks zu sein, und forderte, die besagte Pacht solle samt Zinsen vom Tag der Fundamentlegung an ausbezahlt werden, oder er, der gespenstische Gläubiger, würde sich in alle Angelegenheiten der Pyncheons einmischen und sie noch tausend Jahre nach seinem Tod scheitern lassen. Dies mochte ja eine abenteuerliche Geschichte sein, aber wer die Widerspenstigkeit des alten Hexers noch in Erinnerung hatte, hielt sie für nicht ganz so unglaubwürdig.

Dem Enkel des Hexers seinerseits, dem jungen Matthew Maule unserer Geschichte, sagte man allgemein nach, er habe einige der fragwürdigen Wesenszüge seines Ahnen geerbt. Es ist erstaunlich, was für wilde Gerüchte über den jungen Mann kursierten. Man fabulierte etwa, er besitze eine seltsame Macht über die Träume der Menschen und könne darin nach Belieben eingreifen, ganz wie ein Bühnenregisseur. Und sehr viel Gerede gab es in der Nachbarschaft, vor allem bei der Damenwelt, über Maules sogenannten Zauberblick. Manche sagten, er könne Gedanken lesen; andere meinten, mit seinem magischen Blick schlage er Menschen in seinen Bann oder sende sie nach

¹⁴ Anspielung auf die berüchtigten Hexenprozesse von Salem (1692), bei denen der puritanische Geistliche Cotton Mather und der Gouverneur von Massachusetts, Sir William Phips (bei Hawthorne: Phipps), eine wichtige Rolle spielten. Cotton Mather, ein bedeutender Theologe und Verfasser einer monumentalen Kirchengeschichte Neuenglands, war ein Anhänger des Hexenglaubens und hielt sich und den befreundeten Gouverneur für berufen, den Legionen des Teufels Einhalt zu gebieten.

Belieben auf Botengänge zu seinem Großvater in der Geisterwelt aus; und wieder andere vermuteten den «bösen Blick», der so gewaltige Dinge vermöge wie das Korn zu vergiften und Kinder zu Mumien verschrumpeln zu lassen. Doch am meisten schadete es dem jungen Zimmermann wohl, daß er eine so verschlossene, grimmige Art hatte; auch daß er nicht zum Abendmahl ging und man ihn verdächtigte, ketzerische Ansichten zu religiösen und gesellschaftlichen Fragen zu haben.

Nachdem der Zimmermann Mr. Pyncheons Nachricht erhalten hatte, erledigte er eine anstehende kleine Arbeit und begab sich dann zum Haus mit den sieben Giebeln. Dieses bekannte Gebäude mochte allmählich etwas altmodisch wirken, konnte es aber immer noch mit jedem herrschaftlichen Familiensitz in der Stadt aufnehmen. Dem gegenwärtigen Besitzer, Gervayse Pyncheon, sagte man eine Abneigung gegen das Haus nach, aufgrund des Schocks, den sein Gemüt in zarter Kindheit beim plötzlichen Tod des alten Puritaners erlitten hatte. Er war herbeigerannt, um auf Oberst Pyncheons Knie zu klettern, und traf statt auf den Großvater auf eine Leiche! Als Mr. Pyncheon erwachsen war, fuhr er nach England, wo er eine vermögende Dame heiratete und danach viele Jahre teils auf der Insel und teils in verschiedenen Städten Europas verbrachte. Für diese Zeit war der Familiensitz einem Verwandten anvertraut worden, der darin wohnen durfte und dafür die Liegenschaft in gutem Zustand erhalten mußte. Dies hatte er so getreulich getan, daß das geübte Auge des Zimmermanns keinen Mangel entdecken konnte, als er sich dem Haus näherte. Die sieben Giebel strebten stramm nach oben, das Schindeldach wirkte vollkommen wasserdicht, und der strahlende Putz, der die Außenwände ganz bedeckte, leuchtete in der Oktobersonne, als wäre er erst eine Woche alt.

Das Haus sah so erfreulich lebendig aus, wie ein frohes Gesicht von zufriedener Geschäftigkeit spricht. Man sah auf den ersten Blick, daß eine große Familie sich darin regte. Eine schwere Fracht Eichenholz verschwand durch das Tor zu den Nebengebäuden im Hintergrund. Die fette Köchin – oder vielleicht auch Haushälterin – stand in der Dienstbotentür und feilschte um ein paar Truthähne oder anderes Geflügel, das ihr ein Bauer zum Kauf anbot. Dann und wann sah man eine adrett gekleidete Magd oder das dunkel leuchtende Gesicht eines Sklaven an den Fenstern im unteren Teil des Hauses vorüberhuschen. An einem offenen Fenster im zweiten Stock, sich über zarte und schöne Blumen beugend, die zwar fremdländisch waren, aber nie ein milderer Licht als die Herbstsonne Neuenglands gekannt hatten, bemerkte man die Gestalt einer jungen Dame, fremdländisch wie die Blumen und so zart und schön wie sie. Ihre Gegenwart verlieh dem ganzen Bauwerk eine unbestimmte Anmut und einen feenhaften Zauber. Im übrigen war es ein behäbiges, behaglich wirkendes Haus, das ohne weiteres für einen Patriarchen geeignet schien, der im Vorderhaus

residieren und jeden weiteren Giebel einem seiner sechs Kinder zuweisen könnte, wobei der große Kamin im Mittelgiebel für das gastfreundliche Herz des Alten stände, das sie alle wärmte und die sieben kleineren zu einem großen Ganzen verband.

Über dem Vordergiebel hing eine senkrechte Sonnenuhr, und als der Zimmermann darunter vorbeiging, sah er nach ihrem Stand. «Drei Uhr!» murmelte er vor sich hin. «Mein Vater erzählte mir, die Uhr sei bloß eine Stunde vor dem Tod des alten Obersten dort angebracht worden. Wie unbestechlich hat sie in den siebenunddreißig Jahren seitdem die Stunden gezählt! Der Schatten kriecht weiter und weiter und schaut dem Sonnenschein immerzu über die Schulter!»

Es hätte sich vielleicht für einen Handwerker wie Matthew Maule gehört, sich beim üblichen Dienstboteneingang hinter dem Haus einzufinden, wenn ein vornehmer Herr ihn kommen ließ, oder wenigstens beim Nebeneingang, wo die angeseheneren Geschäftsleute vorstellig wurden. Aber der Zimmermann war von Natur aus sehr stolz und unbeirrbar, und zudem erboste ihn in diesem Augenblick das generationenalte Unrecht, daß der Sitz der Pyncheons auf Boden stand, der von Rechts wegen ihm gehören sollte. Auf diesem Grundstück, wo bestes Wasser aus dem Boden sprudelte, hatte sein Großvater die Kiefern gefällt und ein Blockhaus gebaut, wo ihm Kinder geboren wurden, und erst den steifen Fingern des Toten hatte Oberst Pyncheon die Besitzurkunde entreißen können. Also ging der junge Maule geradewegs zum Haupteingang unter dem geschnitzten Eichenportal und ließ den eisernen Türklopfer derart erdröhnen, daß man hätte glauben mögen, der grimmige alte Hexer persönlich stehe auf der Schwelle.

Der Schwarze Scipio war überaus schnell zur Stelle und verdrehte vor Staunen die Augen, als er bloß den Zimmermann erblickte. «Gütiger Gott! Was sein er für ein großer Mann, dieser Schreinerbursche!» murmelte Scipio halblaut vor sich hin. «Wie wenn er mit seinem größten Hammer auf die Tür gehauen!»

«Da bin ich!» verkündete Maule barsch. «Zeig mir den Weg zum Salon deines Herrn!»

Als er das Haus betrat, wehten liebliche, klagende Töne aus einem Raum im oberen Stock zitternd herab. Sie erklangen vom Cembalo, das Alice Pyncheon über das Meer mit sich gebracht hatte. Blumen und Musik waren fast die ganze mädchenhafte Beschäftigung der schönen Alice, aber die Blumen welkten oft bald, und die Melodien waren meist traurig. Alice war im Ausland erzogen worden und konnte sich nicht mit neuenglischer Lebensart anfreunden, die nie das Schöne gepflegt hatte.

Da Mr. Pyncheon ungeduldig auf Maule gewartet hatte, beeilte sich der schwarze Sklave natürlich, den Zimmermann zu seinem Meister zu führen. Der Raum, wo der

würdige Herr sich befand, war ein nicht allzu großer Salon, der auf den Garten hinausging, so daß die Fenster teils im Schatten der Obstbäume lagen. Dies war Mr. Pyncheons Privatraum, mit eleganten, kostbaren Möbeln hauptsächlich aus Paris ausgestattet; und auf dem Boden lag – für die damalige Zeit unüblich – ein Teppich, so kunstvoll und reich gewirkt, daß die Blumen darauf glühten, als wären sie echt. In einer Ecke stand eine Frau aus Marmor, die nichts als ihre Schönheit trug und damit doch genug. An den Wänden hingen einige Bilder, die bei allem kunstvollen Pomp alt und gelbstichig wirkten. Neben dem Kamin befand sich ein großer, prächtiger Schrank aus Ebenholz, mit Elfenbein eingelegt; eine Antiquität, die Mr. Pyncheon in Venedig erworben hatte, um darin die Medaillen, alten Münzen und sonstigen kleinen Schätze und Kostbarkeiten zu horten, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Trotz dieser reichen Ausstattung wahrte der Raum sein ursprüngliches Gesicht – mit dem niedrigen Wandpfosten, dem Querbalken und dem Kamin mit den altmodischen glasierten Kacheln – und war somit ein Sinnbild für einen fleißig mit fremden Ideen bestückten und künstlich verfeinerten Geist, der davon doch nicht weiter und im Grunde auch nicht eleganter wurde.

Zwei Gegenstände wirkten in diesem so geschmackvoll möblierten Raum ziemlich fehl am Platz. Der eine war eine große Landkarte oder ein Vermessungsplan, wohl vor vielen Jahren gezeichnet und nun rauchgeschwärzt und voll Fingerab-Idrücke. Der andere war das Porträt eines gestrengen alten Herrn in puritanischer Kleidung, nicht sehr kunstvoll gemalt, aber äußerst effektiv und ausdrucksstark.

An einem Tischchen am Kamin, in dem englische Steinkohle brannte, saß Mr. Pyncheon und nippte Kaffee, den er in Frankreich ausgesprochen schätzen gelernt hatte. Er war ein sehr stattlicher Mann mittleren Alters mit bis zu den Schultern wallender Perücke, trug einen blauen, an den Säumen und Knopflöchern mit Spitze verzierten Samtmantel, und seine üppige, golden geblümete Hemdbrust glänzte im Schein des Kaminfeuers.

Als Scipio den Zimmermann hereinführte, drehte Mr. Pyncheon sich halb um, nur um sich gleich wieder abzuwenden und bedächtig seinen Kaffee auszutrinken, ohne den Gast vorerst zu beachten, den er zu sich gerufen hatte. Nicht daß er ihn absichtlich unhöflich behandelt oder grob übergangen hätte – nur schon der Gedanke an solches Tun hätte ihn sicher erröten lassen –, bloß fiel es ihm gar nicht ein, daß einer wie Maule ein Recht auf seine Aufmerksamkeit haben oder sich auch nur Gedanken über dergleichen machen könnte.

Der Zimmermann aber schritt gleich zum Kamin und stellte sich geradewegs vor Mr. Pyncheon hin. «Sie haben nach mir verlangt», sagte er. «Bitte erklären Sie mir, worum es geht, damit ich an meine Arbeit zurück kann.»

«Ach, entschuldigen Sie mich», antwortete Mr. Pyncheon ruhig. «Ich hatte nicht vor, Sie Ihre Zeit ohne Lohn verschwenden zu lassen. Sie heißen Maule, soviel ich weiß – Thomas oder Matthew Maule –, ein Sohn oder Enkel des Erbauers dieses Hauses?»

«Matthew Maule», erwiderte der Zimmermann, «Sohn des Mannes, der dieses Haus baute – und Enkel des rechtmäßigen Grundeigentümers.»

«Ich weiß von dem Zwist, auf den Sie anspielen», bemerkte Mr. Pyncheon und ließ sich nicht aus der Fassung bringen. «Es ist mir bewußt, daß mein Großvater vor Gericht gehen mußte, um seinen Anspruch auf das Land, auf dem dieses Haus gegründet wurde, nachzuweisen. Lassen Sie uns diesen Streit hier nicht wieder aufnehmen. Die Sache wurde damals von den zuständigen Behörden entschieden – rechtmäßig, ist anzunehmen – und jedenfalls unwiderruflich. Trotzdem berührt, was ich Ihnen zu sagen habe, seltsamerweise genau diesen Gegenstand, wobei dieser tiefsitzende Groll und – nehmen Sie es mir nicht übel – Ihr Aufbrausen eben für das Ganze nicht ganz unerheblich sind.»

«Wenn Ihnen die natürliche Empörung eines Mannes über seiner Familie geschehenes Unrecht irgendwie nützlich sein kann, Mr. Pyncheon», sagte der Zimmermann, «dann nur zu!»

«Ich nehme Sie beim Wort, Gevatter Maule», sagte der Herr der sieben Giebel lächelnd, «und will Ihnen darlegen, inwiefern Ihr angestammter Groll – ob berechtigt oder nicht – mit meinen Angelegenheiten zu tun haben könnte. Sie haben vermutlich gehört, daß die Pyncheons seit den Tagen meines Großvaters mit weiterhin Ungewissem Ausgang Anspruch auf große Ländereien im Osten geltend machen?»

«Mehrfach, ja», antwortete Maule – mit einem Lächeln, heißt es –, «sehr oft sogar, von meinem Vater!» «In dieser Sache», fuhr Mr. Pyncheon nach kurzem Innehalten, vielleicht um das Lächeln des Zimmermanns zu deuten, fort, «stand offenbar ein Entscheid ganz zugunsten meines Großvaters bevor, als dieser starb. Seine Vertrauten waren sich sicher, daß er keinen weiteren Widerstand oder Verzug mehr erwartete. Und Oberst Pyncheon, das brauche ich nicht zu betonen, war ein praktischer Mann, der sich in öffentlichen und privaten Geschäften auskannte und keineswegs dazu neigte, unbegründete Hoffnungen zu hegen oder ein aussichtsloses Vorhaben zu verfolgen. Die Annahme liegt daher nahe, daß er aus seinen Erben unbekanntem Gründen einen erfolgreichen Ausgang seines Prozesses um das Land im Osten

erwartete. Kurzum, ich glaube – in Übereinstimmung mit meinen Rechtsberatern und in gewissem Maß auch ermutigt von dem, was man sich in unserer Familie erzählt –, daß mein Großvater im Besitz einer Urkunde oder sonst eines entscheidenden Dokuments gewesen sein mußte, das dann verschwand.»

«Sehr wahrscheinlich», sagte Matthew Maule – wieder mit einem finsternen Lächeln, erzählt man sich –, «aber was kann ein armer Zimmermann mit den großartigen Unternehmungen der Familie Pyncheon zu schaffen haben?»

«Vermutlich nichts», antwortete Mr. Pyncheon, «und vielleicht auch sehr viel!»

Es folgte ein langer Wortwechsel zwischen Matthew Maule und dem Herrn der sieben Giebel zu der von diesem vorgebrachten Sache. Mr. Pyncheon zögerte zwar, derart abwegig scheinende Geschichten aufzugreifen, doch es schien, daß man im Volksmund von einem rätselhaften Zusammenhang zwischen den Maules und diesen großen, noch unverwirklichten Besitztümern der Pyncheons wissen wollte. Es hieß allgemein, der alte Hexer habe zwar hängen müssen und in seinem Kampf mit Oberst Pyncheon dennoch das bessere Ende erwischt, indem er im Tausch gegen ein Stück Garten die großen Ländereien im Osten an sich gerissen habe. Ein uraltes, kürzlich verstorbene Klatschweib hatte oft phantasiert, man habe Meilen um Meilen des Lands der Pyncheons in Maules Grab geschaufelt, das doch nur eine schmale Felsspalte fast zuoberst am Galgenhügel war. Und als die Advokaten nach der fehlenden Urkunde fragten, hörten sie immerzu, man werde sie nie wiederfinden, es sei denn in des Hexers Knochenhand. Die schlaunen Advokaten gaben diesen Geschichten immerhin soviel Gewicht, daß sie – was Mr. Pyncheon dem Zimmermann nicht mitteilen mochte – insgeheim eine Untersuchung des Hexergrabs angeordnet hatten. Doch man entdeckte nichts, außer daß unerklärlicherweise die rechte Hand des Skeletts fehlte.

Zweifellos von Bedeutung war nun die Tatsache, daß manche dieser Gerüchte sich, wenn auch vage und unscharf, auf gelegentliche Bemerkungen und vielsagende Andeutungen des Sohnes des Hingerichteten und Vaters unseres Matthew Maule zurückführen ließen. Und an diesem Punkt konnte Mr. Pyncheon mit einer persönlichen Erinnerung aufwarten. Zwar war er damals noch ein Kind, aber er wußte noch, oder bildete es sich mindestens ein, daß Matthews Vater am Tag vor dem Ableben des Obersten, ja vielleicht gar am selben Morgen, in diesem privaten Raum zu tun gehabt hatte, wo er und der Zimmermann nun miteinander sprachen. Auf dem Tisch waren Papiere aus dem Besitz des Obersten ausgebreitet gewesen, das wußte sein Enkel noch genau.

Matthew Maule begriff die Unterstellung.

«Mein Vater», sagte er immer noch mit dem finsternen Lächeln, das seine Miene undurchdringlich machte, «mein Vater war eine ehrlichere Haut als dieser verfluchte alte Oberst! Nicht einmal um zu seinem Recht zu kommen, hätte er eins von diesen Papieren gestohlen!»

«Ich mag mich nicht auf ein Wortgefecht mit Ihnen einlassen», bemerkte der im Ausland erzogene Mr. Pyncheon mit hochmütiger Ruhe. «Und es ist auch unter meiner Würde, Grobheiten gegen meinen Großvater oder mich selbst übelzunehmen. Ein Gentleman, der sich mit einem Individuum ihres Stands und Benehmens unterhalten will, muß zuvor abschätzen, ob die Notwendigkeit des Zwecks die peinlichen Begleitumstände rechtfertigt. In diesem Fall verhält es sich so.»

Danach nahm er das Gespräch wieder auf und bot dem Zimmermann viel Geld an für die Beschaffung von Informationen, die zur Auffindung der verlorenen Urkunde und somit zum Gewinn der Ländereien im Osten führen würden. Lange soll Matthew Maule gegenüber diesen Verlockungen taub geblieben sein. Schließlich fragte er aber mit einem seltsamen Lachen, ob Mr. Pyncheon ihm den Ort der Heimstätte des alten Hexers samt dem Haus mit den sieben Giebeln, das nun an ihrer Stelle stand, eeen das so begehrte Beweisstück überlassen würde.

Hier versteigt sich die Mär, die man sich an den Kaminfeuern erzählt und der meine Erzählung im wesentlichen bis auf manche ihrer Übertreibungen folgt, dazu, von einem höchst seltsamen Benehmen des Porträts von Oberst Pyncheon zu berichten. Dieses Bild sah man nämlich in so engem Zusammenhang mit dem Schicksal des Hauses und so magisch in seine Wände gemauert, daß man glaubte, bei seiner Entfernung würde das ganze Gebäude sogleich unter Getöse zu Schutt und Staub zerfallen. Während des bisherigen Gesprächs zwischen Mr. Pyncheon und dem Zimmermann hatte das geisterhafte Porträt unaufhörlich die Stirne gerunzelt, die Faust geballt und viele weitere Zeichen größter Mißbilligung gegeben, ohne jedoch die Aufmerksamkeit eines der beiden Beteiligten zu erregen, bis es schließlich bei Matthew Maules kühnem Vorschlag einer Preisgabe der sieben Giebel angeblich die Geduld verlor und Anstalten machte, leibhaftig aus seinem Rahmen herunterzusteigen. Doch seien solch unglaubliche Vorkommnisse nur am Rande erwähnt.

«Dieses Haus aufgeben!» rief Mr. Pyncheon bestürzt über das Ansinnen aus. «Wenn ich das täte, fände mein Großvater im Grab keine Ruhe mehr!»

«Die hat er noch nie gefunden, wenn man den ganzen Geschichten glauben will», bemerkte der Zimmermann kühl. «Aber diese Sache betrifft mehr seinen Enkel als Matthew Maule. Und ein anderes Angebot habe ich nicht.»

So unmöglich ein Eingehen auf Maules Bedingungen im ersten Augenblick schien, fand Mr. Pyncheon bei näherer Betrachtung doch, daß man mindestens darüber reden könnte. Er fühlte sich dem Haus nicht persönlich verbunden und hatte auch keine angenehmen Erinnerungen an seine darin verbrachten Kinderjahre. Im Gegenteil schien die Gegenwart des toten Großvaters es noch nach siebenunddreißig Jahren so zu beherrschen wie an dem Morgen, als der erschrockene Junge die grausige Erscheinung im Stuhl hatte erstarren sehen. Nachdem er lange im Ausland gelebt und viele der Schlösser und Ahnensitze Englands und italienische Marmorpaläste kennengelernt hatte, dachte er zudem geringschätzig vom Haus mit den sieben Giebeln, sowohl was seine Pracht wie den Komfort betraf. Es war ein Haus, das dem Lebensstil niemals genügen würde, den Mr. Pyncheon pflegen müßte, wenn er in seine Landrechte kam. Vielleicht mochte sein Verwalter geruhen, es zu bewohnen, aber niemals der Großgrundbesitzer selbst. Nein, wenn es glückte, wollte er nach England, seiner Wahlheimat, zurückkehren, die er, um die Wahrheit zu sagen, auch nicht verlassen hätte, wäre sein eigenes Vermögen, wie auch das seiner verstorbenen Frau, nicht allmählich zur Neige gegangen. War dem Landanspruch im Osten erst stattgegeben und Mr. Pyncheon in seine Rechte eingesetzt, wäre sein nach Meilen und nicht Morgen zu rechnender Besitz eine Grafenwürde wert und würde es ihm ermöglichen, den britischen Monarchen um diesen Ehrentitel zu bitten oder ihn zu erwerben. Lord Pyncheon! – Oder Graf Waldo! – Wie sollte ein solcher Herr seine Größe in der Enge von sieben geschindelten Giebeln entfalten können?

Kurzum, vor einem weiteren Horizont erschienen die Bedingungen des Zimmermanns so läppisch, daß Mr. Pyncheon ihm fast ins Gesicht lachen wollte. Schämen müßte er sich nach solchen Überlegungen, diesen so maßvollen Lohn für einen unschätzbaren Dienst herunterzuhandeln. «Ich gehe auf Ihr Angebot ein, Maule», rief er. «Beschaffen Sie mir die Urkunde, die mich in meine Rechte setzt, und das Haus mit den sieben Giebeln gehört Ihnen!»

Nach einigen Versionen der Geschichte wurde nun ein ordentlicher Vertrag über die erwähnten Abmachungen von einem Anwalt aufgesetzt und in der Gegenwart von Zeugen unterschrieben und besiegelt. Nach anderen Quellen begnügte sich Matthew Maule mit einer privaten schriftlichen Vereinbarung, in der sich Mr. Pyncheon bei seiner Ehre und Rechtschaffenheit dazu verpflichtete, die vereinbarten Bedingungen zu erfüllen. Dann ließ der Gentleman Wein kommen, den er und der Zimmermann miteinander tranken, um ihren Handel zu bekräftigen. Vom Porträt des alten Puritaners heißt es, es habe während der ganzen Verhandlungen und anschließenden Förmlichkeiten seine schattenhaften Mißfallensbekundungen nicht aufgegeben, jedoch erfolglos, außer daß Mr. Pyncheon ein Stirnrunzeln seines Großvaters zu sehen

glaubte, als er sein leeres Glas absetzte. «Dieser Sherry ist zu stark für mich, er ist mir schon in den Kopf gestiegen», bemerkte er nach einem etwas erschrockenen Blick auf das Bild. «Wenn ich wieder in Europa bin, werde ich mich an die erleseneren Weine Italiens und Frankreichs halten, deren beste keinen Transport vertragen.»

«Ihre Lordschaft mögen den Wein trinken, den Sie wollen und wo Sie wollen», erwiderte der Zimmermann, als wäre er in Mr. Pyncheons Pläne eingeweiht. «Aber zunächst, Sir, wenn Ihnen an Auskünften zu diesem vermißten Dokument liegt, muß ich um die Gunst einer kurzen Unterredung mit Ihrer schönen Tochter Alice bitten.»

«Sie sind verrückt, Maule!» rief Mr. Pyncheon hochfahrend aus, und zum ersten Mal mischte sich Wut in seinen Stolz. «Was kann meine Tochter mit einer solchen Sache zu schaffen haben?»

Tatsächlich erschütterte diese neue Forderung des Zimmermanns den Eigentümer der sieben Giebel noch mehr als das schamlose Ansinnen, sein Haus aufzugeben. Für das erste Begehren gab es wenigstens ein Motiv, für dieses zweite offenbar gar keins. Trotzdem beharrte Matthew Maule entschlossen darauf, daß man die junge Dame rufen lasse, und bedeutete ihrem Vater sogar ominös – wodurch die Sache viel rätselhafter erschien als zuvor –, die einzige Chance, das nötige Wissen zu erlangen, sei durch den kristallklaren Blick eines jungfräulich reinen Verstands wie den der schönen Alice. Halten wir uns nicht mit Mr. Pyncheons Bedenken aus Gewissensgründen, Stolz oder väterlicher Zuneigung auf, jedenfalls ließ er am Ende seine Tochter rufen. Er wußte wohl, daß sie in ihrem Zimmer und mit keiner Tätigkeit beschäftigt war, die sie nicht hätte unterbrechen können. Kaum war nämlich von Alice die Rede, hörten Vater und Zimmermann die schöne und traurige Musik des Cembalos und ihre helle, klagende Begleitstimme.

Alice Pyncheon wurde also gerufen und erschien. Ein von ihrem Vater in England zurückgelassenes Bildnis dieser jungen Dame, gemalt von einem venezianischen Künstler, soll sich inzwischen in der Sammlung des Herzogs von Devonshire auf Chatsworth befinden, nicht aufgrund einer Beziehung zu dessen Vorbild, sondern wegen seines Werts als Gemälde und der außerordentlichen Schönheit des porträtierten Gesichts. Wenn es je eine geborene Dame gab, durch eine freundliche und kalte Vornehmheit dem gemeinen Pöbel entrückt, so war es diese Alice Pyncheon. Und doch war in ihr auch das Frauliche: die Zärtlichkeit oder wenigstens die zärtlichen Regungen. Um dieser erlösenden Eigenschaft willen härte ihr jeder großzügige Mann allen Stolz vergeben und sich ihr fast in den Weg werfen und es zulassen mögen, daß sie ihren schmalen Fuß auf sein Herz setzte. Er hätte nach nichts

weiter verlangt als dem Zugeständnis, daß er immerhin noch ein Mensch war und ein Wesen, das aus demselben Stoff gemacht ist wie sie.

Als Alice den Raum betrat, fiel ihr Blick auf den Zimmermann, der fast in der Mitte stand, gekleidet in eine grüne Wolljacke und eine weite, über den Knien geschlitzte Hose mit einer langen Tasche für seinen Zollstock, dessen Ende hervorsah und ihn so deutlich als Handwerker auswies, wie Mr. Pyncheons Galasäbel den aristokratischen Ehrgeiz dieses Herrn verriet. Alice Pyncheons Künstlerrauge blitzte auf, und sie empfand Bewunderung – die sie nicht zu verbergen suchte – für die bemerkenswerte Schönheit, Kraft und Energie von Maules Gestalt. Doch diesen bewundernden Blick, der den meisten andern Männern wohl ihr Leben lang eine kostbare Erinnerung gewesen wäre, konnte der Zimmermann nicht verzeihen. Es mußte der Teufel selbst gewesen sein, der ihm die Sinne so geschärft hatte. «Sieht mich das Mädchen an, als wäre ich ein rohes Tier?» dachte er und biß die Zähne zusammen. «Sie soll erfahren, daß ich den Geist eines Menschen habe, und um so schlimmer für sie, wenn er stärker als ihrer sein sollte!»

«Du hast nach mir verlangt, Vater», sagte Alice mit ihrer melodischen Stimme, die wie eine Harfe klang. «Aber wenn du mit diesem jungen Mann etwas zu verhandeln hast, laß mich doch bitte wieder gehen. Du weißt, daß ich diesen Raum nicht mag, und daran kann auch das Bild von Claude ¹⁵ nichts ändern, mit dem du heitere Erinnerungen zurückbringen willst.»

«Bleiben Sie bitte noch einen Augenblick, Fräulein!» sagte Matthew Maule. «Was ich mit Ihrem Vater zu tun hatte, ist erledigt. Jetzt wende ich mich Ihnen zu!»

Alice warf ihrem Vater einen erstaunten und fragenden Blick zu.

«Ja, Alice», sagte Mr. Pyncheon einigermaßen verwirrt und verlegen. «Wenn ich ihn richtig verstehe, erklärt dieser junge Mann – Matthew Maule ist sein Name –, er könne mit deiner Hilfe ein bestimmtes Papier oder Pergament auffinden, das lange vor deiner Geburt verlorenging. Wegen der Wichtigkeit dieses Dokuments scheint es ratsam, auf keinen noch so fraglichen Versuch zu verzichten, es wiederzuerlangen. Du tust mir deshalb einen Gefallen, liebe Alice, wenn du die Fragen dieses Menschen beantwortest und seinen korrekten und vernünftigen Bitten nachkommst, soweit sie sichtlich dem genannten Zweck dienen. Ich bleibe im Raum, du brauchst deshalb kein grobes oder unschickliches Benehmen des jungen Mannes zu befürchten, und natürlich wird die Befragung, oder wie wir es nennen wollen, auf das leiseste Zeichen von dir sofort abgebrochen.»

¹⁵ Claude Lorrain (1600-1682), frz. Maler, Meister der klassischen Landschaftsmalerei, dessen lichtdurchflutete Räume die Landschaftsmaler des 18. und 19. Jahrhunderts, vor allem William Turner, nachhaltig beeinflussten.

«Fräulein Alice Pyncheon», sagte Matthew

Maule äußerst ehrerbietig und doch mit verstecktem Hohn in der Stimme wie auch im Blick, «wird sich gewiß in Gegenwart ihres Vaters und unter seinem umfassenden Schutz völlig sicher fühlen.»

«Bestimmt habe ich in Anwesenheit meines Vaters keinen Grund zur Sorge», antwortete Alice mit mädchenhafter Würde. «Überhaupt kann ich mir keine Situation vorstellen, in der eine Dame, die sich selber treu bleibt, von irgend jemandem etwas zu befürchten hätte!»

Die arme Alice! Welch verhängnisvolle Regung trieb sie dazu, ohne Zögern einer Kraft, von deren Stärke sie nichts wissen konnte, zu trotzen?

«Gut, Fräulein Alice», sagte Matthew Maule und bot ihr mit einer Eleganz, die man bei einem Handwerker nicht vermutet hätte, einen Stuhl an. «Dann bitte ich Sie, Platz zu nehmen und mir die Gunst zu erweisen – die sich ein armer Zimmermann zwar nie verdienen könnte –, mir in die Augen zu sehen!»

Alice tat ihm den Gefallen. Sie war sehr stolz und glaubte, unabhängig von den Vorteilen ihrer gesellschaftlichen Stellung, über eine durch Schönheit, unbefleckte Unschuld und schützende Fraulichkeit verliehene Kraft zu verfügen, die sie vor allem Übel bewahrte, es sei denn, der Verrat käme von innen. Sie wußte wohl instinktiv, daß nun eine finstere oder böse Macht versuchte, diese selbstgesetzten Schranken zu überwinden, und sie nahm die Herausforderung an. So hielt nun Alice der Macht eines Mannes die Macht einer Frau entgegen; für die Frau oft ein ungleicher Kampf.

Ihr Vater hatte sich abgewandt und schien in die Betrachtung eines Gemäldes von Claude versunken, wo eine Schattenlandschaft mit Sonnentupfern den Blick so weit in einen alten Wald eindringen ließ, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn er sich gleichsam in den verstörenden Tiefen des Bilds verloren hätte. Doch in Wahrheit bedeutete es Mr. Pyncheon jetzt nicht mehr als die kahle Wand, an der es hing. Er sann den vielen ihm bekannten sonderbaren Geschichten nach, die diesen Maules – sowohl dem Enkel hier wie dessen Vater und Großvater – rätselhafte, wenn nicht gar übernatürliche Fähigkeiten zuschrieben. Zwar hatte Mr. Pyncheon lange im Ausland gelebt und mit klugen und modernen Leuten verkehrt – mit Höflingen, weltlichen Geistern und Freidenkern –, was dem düsteren puritanischen Aberglauben, dem sich in diesen frühen Zeiten kein Neuengländer ganz entziehen konnte, viel von seinem Schrecken genommen hatte. Doch war nicht eine ganze Gemeinschaft überzeugt gewesen, daß Maules Großvater ein Hexer war? War der dieses Verbrechens nicht überführt worden und hatte es mit dem Tod gebüßt? Hatte er nicht seinem einzigen

Enkel den Haß gegen die Pyncheons als Erbschaft vermacht, demselben Mann, der nun einen verborgenen Einfluß nahm auf die Tochter aus dem verfeindeten Haus? Und war dieser Einfluß nicht das, was man Hexerei nannte?

Er drehte sich halb um und erhaschte einen Blick auf Maule im Spiegel. Der Zimmermann stand mit erhobenen Armen ein paar Schritte vor Alice und senkte sie nun, als beschwöre er langsam eine schwere, unsichtbare Last auf das Mädchen herab.

«Aufhören, Maule!» rief Mr. Pyncheon aus und trat vor. «Ich verbiete Ihnen weiterzumachen!»

«Bitte, lieber Vater, unterbrich den jungen Mann nicht», sagte Alice, ohne sich zu rühren. «Sei beruhigt, sein Tun wird sich als ganz harmlos erweisen.»

Darauf wandte sich Mr. Pyncheon wieder dem Bild zu. Es war demnach der Wille seiner Tochter und nicht sein eigener, daß man das Experiment wagen sollte. Und er ließ es nur noch zu und erzwang es nicht. Wüschte er sich den Erfolg schließlich nicht am meisten für sie? Denn wenn die verlorene Urkunde wieder zum Vorschein kam, konnte die schöne Alice Pyncheon mit der großen Mitgift, die er ihr dann geben konnte, einen englischen Herzog oder einen deutschen Fürsten heiraten und nicht bloß einen neuenglischen Geistlichen oder Advokaten! Bei diesem Gedanken war der ehrgeizige Vater mit Maule insgeheim fast einverstanden, gar den Teufel zu beschwören, wenn es dessen Macht zu dem großen Ziel brauchte. Alice würde von ihrer eigenen Unschuld beschützt.

In Gedanken ganz bei diesem glorreichen Traum hörte Mr. Pyncheon aus dem Mund seiner Tochter ein halblautes Stöhnen. Es war ganz schwach und leise: so undeutlich, daß kaum Worte daraus werden wollten, und zu kraftlos, um verständlich zu sein. Und doch war es ein Hilferuf – sein Gewissen zweifelte nicht daran –; zwar kaum mehr als ein Flüstern an seinem Ohr und doch ein entsetzlicher Schrei, der lange in seiner Brust widerhallte! Aber diesmal wandte sich der Vater nicht um.

Nach einer Stille verkündete Maule: «Sehen Sie Ihre Tochter an!»

Mr. Pyncheon trat hastig näher. Der Zimmermann stand aufrecht vor dem Stuhl des Mädchens und deutete triumphierend auf Alice, einer Macht bewußt, deren Grenzen sich nicht benennen ließen und die ja in der Tat irgendwie ins Unsichtbare und Unendliche reichte. Alice saß in tiefer Versunkenheit da, auf ihren Augen lagen die langen, dunklen Wimpern.

«Da ist sie!» sagte der Zimmermann. «Reden Sie mit ihr!»

«Alice! Meine Tochter!» rief Mr. Pyncheon. «Meine liebe Alice!»

Sie regte sich nicht.

«Lauter!» sagte Maule lächelnd.

«Alice! Wach auf!» rief ihr Vater. «Es macht mir angst, dich so zu sehen! Wach auf!»

Er sprach laut, mit entsetzter Stimme und nahe an dem zarten Ohr, das sonst für jeden Mißton so empfindlich gewesen war. Aber offensichtlich erreichten seine Worte sie nicht. Unbeschreiblich, in welcher unüberwindlichen, blasse Ferne Alice für ihren Vater rückte, als er sie mit seiner Stimme nicht erreichen konnte.

«Am besten, Sie berühren Sie», sagte Matthew Maule. «Schütteln Sie das Mädchen richtig! Meine Hände sind vom Hacken, Sägen und Hobeln zu grob geworden – sonst könnte ich Ihnen helfen!»

Mr. Pyncheon nahm ihre Hand und drückte sie mit der Inbrunst aufgewühlter Gefühle. Er küsste sie mit solchem Herzklopfen, daß er meinte, sie müsse es doch spüren. Schließlich schüttelte er sie, aufgebracht über ihren reglosen Zustand, mit einer Heftigkeit, die ihn sogleich wieder erschreckte. Er ließ sie los, und Alice, deren Leib zwar nachgab, aber völlig erschlaft war, sank in dieselbe Haltung zurück wie vor diesen Versuchen, sie aufzuwecken. Weil Maule ein paar Schritte gemacht hatte, war ihr Gesicht ihm jetzt zugewandt, kaum merklich und doch, als gehorche ihm selbst ihr Schlaf.

Nun bot sich ein seltsames Schauspiel, als dieser so steife Mann den Puder aus seiner Perücke schüttelte und die Würde des kühlen, überlegenen Gentlemans verlor; als die goldbestickte Weste im Feuerschein zuckte und glomm über dem Menschenherzen, das vor Wut, Angst und Leid tobte. «Du Schurke!» rief Mr. Pyncheon und drohte Maule mit geballter Faust. «Du und der Leibhaftige haben mir meine Tochter gestohlen! Gib sie mir zurück, Hexenbrut, oder du steigst deinem Großvater nach auf den Galgenhügel!»

«Sachte, Mr. Pyncheon!» sagte der Zimmermann mit verächtlicher Ruhe. «Nicht so heftig, Euer Gnaden, sonst nehmen noch die Rüschen um Ihre Handgelenke Schaden! Kann ich etwas dafür, daß Sie Ihre Tochter verkauft haben, in der leeren Hoffnung, ein vergilbtes Pergament zu ergattern? Da sitzt Fräulein Alice und schläft ruhig! Jetzt lassen Sie Matthew Maule versuchen, ob der Stolz, den er zuvor an ihr fand, noch da ist.»

Er sprach, und Alice antwortete mit sanfter, unterwürfiger Ergebung, ihm zugeneigt wie die Flamme einer Fackel, die jeder Hauch erschauern läßt. Er winkte mit der Hand, und die stolze Alice erhob sich – blind, aber ohne Zögern über ihr

unvermeidliches Ziel – und kam auf ihn zu. Er winkte sie zurück, und Alice gehorchte und sank wieder auf ihren Stuhl.

«Sie gehört mir!» sagte Matthew Maule. «Ganz mir, weil ich den stärksten Willen habe!»

Nach der Legende folgt nun eine lange, groteske und manchmal furchterregende Schilderung der Beschwörungen – sofern es sich darum handelte –, mit denen der Zimmermann die verlorene Urkunde auffinden wollte. Anscheinend wollte er Alice als eine Art Medium benutzen und ihren Geist in einen Spiegel verwandeln, der Mr. Pyncheon und ihm einen Blick in die geistige Welt erlauben sollte. Es gelang ihm demnach, ein unvollkommenes, mittelbares Gespräch mit jenen Verstorbenen zu führen, die das so wertvolle Geheimnis der Welt entzogen und mit sich genommen hatten. In ihrer Trance beschrieb Alice drei Gestalten, die sich ihrem vergeistigten Blick offenbarten. Die erste war ein älterer, würdiger Herr mit gestrenger Miene, förmlich und aufwendig wie für einen festlichen Anlaß gekleidet, aber mit einem großen Blutfleck auf seinem reich verzierten Kragen, die zweite ein schäbig gekleideter Alter mit finsterner und verschlagener Miene und einer gerissenen Schlinge um den Hals und die dritte ein jüngerer Mann als die beiden anderen, aber auch schon mittleren Alters, der ein grobes Wollhemd über einer Lederhose trug, aus deren Seitentasche ein Zollstock hervorsah. Diese drei Erscheinungen wußten um das fehlende Dokument. Die eine – und zwar die blutbefleckte – schien das Pergament, nach seinen Gesten zu urteilen, sogar in seinem Besitz zu haben, wurde von seinen beiden Mitwissern aber daran gehindert, das Geheimnis preiszugeben. Als er schließlich gewillt schien, es so laut hinauszurufen, daß es von seiner Welt in die der Menschen dringen konnte, rangen seine Begleiter mit ihm und schlugen ihm ihre Hände vor den Mund, worauf – sei es, daß er an dem Geheimnis erstickte oder daß es selbst diese karminrote Farbe hatte – frisches Blut auf seinen Kragen floß. Dann verspotteten die beiden armselig gekleideten Gestalten den gedemütigten alten Herrn und zeigten mit dem Finger auf den Fleck.

In diesem entscheidenden Moment wandte Maule sich an Mr. Pyncheon. «Es wird nie zugelassen werden», sagte er. «Es gehört zur Sühne Ihres Großvaters, daß er das Geheimnis, das seine Erben so reich machen würde, für sich behalten muß. Er muß daran ersticken, bis es jeden Wert verloren hat. Behalten Sie darum das Haus mit den sieben Giebeln! Es ist ein zu teuer erkaufte Erbe, und der Fluch lastet zu schwer darauf, als daß er bald von den Nachkommen des Obersten weichen könnte!»

Mr. Pyncheon wollte etwas sagen, doch vor lauter Zorn und Erregung brachte er nur ein Röcheln hervor. Der Zimmermann lächelte. «Aha, verehrter Herr! So müssen Sie also das Blut des alten Maule trinken!» höhnte er.

«Du Teufel in Menschengestalt! Warum knechtest du mein Kind!» schrie Mr. Pyncheon, als er nicht mehr bloß lallen konnte. «Gib mir meine Tochter zurück! Und dann geh deiner Wege, auf Nimmerwiedersehen!»

«Ihre Tochter!» sagte Matthew Maule. «Sie gehört doch wahrhaftig mir! Immerhin will ich nicht zu hart mit dem schönen Fräulein Alice sein und sie in Ihrer Obhut lassen. Aber ich verbürge mich nicht dafür, daß sie nie mehr Grund haben wird, an den Zimmermann Maule zu denken.»

Er führte seine Hände mehrmals in die Höhe, und die schöne Alice Pyncheon erwachte aus ihrer seltsamen Trance. Sie erwachte ohne die geringste Erinnerung an ihre Hellsichtigkeit, sondern wie jemand, der vorübergehend ins Träumen gekommen ist und sich so rasch wieder dem richtigen Leben zuwendet wie eine ermattete Flamme plötzlich wieder zum Kamin emporlodert. Als sie Matthew Maule erkannte, machte sie eine etwas kühle, aber freundlichzurückhaltende Miene, um so mehr als auf dem Gesicht des Zimmermanns ein eigenartiges Lächeln lag, das den angeborenen Stolz der schönen Alice weckte. Damit endete vorerst die Suche nach der Urkunde, die den Pyncheons ihren Landbesitz im Osten beglaubigte, und obwohl noch mehrere Anstrengungen unternommen wurden, war es bis heute keinem Pyncheon vergönnt, dieses Pergament zu erblicken. Doch ach, die schöne, sanfte, aber allzu hochmütige Alice! Eine ungeahnte Macht hielt ihre mädchenhafte Seele umklammert, und ein Wille so ganz anders als ihrer zwang sie, seinen grotesken und abwegigen Wünschen zu gehorchen. Es erwies sich, daß ihr Vater dem maßlosen Begehren, sein Land nach Meilen statt nach Morgen zu rechnen, sein armes Kind geopfert hatte. Und so war Alice Pyncheon ihr Leben lang Maules Sklavin und lag in Fesseln, die tausendfach demütigender als Ketten um den Leib waren. Wenn Maule an seinem bescheidenen Kamin saß, brauchte er bloß zu winken, und wo die stolze Dame auch war oder was sie auch tat – ob alleine in ihrem Zimmer oder die vornehmen Gäste ihres Vaters unterhaltend oder in der Kirche beim Beten –, immer entzog sich ihr Sinn ihrem eigenen Willen und verneigte sich vor Maule. «Lache, Alice!» sagte der Zimmermann in seiner Stube oder forderte es vielleicht auch nur ohne Worte. Und selbst beim Beten oder an einem Begräbnis mußte Alice in haltloses Gelächter ausbrechen. «Sei traurig, Alice!» – und sogleich kamen ihr die Tränen und ertränkten die allgemeine Heiterkeit wie ein Platzregen ein Strohfeuer. «Tanze, Alice!» – und schon tanzte sie, aber nicht im gemessenen höfischen Schritt, den sie im Ausland gelernt hatte, sondern in hohen Hopsern und munteren Hüpfen, wie es die fröhlichen Bauernmädchen an einem

ländlichen Fest lieben. Offenbar hatte es Maule darauf angelegt, sie nicht zu verderben oder mit einem finsternen, gewaltigen Verhängnis heimzusuchen, das ihr Leiden immerhin hätte tragisch erscheinen lassen, sondern sie dem erbärmlichen, schadenfrohen Gespött preiszugeben. Damit verlor das Leben seine ganze Würde. Sie fühlte sich zutiefst erniedrigt und wäre am liebsten ein Wurm gewesen!

Eines Abends während einer Hochzeitsgesellschaft – nicht ihrer eignen, denn sie fühlte sich so ausgeliefert, daß ihr Heiraten als Sünde erschienen wäre – wurde Alice von ihrem unsichtbaren Tyrannen gerufen und gezwungen, in ihrem hauchdünnen weißen Kleid und den Satinschuhen durch die Straßen zur Hütte eines Landarbeiters zu eilen. Drinnen wurde gelacht und gefeiert, denn Matthew Maule sollte an dem Abend die Tochter des Knechts heiraten und hatte die stolze Alice Pyncheon aufgeboten, um seine Braut zu bedienen. Das tat sie, und als die beiden ein Paar waren, erwachte Alice aus ihrem verwunschenen Schlaf. Nicht länger stolz – demütig und mit einem tieftraurigen Lächeln küßte sie Maules Frau und ging. Es war eine unbarmherzige Nacht, ein Wind aus Südosten trieb Schnee und Regen gegen ihre dünn bekleidete Brust, und die Satinschuhe wurden völlig durchnäßt, als sie die schlammigen Wege entlangging. Am andern Tag eine Erkältung, bald ein hartnäckiger Husten, fiebrige Wangen und eine ausgezehrte Gestalt, die am Cembalo saß und das Haus mit Musik erfüllte! Musik, in der man die himmlischen Chöre singen hörte! O welche Freude! Alice hatte ihre letzte Demütigung ausgestanden! Freude über Freude! Alice bereute ihre einzige Sünde auf Erden und war nicht mehr stolz! Die Pyncheons richteten Alice ein großes Begräbnis aus. Die ganze Verwandtschaft war anwesend und alles, was in der Stadt Rang und Namen hatte. Doch zuhinterst im Zug ging Matthew Maule und biß auf die Zähne, als hätte er sein eigenes Herz zerfleischen mögen – der finsterste, elendeste Mensch, der je einem Leichnam folgte! Er hatte Alice demütigen wollen – aber nicht töten, doch er hatte die zarte Seele einer Frau an sich gerissen, zum Zeitvertreib – und nun war sie tot!

KAPITEL 14. PHOEBES ABSCHIED

Holgrave hatte sich mit der für einen jungen Schriftsteller bezeichnenden Energie und Hingabe in seine Geschichte gestürzt und die dazu geeigneten Passagen drastisch ausgemalt. Nun bemerkte er eine auffallende Schläfrigkeit (nicht zu vergleichen mit jener, die der Leser inzwischen vielleicht verspürt), die seine Zuhörerinnen befallen hatte. So wirkten gewiß die beschwörenden Gesten, mit denen er Phoebe die hypnotische Kraft des Zimmermanns hatte veranschaulichen wollen. Ihre Lider senkten sich über die Augenhöhlen sich für einen Augenblick, fielen wie mit Blei beschwert gleich

wieder zu –, und sie neigte sich leicht gegen ihn und schien fast ihren Atem nach dem seinen zu richten. Holgrave sah sie staunend an, als er seine Blätter zusammenrollte, und stellte das Anfangsstadium jenes seltsamen Geisteszustands fest, den hervorzubringen er in besonderem Maß befähigt war, wie er Phoebe selbst erklärt hatte. Ein Schleier begann sich auf sie zu legen, in dem sie nur noch ihn sehen und einzig nach seinen Gedanken und Gefühlen leben könnte. Der Blick, den er auf das Mädchen heftete, wurde unwillkürlich eindringlicher; seine Haltung verriet ein Machtbewußtsein, das seiner kaum erwachsenen Gestalt eine Autorität verlieh, die ihr sonst fremd war. Es war offensichtlich, daß er mit einer einzigen Handbewegung und Willensanstrengung die völlige Herrschaft über Phoebes noch so mädchenhaft unbeschwerten Geist erlangen konnte und in der Lage wäre, auf dieses gute, unschuldige und arglose Kind einen ebenso gefährlichen und vielleicht verhängnisvollen Einfluß zu nehmen, wie ihn der Zimmermann seiner Geschichte auf die unglückliche Alice erlangt und ausgeübt hatte.

Für einen grüblerischen und doch tatkräftigen Menschen wie Holgrave ist keine Versuchung so groß wie die, den menschlichen Geist beherrschen zu können; und einen jungen Mann könnte nichts mehr verführen als die Aussicht, über das Schicksal eines Mädchens zu bestimmen. Um so mehr dürfen wir – bei allen Mängeln seines Charakters und seiner Ausbildung und trotz seiner Geringschätzung überlieferter Werte und Institutionen – dem Lichtbildner unsere Anerkennung dafür nicht versagen, daß er die seltene und große Tugend besaß, die Persönlichkeit eines anderen Menschen zu achten. Und weil er auf das Schmieden des einen Glieds verzichtete, mit dem er Phoebe wohl vollends an sich gekettet hätte, dürfen wir ihm ein für allemal Vertrauenswürdigkeit zugestehen.

Er hob unmerklich die Hand. «Sie kränken mich in der Tat sehr, meine liebe Miss Phoebe!» rief er mit einem leicht sarkastischen Lächeln. «Es ist nur zu offensichtlich, daß meine arme Geschichte es bei Godey oder Graham nie schaffen wird! Ich hatte gehofft, die Kritiker würden in ihren Artikeln mein überaus brillantes, kraftvolles, einfallsreiches, anrührendes und originelles Erzählen loben, und Sie schlafen ein dabei! Na, dann soll man mit diesen Blättern eben Lampen anzünden – es sei denn, sie wären von meinem Langweilertum schon so durchtränkt, daß sie nicht mehr Feuer fangen können!»

«Ich sei eingeschlafen! Wie können Sie so etwas sagen?» antwortete Phoebe, die so wenig von der eben überstandenen Gefahr ahnte wie ein Kleinkind, das auf einen Abgrund zu gerutscht ist.

«Nein, nein! Ich finde, ich habe sehr gut aufgefaßt, und wenn ich auch nicht mehr alles im einzelnen weiß, bleibt mir doch der Eindruck von großem Unglück und Unheil – also wird die Geschichte bestimmt sehr viel Anklang finden.»

Inzwischen war die Sonne untergegangen und färbte die Wolken hoch oben am Himmel in jenen hellen Tönen, die dort erst einige Zeit nach Sonnenuntergang zu sehen sind, wenn das kräftigere Leuchten am Horizont erloschen ist. Auch der Mond, der schon lange aufgegangen war und diskret seine Scheibe ins Azurblau gemischt hatte – wie ein aufstrebender Populist, der seine ehrgeizigen Absichten verbirgt, indem er den gerade vorherrschenden Ton der Volksmeinung übernimmt –, begann jetzt, auf seiner halben Bahn, als breites Oval aufzuscheinen. Schon waren die silbrigen Strahlen stark genug, um die Beschaffenheit des schwindenden Lichts zu ändern. Sie zeichneten das alte Haus weich und verschönerten sein Aussehen, obwohl die Schatten tiefer in die Winkel der vielen Giebel fielen und unter dem vorstehenden Dachgeschoß und in der halboffenen Tür lasteten. Mit jedem Augenblick wurde der Garten malerischer; die Obstbäume, Sträucher und blühenden Büsche lagen in dunklem Dämmerlicht. Die gewohnten, angestammten Dinge – die am Mittag wirkten, als hätte es hundert Jahre trübes Leben gebraucht, sie anzuhäufen – waren von einem romantischen Zauber verklärt. Hundert wundersame Jahre wisperten im Laub, wenn eine leichte Brise vom Meer herüberwehte und es berührte. Durch das Blätterdach der kleinen Gartenlaube flackerte das Mondlicht, fiel silberhell auf den dunklen Boden, den Tisch, die Rundbank, in stetem Tanz und Wechsel, je nachdem ob die Ritzen und launischen Lücken zwischen den Zweigen den Schimmer einließen oder aussperrten.

So angenehm kühl war die Luft nach dem fiebrigen Tag, daß es war, als sprühe der Sommerabend Tau und flüssiges Mondlicht, gespritzt mit Eis aus einer Silbervase. Da und dort fielen ein paar Tropfen Frische auf ein Menschenherz, machten es wieder jung und mitfühlend mit der ewigen Freude der Natur. Der Lebenssaft traf auch den Künstler und ließ ihn spüren – was er manchmal fast vergaß, so früh schon war er in den harten Kampf Mensch gegen Mensch gestoßen worden –, wie jung er noch war.

«Mir ist», bemerkte er, «als hätte ich nie erlebt, wie ein so schöner Abend kommt, und hätte nie etwas so sehr als Glück empfunden wie eben jetzt. Wie ist die Welt doch gut, in der wir leben! Gut und schön! Und auch wie jung, und nichts ist wirklich morsch und altersschwach darin! Das alte Haus zum Beispiel, das mir mit seinem Gestank nach faulendem Holz manchmal den Atem verschlug! Und dieser Garten, wo die schwarze Erde immer an meinem Spaten klebt, als wäre ich ein Totengräber, der ein Grab aushebt! Könnte ich das Gefühl festhalten, das mich jetzt erfüllt, wäre der Garten jeden Tag jungfräulich, erste zarte Erdenfrische läge im Geschmack der Kürbisse und Bohnen. Und das Haus! – Es wäre wie eine Laube im Paradies, wo die ersten Rosen

blühen, die Gott je schuf. Mondschein und das ihm antwortende Gefühl im Menschenherzen sind die größten Erneuerer und Weltverbesserer. Und wer sonst noch erneuern und verbessern will, guckt in den Mond!»

«Ich war schon glücklicher als jetzt und bestimmt viel froher», sagte Phoebe nachdenklich. «Doch spüre ich die große Zauberkraft im aufgehenden Mond und sehe gerne zu, wie der Tag, so müde er auch ist, nur zögernd Platz macht und es verabscheut, so bald ‹gestern› genannt zu werden. Ich habe sonst nie viel auf Mondschein gegeben. Und ich frage mich, warum er denn heute so schön ist.»

«Das hast du noch nie gespürt?» fragte der Künstler und sah das Mädchen in der Dämmerung eindringlich an.

«Nein, noch nie», antwortete Phoebe, «und jetzt, wo ich es spüre, sieht das Leben nicht mehr wie früher aus. Es kommt mir vor, als hätte ich bisher alles immer am hellen Tag betrachtet oder vielleicht im rötlichen Schein eines munteren Feuers, der durch eine Stube tanzt und hüpfet. Ich Arme!» fügte sie mit einem halbwegs traurigen Lachen hinzu. «Ich werde nie mehr so fröhlich sein wie bevor ich Cousine Hepzibah und den armen Vetter Clifford kannte. Ich bin in der kurzen Zeit viel älter geworden. Älter und hoffentlich weiser und – vielleicht nicht trauriger – aber sicher nicht mehr halb so unbeschwert! Ich habe ihnen meinen Sonnenschein gegeben und habe es gerne getan; aber natürlich kann ich ihn nicht geben und doch behalten. Trotzdem gönne ich ihn den beiden!»

«Du hast nichts verloren, Phoebe, was du hättest behalten sollen – oder behalten können», sagte Holgrave nach einer Pause. «Unsre erste Jugend ist ohne Wert, denn wir nehmen sie erst wahr, wenn sie vorüber ist. Aber manchmal – ich glaube immer, wenn man nicht sehr viel Pech hat – bricht ein Gefühl zweiter Jugend aus einem freudigen Herzen, wenn man verliebt ist oder bei einem anderen großen Lebensfest, wenn es sonst noch eins gibt. Deine Klage über die verlorene, achtlos oberflächliche erste Lebensfreude und das tiefe Glück, wenn die Jugend desto inniger und reicher wiederkommt – beides braucht die Seele, um zu wachsen. Manchmal kommen beide Zustände fast gleichzeitig, und Trauer und Entzücken werden geheimnisvoll eins.»

«Ich glaube, ich verstehe Sie nicht», antwortete Phoebe.

«Kein Wunder», sagte Holgrave lächelnd; «ich habe dir nämlich ein Geheimnis verraten, das ich selber kaum kannte, bevor ich es auszusprechen begann. Vergiß es trotzdem nicht, und wenn seine Wahrheit dir einleuchtet, denk an die Mondscheinszene!»

«Jetzt scheint schon nur noch der Mond, bis auf diesen blaßroten Glanz aus Westen, zwischen den Häusern dort», bemerkte Phoebe. «Ich muß hinein. Cousine Hepzibah kämpft mit den Zahlen und bekommt Kopfschmerzen über der Abrechnung von heute, wenn ich ihr nicht dabei helfe.»

Aber Holgrave hielt sie noch etwas länger auf: «Miss Hepzibah hat mir erzählt, daß Sie in ein paar Tagen aufs Land zurückkehren.»

«Ja, aber nur für kurze Zeit», antwortete Phoebe, «denn einstweilen betrachte ich diesen Ort als mein Zuhause. Ich habe einiges zu erledigen und will mich von meiner Mutter und meinen Freunden richtig verabschieden. Es ist schön, an einem Ort zu wohnen, wo man sehr willkommen ist und sich auch richtig nützlich machen kann, und ich meine, das sei mir hier vergönnt.»

«Und ob, und zwar mehr als Sie glauben», erwiderte der Künstler. «Was es an Gesundem, Angenehmem und Natürlichem in diesem Haus gibt, das verkörpern Sie. Diese Segnungen kamen mit Ihnen und werden wieder vergehen, sobald Sie die Tür hinter sich zumachen. Miss Hepzibah hat durch ihren Rückzug aus der Gesellschaft jeden echten Bezug zu ihr verloren und ist eigentlich tot, obwohl sie sich zu einem Scheinleben aufrafft und mit höchst unerfreulicher grimmiger Miene als Zumutung für die Welt hinter dem Ladentisch steht. Und Ihr armer Vetter Clifford ist auch so ein Mensch, der längst tot und begraben ist und an dem der Gouverneur und sein Rat ein Wunder der Geisterbeschwörung vollbracht haben. Es würde mich nicht wundern, wenn er eines Morgens, nachdem Sie weg sind, einfach zerbröselt und nichts mehr von ihm bleibt als ein Häufchen Staub.

Und Miss Hepzibah wird auf jeden Fall ihr bißchen Schwung verlieren. Sie leben beide um Ihretwillen.»

«Das täte mir sehr leid», antwortete Phoebe ernst. «Aber es stimmt, daß meine bescheidenen Fähigkeiten genau das waren, was sie nötig hatten, und mir liegt sehr an ihrem Wohlergehen – fast wie einer Mutter, seltsamerweise –, so daß ich wünschte, Sie würden mich nicht auslachen! Ich muß Ihnen nämlich gestehen, Mr. Holgrave, daß ich mich manchmal frage, ob Sie es gut oder schlecht mit ihnen meinen.»

«Zweifellos», sagte der Lichtbildner, «interessieren mich die verarmte, altmodische Jungfer von gestern und dieser entwürdigte, zugrunde gerichtete Herr und verhinderte Liebhaber alles Schönen. Und mein Interesse an diesen hilflosen alten Kindern ist durchaus freundlich! Aber Sie ahnen ja nicht, wie anders mein Herz ist als Ihres. Weder drängt es mich, diesen beiden Menschen zu helfen noch sie zu behindern, sondern ich will zuschauen, analysieren und mir das Drama verständlich machen, das

seit zweihundert Jahren schleppend über die Bühne geht, auf der Sie und ich uns jetzt bewegen. Und sollte ich den Ausgang mitverfolgen dürfen, wird es mir in jedem Fall eine Genugtuung sein. Etwas in mir sagt mir, daß das Ende nahe ist. Aber auch wenn die Vorsehung Sie zu Hilfe geschickt hat und mir nur das Vorrecht des neutralen Beobachters einräumt, gelobe ich doch, diesen Unglücklichen zu helfen, soweit ich kann.»

«Ich wünschte, Sie würden deutlicher reden», rief Phoebe verwirrt und ungehalten, «und vor allem, Sie hätten mehr christliche Nächstenliebe! Wie kann man Menschen in Not sehen, ohne den dringlichsten Wunsch, ihnen zu helfen und beizustehen? Sie reden, als wäre dieses alte Haus ein Theater, und Sie schauen dem Unglück von Hepzibah, Clifford und ihren Vorvätern zu wie einer Tragödie von der Art jener Aufführung, die ich im Saal eines Landgasthofs sah, bloß daß diese hier anscheinend nur zu Ihrer Unterhaltung gespielt wird. Das gefällt mir nicht. Das Stück verlangt den Darstellern zuviel ab, und das Publikum ist zu ungerührt.»

«Sie sind streng», sagte Holgrave und war doch gezwungen, viel Wahres in diesem prägnanten Charakterbild zu sehen.

«Außerdem», fuhr Phoebe fort, «was meinen Sie damit, daß Sie das Ende kommen sehen? Wissen Sie denn von neuem Unheil, das meinen armen Verwandten droht? Dann sagen Sie es mir bitte gleich, und ich werde nicht gehen!»

«Verzeihen Sie mir, Phoebe!» sagte der Lichtbildner und streckte die Hand aus, so daß das Mädchen nicht umhin konnte, ihm die ihre zu reichen. «Ich bin irgendwie hellichtig, muß ich gestehen. Das liegt mir im Blut, ebenso wie die Hypnose, was mich vielleicht in den guten alten Zeiten des Hexenglaubens noch an den Galgen gebracht hätte. Aber glauben Sie mir, wenn ich ein Geheimnis kennen würde, dessen Preisgabe Ihren Freunden – die auch die meinen sind – helfen könnte, sollten Sie es erfahren, bevor wir auseinandergehen. Doch ich habe kein solches Wissen.»

«Sie verschweigen etwas!» sagte Phoebe. «Nichts als meine eigenen Geheimnisse», antwortete Holgrave. «Ich sehe zwar, daß Richter Pyncheon immer noch ein Auge auf Clifford hat, an dessen Verderben er so maßgeblich beteiligt war. Seine Beweggründe und Absichten sind mir aber ein Rätsel. Er ist ein entschlossener und unbarmherziger Mann mit dem wahren Charakter eines Inquisitors, und hätte er etwas davon, Clifford zu quälen, glaube ich in der Tat, daß er ihm die Gelenke ausreißen würde. Aber bei all seinem Reichtum und Ansehen – so mächtig und von allen Seiten gestützt, wie er ist –, was kann Richter Pyncheon von dem einfältigen, geächteten, halb umnachteten Clifford zu hoffen oder auch zu befürchten haben?»

«Und trotzdem reden Sie, als ob ein Unglück bevorstehe!» ließ Phoebe nicht locker.

«Ach, ich bin einfach morbid!» antwortete der Künstler. «Mein Wesen hat einen Hang zum Verqueren, wie fast jeder Charakter außer der Ihre. Zudem ist es so seltsam, dieses alte Haus der Pyncheons zu bewohnen und in diesem alten Garten zu sitzen – hören Sie nur Maules Brunnen raunen! –, daß ich mir unwillkürlich vorstellen muß, das Schicksal rüste zur Katastrophe im fünften Akt.»

«Da haben Sie's!» empörte sich Phoebe von neuem, denn Rätsel waren ihr von Natur aus so zuwider wie ein dunkler Winkel dem Sonnenschein. «Sie verwirren mich mehr dennje!»

«Dann wollen wir jetzt als Freunde auseinandergehen!» sagte Holgrave und drückte ihr die Hand. «Oder wenn schon nicht als Freunde, so wollen wir uns trennen, bevor Sie mich ganz und gar hassen. Wo Sie doch sonst alle Welt lieben!»

«Dann leben Sie wohl», sagte Phoebe freimütig. «Ich will Ihnen keineswegs etwas nachtragen, und es täte mir leid, wenn Sie das denken. Aber da steht Cousine Hepzibah schon seit einer Viertelstunde im Schatten des Flurs und findet, ich bleibe zu lange im feuchten Garten. Gute Nacht also, und leben Sie wohl!»

Zwei Tage später hätte man beobachten können, wie Phoebe unter ihrem Strohhut, einen Schal über dem einen Arm und in der anderen Hand eine kleine Reisetasche, von Hepzibah und Vetter Clifford Abschied nahm. Sie sollte an diesem Morgen einen Zug besteigen, der sie zu einem Ort ein halbes Dutzend Meilen von ihrem Dorf entfernt bringen würde.

Die Tränen standen in Phoebes Augen, und der Tau eines liebevoll reuigen Lächelns glitzerte auf ihren frischen Lippen. Sie staunte, wie es geschehen konnte, daß die paar Wochen ihres Lebens in diesem schwermütigen alten Haus derart von ihr Besitz ergriffen hatten und so in ihr ganzes Denken eingeflossen waren, daß sie nun stärker die Erinnerungen an sich zu binden schienen als alles Vorangegangene. Wie war es Hepzibah – grimmig, verschlossen und unfähig, ihre überströmenden Gefühle zu erwidern – gelungen, solche Zuneigung zu gewinnen? Und Clifford – in seinem vorzeitigen Zerfall, vom Rätsel einer dunklen Tat umgeben und mit stickigem Gefängnisdunst in jedem Hauch –, wie konnte er sich in das reinste Kind verwandeln, das Phoebe dazu trieb, es zu behüten und in seinen selbstvergessenen Stunden zu beschützen! Das alles stand ihr in dieser Abschiedsstunde deutlich vor Augen. Wohin sie auch sah und was sie auch berührte, in allem spürte sie ein tränendes Menschenherz.

Sie blinzelte aus dem Fenster in den Garten und empfand mehr Bedauern darüber, diesen ewig von Unkraut überwucherten schwarzen Grund zu verlassen, als Freude beim Gedanken, den Wohlgeruch ihrer Kiefernwälder und grünen Kleefelder wieder zu atmen. Sie lockte Chanticleer, seine beiden Damen und das ehrwürdige Küken und warf ihnen ein paar Krümel vom Frühstückstisch zu. Als sie hastig aufgepickt waren, flatterte das Küken auf und landete dicht neben Phoebe auf dem Fenstersims, wo es sie ernst betrachtete und seinen Gefühlen mit einem Krächzen freien Lauf ließ. Phoebe ermahnte es, während ihrer Abwesenheit brav zu sein, und versprach, ihm ein Säckchen Buchweizen mitzubringen.

«Ach, Phoebe!» stellte Hepzibah fest. «Dein Lächeln ist nicht mehr so frisch wie bei deiner Ankunft! Da wollte das Lächeln von sich aus leuchten, und jetzt willst du, daß es scheint. Gut, dass du für ein Weilchen wieder Heimatluft atmen kannst. Zu vieles hat schwer auf dir gelastet. Das Haus ist zu düster und einsam, der Laden ein einziges Ärgernis, und ich habe auch nicht die Gabe, die Dinge aufzuheitern. Da war der liebe Clifford dein einziger Trost!»

«Komm her, Phoebe», rief ihr Vetter, der den ganzen Morgen schweigsam gewesen war, plötzlich aus. «Komm – ganz nah! – und schau mir ins Gesicht!»

Phoebe umfaßte mit ihren schmalen Händen die beiden Stuhllehnen und neigte ihm ihr Gesicht entgegen, damit er es nach Belieben mustern konnte. Vermutlich hatten die verborgenen Gefühle dieser Abschiedsstunde in gewissem Maß seine benommenen und geschwächten Sinne geschärft. Jedenfalls spürte Phoebe bald, daß er ihr wenn nicht mit tiefem Seherauge, so doch mit prüfendem Blick, jenseits von fraulichem Zartgefühl, ins Herz hineinschaute. Eben noch hätte sie nichts nennen können, was sie hätte verbergen wollen. Aber jetzt, als würde sie sich durch die fremde Wahrnehmung einer eigenen Ahnung bewußt, mußte sie die Lider senken unter Cliffords Blick. Dazu schlug ihr ein Erröten, um so heftiger, als sie es zu unterdrücken suchte, in launischen Wellen bis zur Stirn hinauf.

«Es ist genug, Phoebe», sagte Clifford mit einem schwermütigen Lächeln. «Als ich dich zum ersten Mal sah, warst du das hübscheste Kind auf der Welt, und jetzt bist du zur Schönheit gereift! Das Mädchen ist eine Frau geworden und die Knospe erblüht! Gehetzt! – Und ich fühle mich einsamer denn je.»

So verabschiedete sich Phoebe von dem trostlosen Paar und blinzelte Tau aus den Augen, als sie durch den Laden ging, denn sich Tränen zugestehen und sie mit dem Taschentuch trocknen mochte sie nicht, wenn sie an die kurze Dauer der Trennung dachte und wie unsinnig es also wäre, niedergeschlagen zu sein. Auf der Schwelle begegnete sie dem kleinen Schlingel, von dessen gastronomischen Großtaten in

unserer Erzählung schon die Rede war. Sie entnahm der Auslage ein naturgeschichtliches Exponat – ob es ein Kaninchen oder ein Flußpferd war, konnten ihr die verschleierte Aueen nicht genau sagen – und drückte es dem Kind zum Abschied in die Hand. Da trat eben Onkel Venner, Sägebock und Säge geschultert, aus seiner Tür und schlurfte die Straße hinunter. Es wäre ihm schwergefallen, Phoebe nicht Gesellschaft zu leisten, solange ihr Weg in dieselbe Richtung führte, und sie hätte es trotz seines geflickten Mantels, schäbigen Filzhuts und der sonderbaren Zwilchhose nicht über sich gebracht, ihm davonzulaufen.

«Wir werden Sie am nächsten Sonntagnachmittag vermissen», bemerkte der Straßenphilosoph.

«Es ist unbegreiflich, wie manche Leute einem so selbstverständlich werden können wie der eigene Atem, und – Verzeihung, Miss Phoebe, aber Sie werden es einem alten Mann nicht übelnehmen – genau das ist mir bei Ihnen passiert! Ich habe sehr viele Jahre auf dem Buckel, und dein Leben hat kaum erst begonnen, und doch bist du mir irgendwie so vertraut, als hätte ich dich auf der Schwelle meiner Mutter gefunden und du hättest mir seitdem wie eine Weinrebe auf dem ganzen Weg geblüht. Komm bald wieder, oder ich bin schon auf meiner Farm, denn langsam bekomme ich von all dem Sägen ein wenig zu arge Rückenschmerzen.»

«Sehr bald, Onkel Venner», versprach Phoebe. «So bald wie möglich, Phoebe, auch wegen den beiden armen Seelen da», fuhr ihr Begleiter fort. «Sie schaffen es nie mehr ohne dich – niemals, Phoebe, niemals! –, es ist, als hätte ein Engel Gottes bei ihnen gewohnt und ihr elendes Haus schön und behaglich gemacht! Glaubst du nicht auch, es wäre schlimm für sie, wenn an einem schönen Sommermorgen wie heute der Engel seine Flügel ausbreitet und dorthin zurückfliegt, woher er gekommen ist? Ja, so geht es ihnen jetzt, wo du mit dem Zug wieder nach Hause fährst! Sie können es nicht aushalten, Miss Phoebe, darum mußt du einfach zurückkommen!»

«Ich bin kein Engel, Onkel Venner», lächelte Phoebe, als sie ihm an der Ecke die Hand reichte. «Aber ich glaube schon, man fühlt sich nie so sehr wie ein Engel, als wenn man das bißchen Gutes tut, das man kann. Darum komme ich bestimmt wieder!»

Damit trennten sich der Greis und die zarte Rose, und Phoebe nahm die Flügel der Morgenröte und entfernte sich so rasch wie auf Engelsschwingen, ganz nach Onkel Venners so schmeichelhaftem Bild.

KAPITEL 15. DIE FRATZE UND DAS LÄCHELN

Tagelang hingen Schwere und Düsternis über dem Haus mit den sieben Giebeln. An der ganzen Trübseligkeit von Himmel und Erde sei nicht nur dem unglücklichen Umstand von Phoebes Abreise die Schuld gegeben und darum erwähnt, daß ein Sturm von Osten aufgezogen war und sich darin verausgabte, das dunkle alte Gemäuer mit den finsternen Giebeln trostloser denn je erscheinen zu lassen. Und doch war die Trostlosigkeit draußen nur halb so groß wie im Innern. Dem armen Clifford waren auf einen Schlag all seine bescheidenen Freuden genommen: Phoebe war fort, und kein Sonnenlicht fiel mehr auf den Flur. Beim Anblick des Gartens mit seinen schlammigen Wegen und dem kühlen, tropfenden Grün an der Sommerlaube fröstelte man. Nichts gedieh in den erbarmungslos naßkalten, salzigen Nebelschwaden vom Meer als das Moos zwischen den Dachschindeln und das eben noch halb verdorrte Gestrüpp zwischen den beiden Vordergiebeln.

Hepzibah ihrerseits wirkte nicht nur wie vom Ostwind besessen, sondern schien dieses graue, mürrische Wetter gar in anderer Gestalt zu verkörpern und war der Ostwind selbst, grimmig und garstig im verschossenen Schwarzseidenen und dem Turban, der sich wie Wolken über ihrem Kopf auftürmte. Die Kundschaft im Laden blieb aus, weil das Gerücht umging, sie verderbe ihr Hausbier und andere empfindliche Waren mit ihrer finsternen Miene. Es mochte stimmen, daß die Leute Grund hatten, ihr Benehmen zu beanstanden, aber zu Clifford war sie weder mißmutig noch unfreundlich und ihm auch nicht weniger zugetan denn je, hätte er sich bloß davon rühren lassen. Doch die Vergeblichkeit all ihrer Anstrengungen lähmte die alte Dame. Sie war zu kaum etwas anderem fähig, als stumm in einer Ecke dazusitzen, wenn die nassen Birnbaumzweige gegen die kleinen Fenster schlugen und das Mittagslicht abdunkelten, das ungewollt von Hepzibahs Jammermiene noch mehr verdüstert wurde. Sie konnte nichts dafür. Alle Gegenstände – selbst die alten Stühle und Tische, die schon seit Hepzibahs drei, vierfachem Lebensalter jedes Wetter kannten – wirkten feucht und klamm, als wäre ihnen noch nie so Schlimmes widerfahren. Das Bild des Puritanerobersten schlotterte an der Wand. Das ganze Haus schlotterte, von jedem Dachboden der sieben Giebel bis zum großen Küchenherd hinunter, der desto besser als Sinnbild seines Herzens gelten mochte, als er, obwohl dazu gebaut, keine Wärme spenden konnte, sondern trostlos und leer war.

Um die Lage aufzuheitern, versuchte Hepzibah im Salon Feuer zu machen. Aber der Sturmdämon hielt droben Wache, und wenn ein Flämmchen züngelte, trieb er den Rauch zurück und ließ den rußigen Kaminschlund an seinem eigenen Atem ersticken. Trotzdem saß Clifford in diesem jämmerlichen Sturm vier Tage lang an seinem gewohnten Platz, in einen alten Mantel gehüllt. Als er aber am Morgen des fünften Tags zum Frühstück gerufen wurde, antwortete er nur mit einem kläglichen Seufzen,

das als Weigerung gelten konnte, sein Bett zu verlassen. Seine Schwester machte keinen Versuch, ihn umzustimmen. Nein, so sehr sie ihn auch liebte, hätte Hepzibah die mühselige Pflicht, die ihren beschränkten, hilflosen Fähigkeiten so wenig entsprach, kaum mehr ertragen, einen zwar noch empfänglichen, aber zugrunde gerichteten Geist zu unterhalten, der kritisch und launenhaft war, ohne Wollen und ohne Kraft. So mußte sie wenigstens nicht ganz verzweifeln, wenn sie heute alleine schlotternd im Stuhl sitzen durfte, ohne ständig neuen Schmerz und gegen jede Vernunft einen Stich der Reue zu spüren, wenn ihr Leidensgenosse ruhelos seufzte.

Aber auch wenn Clifford nicht im unteren Stock erschien, hatte er sich anscheinend doch auf die Suche nach Ablenkung begeben. Im Laufe des Vormittags hörte Hepzibah nämlich eine Musik, die sie, da es im Haus mit den sieben Giebeln kein anderes Instrument gab, Alice Pyncheons Cembalo zuschreiben mußte. Sie wußte, daß Clifford in jungen Jahren ein feinsinniges Musikverständnis und ein beträchtliches Talent zum Musizieren besessen hatte. Doch war es kaum vorstellbar, daß er die Gabe, für die tägliches Üben so notwendig ist, in dem Maße bewahren konnte, wie es die lieblich leichte, tieftraurige Melodie verriet, die ihr nun sanft ans Ohr drang. Und daß das Instrument nach langem Schweigen solche Musik hervorbringen konnte, erstaunte sie nicht weniger. Unwillkürlich dachte Hepzibah an die Geistertöne, Vorboten eines Todesfalls in der Familie, die man mit der sagenhaften Alice in Verbindung brachte. Doch sprach es vielleicht für einen weniger geisterhaften Spieler, daß die Saiten nach ein paar Klängen wie von ihrem eignen Beben rissen und die Musik verstummte.

Ein harscherer Ton folgte auf die geheimnisvolle Weise, und der stürmische Tag sollte nicht ohne ein Ereignis enden, das Hepzibah und Clifford selbst den mildesten Hauch vergiftet hätte, in dem je die Kolibris sangen. Der letzte Nachhall von Alice Pyncheons oder vielleicht auch Cliffords Spiel wurde ganz ordinär vom schrillen Mißton der Ladenglocke vertrieben. Das Scharren eines Fußes auf der Schwelle war zu hören und dann ein ziemlich schwerer Tritt. Hepzibah zögerte einen Augenblick und zog den blassen Schal fester um sich, mit dem sie vierzig Jahre lang dem Ostwind getrotzt hatte. Ein besonderes Geräusch jedoch – kein Husten und auch kein Räuspern, sondern ein grollendes, gurgelndes Röcheln in den geräumigen Tiefen einer Brust – schreckte sie auf und gab ihr den Mut der Verzweiflung, den Frauen in größter Not so oft aufbringen. Nur selten aber war der Blick einer Frau so furchterregend wie die Fratze unserer armen Hepzibah. Doch der Besucher zog nur die Tür ruhig hinter sich zu, lehnte seinen Schirm gegen den Ladentisch und begegnete dem Schrecken und Groll, den sein Erscheinen hervorgerufen hatte, mit würdevoll wohlwollender Miene.

Hepzibahs Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Niemand anders als Richter Pyncheon hatte erst vergeblich an der Haustür gewartet und inzwischen den Laden betreten.

«Wie geht es dir, Cousine Hepzibah? – Und wie wirkt sich dieses höchst mißliche Wetter auf unseren armen Clifford aus?» hob der Richter an, und es war wirklich erstaunlich, daß der Ostwind sich von der strahlenden Güte seines Lächelns nicht beschämen oder wenigstens etwas besänftigen ließ.

«Ich hatte keine Ruhe und mußte nochmals kommen, um zu fragen, ob ich zu seinem oder auch deinem Wohlergehen etwas beitragen kann.»

«Du kannst nichts tun», antwortete Hepzibah so gefaßt wie möglich. «Ich kümmere mich um Clifford, und es geht ihm so gut, wie es die Umstände erlauben.»

«Gestatte mir trotzdem den Hinweis, liebe Cousine», fuhr der Richter fort, «daß du – wenn auch aus lauter Zuneigung und Freundlichkeit und mit den allerbesten Absichten – fehlgehst damit, deinen Bruder so abzuschirmen. Warum ihm jedes Mitgefühl und jede Anteilnahme vorenthalten? Ach, Clifford war doch viel zu viel allein. Jetzt sollte er in Gesellschaft gehen und unter Verwandten und alten Freunden sein. Laß mich zum Beispiel nur gleich zu Clifford, und du sollst sehen, wie gut ihm das tut.»

«Du kannst nicht zu ihm», antwortete Hepzibah. «Clifford hütet seit gestern das Bett.»

«Was denn! Wie denn! Ist er krank?» rief Richter Pyncheon aufbrausend; es war, als ob die finstere Stirn des alten Puritaners den Raum verdunkelte. «Nein, so muß und werde ich ihn sehen! Was, wenn er sterben sollte?»

«Er wird nicht sterben», sagte Hepzibah und konnte ihre Bitterkeit nicht länger unterdrücken, «außer er wird in den Tod getrieben von demselben Mann, der dies vor langer Zeit schon versuchte!»

«Cousine Hepzibah», sagte der Richter mit eindringlich ernster Stimme, die sich gar zu weinerlichem Pathos steigerte, «ist es möglich, daß du verkennst, wie ungerecht, unfreundlich und unchristlich dein andauernder Groll gegen mich ist wegen eines Tuns, das mir die Pflicht, mein Gewissen und das Gesetz geboten, auch wenn es für mich nicht gefahrlos war? Was habe ich zu Cliffords Nachteil getan, das ich hätte unterlassen können? Hättest selbst du, seine Schwester, mehr Erbarmen zeigen können, wenn du gewußt hättest, was ich wußte, und dich deswegen gegrämt hättest wie ich? Glaubst du denn, Cousine, daß es mir nicht das Herz zerriß und mich seitdem inmitten allen Wohlstands, mit dem der Himmel mich segnete, umgetrieben hat? Oder daß ich nicht juble in diesem Augenblick, wo der Gerechtigkeit genüge getan ist und es der Gesellschaft zuträglich scheint, daß dieser liebe Verwandte und Jugendfreund, dieser so feinsinnig und wunderbar veranlagte Mensch – daß der so unglückliche Clifford, wollen wir sagen und von Schuld nicht reden – ja, daß unser Clifford dem

Leben und seinen Freuden wiedergegeben ist? Ach, wie wenig kennst du mich, Cousine Hepzibah! Wie wenig kennst du dieses Herz! Es schlägt ihm entgegen!

Kein menschliches Wesen außer dir hat so um ihn geweint, und selbst du hast nicht mehr Tränen vergossen! Auch jetzt siehst du sie fließen. Niemand könnte mit größerer Freude zu seinem Glück beitragen! Prüfe mich, Hepzibah! – Prüfe mich, Cousine – stell den Mann auf die Probe, dem du als Feind Cliffords und deiner selbst begegnet bist! Stell Jaffrey Pyncheon auf die Probe, und du wirst ihn wahrhaftig finden, bis auf des Herzens Grund!»

«Um Himmels willen», rief Hepzibah, die von diesem großartigen Gefühlsausbruch eines grimmigen Charakters nur um so empörter war, «im Namen Gottes, den du lästerst und an dessen Allmacht ich fast zweifeln möchte, wenn er dich solche Falschheiten reden hört, ohne deine Zunge zu lähmen, ich bitte dich inständig, gib diese abscheuliche geheuchelte Zuneigung zu deinem Opfer auf! Du haßt ihn! Sag es frei heraus wie ein Mann! Noch in diesem Augenblick hegst du finstere Absichten gegen ihn in deinem Herzen! Bekenne sie – oder wenn du dir mehr davon versprichst, verbirg sie, bis du triumphieren kannst! Aber sag nie mehr etwas von Liebe zu meinem armen Bruder! Das kann ich nicht ertragen! Ich vergesse noch, was sich für eine Frau gehört! Es treibt mich zum Wahnsinn! Sei still! Kein Wort mehr! Oder ich verachte dich zutiefst!»

Für einmal hatte Hepzibahs Zorn ihr Mut gemacht. Sie hatte geredet. Aber gründeten denn diese unausrottbaren Zweifel an Richter Pyncheons Rechtschaffenheit und die kategorische Weigerung, ihm menschliche Regungen zuzugestehen, auf einer gerechten Würdigung seines Charakters, oder waren sie dem haltlosen Vorurteil dieser Frau zuzuschreiben?

Der Richter war fraglos ein hochangesehener Mann. Die Kirche achtete ihn, der Staat achtete ihn, niemand versagte ihm Anerkennung. In seinem sehr ausgedehnten Bekanntenkreis, sei es als öffentliche oder als Privatperson, gab es niemanden – außer Hepzibah, einen gesetzlosen Phantasten wie den Lichtbildner und vielleicht ein paar politische Gegner –, der ernsthaft erwogen hätte, seinen Anspruch auf einen tadellosen gesellschaftlichen Ruf in Frage zu stellen. Sogar Richter Pyncheon selbst – das sei gerechterweise auch eingeräumt – hegte wohl kaum starke oder häufige Zweifel, ob seine Verdienste seinem beneidenswerten Renommee entsprachen. Sein Gewissen also, das sonst die Rechtschaffenheit eines Menschen am verlässlichsten bezeugt, dieses Gewissen befand sich bis auf die kleine Spanne von vielleicht fünf Minuten auf vierundzwanzig Stunden oder einen gelegentlichen schwarzen Tag im ganzen Jahreslauf im Einklang mit dem Lobgesang der Welt. Aber trotz dieser scheinbar

schlagenden Beweise sollten wir uns davor hüten, einfach anzunehmen, daß der Richter und die beifallnickende Welt recht und die arme Hepzibah mit ihrem eigensinnigen Vorurteil unrecht hatte. Menschlichen Blicken entzogen und von ihm selbst vergessen oder so tief unter einem kunstvoll ausgeschmückten Gebilde betont guter Taten verborgen, daß es ihm im Alltag entgehen konnte, mochte ein böses und häßliches Etwas lauern. Ja, man möchte beinahe behaupten, daß er vielleicht Tag für Tag eine Sünde beging, von der er nicht abließ und die wie das wundersame Blutmal eines Mordes nie versiegte, ohne daß er sich zwingend und jeden Augenblick dessen bewußt gewesen wäre.

Hartgesottene Männern von starkem Willen und energischem Charakter sind solche Irrtümer sehr wohl zuzutrauen. Es sind in der Regel Menschen, für die äußere Formen von größter Bedeutung sind. Auf diesem Feld betätigen sie sich. Sie sind überaus begabt dafür, die großen, schweren, handfesten Nichtigkeiten wie Gold, Ländereien, verdienst- und ehrenvolle Ämter und öffentliche Auszeichnungen an sich zu raffen, zu verwalten und für sich zu behalten. Mit diesen Steinen und öffentlich verrichteten Blendwerken bauen sie Herrschaftshäuser, die andere und dann auch sie als Sinnbild ihres Charakters, ja als ihr zweites Selbst betrachten. Seht den Palast! Seine prächtigen Hallen und Zimmerfluchten sind mit Mosaiken und kostbaren Marmorböden ausgelegt; seine raumhohen Fenster empfangen die Sonne durch reinstes Spiegelglas; die Dachgesimse sind vergoldet, die Decken üppig bemalt, und eine erhabene Kuppel, durch die man von den Fliesen in der Mitte gleichsam ungehindert zum Himmel emporschauen kann, krönt das Ganze. Welch edleres und schöneres Schattenbild könnte ein Mensch von seinem Wesen zeichnen wollen? Doch ach, in einem tiefen, dunklen Winkel – ganz unten, in einem schmalen Schrank, zu dem der Schlüssel fehlt, verriegelt und versperrt –, unter dem Marmorboden in einer stinkenden Pfütze, bedeckt von wunderbarstem Mosaik – da mag ein Leichnam liegen, halb verwest und noch verwesend, der das ganze Schloß mit dem Geruch des Todes füllt! Wer es bewohnt, wird nicht darauf achten, so lange atmet er ihn schon Tag für Tag! Auch die Gäste riechen nur die schweren Düfte, die der Schloßherr beflissen strömen läßt, und den mitgebrachten Weihrauch, den sie freudvoll für ihn verbrennen! Nur manchmal kommt vielleicht ein Seher, vor dessen unheilvoll begabtem Auge das ganze Gebilde sich in Luft auflöst, bis nur der abgeschiedene Winkel bleibt, der zugesperrte Schrank, über dessen vergessener Tür Spinnweben hängen, oder das Todesloch unter dem Boden und drin die Moderleiche. Hier also sollen wir das wahre Sinnbild dieses Charakters suchen und die Tat, die seinem Leben gibt, was daran wirklich ist. Und unter dem blendenden Marmorpalast ist dieser stinkende Tümpel voll Unrat und gar auch Blut – ist dieser heimliche Greuel, über dem er vielleicht achtlos seine Gebete spricht, dieses Menschen erbärmliche Seele!

Wenden wir uns nun gedanklich Richter Pyncheon näher zu, dürfen wir sagen – ohne im mindesten eine so hochangesehene Persönlichkeit anschwärzen zu wollen –, daß es in seinem Leben genügend Glitzerkram gab, um ein weit regeres und empfindlicheres Gewissen zuzudecken und zu ersticken als die Instanz, die den Richter allenfalls plagte. Sein makelloser Ruf als Richter, die treue Erfüllung seiner Bürgerpflicht in verschiedenen Ämtern, die Hingabe an seine Partei und die Unbedingtheit, mit der er ihren Prinzipien oder jedenfalls ihren erklärten Bestrebungen nachlebte, sein bemerkenswerter Eifer als Präsident einer Bibelgesellschaft, seine Unbestechlichkeit als Treuhänder eines Fonds für Witwen und Waisen, seine Taten zum Wohl des Gartenbaus, indem er zwei hochgeschätzte Birnensorten züchtete, wie auch zum Wohl der Landwirtschaft dank des berühmten Pyncheon-Bullen, sein untadeliger Lebenswandel seit langer Zeit, die Strenge, mit der er seinem verschwenderischen und liederlichen Sohn begegnete, den jungen Mann schließlich verstieß und ihm erst in der letzten Viertelstunde vor seinem Tod verzieh, sein Beten morgens und abends wie auch bei Tisch, sein Eintreten für die Abstinenz und seine eigene Beschränkung auf fünf Gläser Sherry täglich seit seinem letzten Gichtanfall, sein blütenweißes Linnen, der schmucke Goldknopf am Stock, der saubere, großzügige Schnitt seines Mantels aus feinem Tuch, samt der ganzen sorgfältigen Eleganz von Kleidung und Auftreten, die ausgesuchte Höflichkeit, mit der er auf der Straße mit einer Verbeugung, mit einem Nicken oder Winken grüßte und den Hut lüftete vor all seinen Bekannten, ob arm oder reich, das Strahlen reinsten Güte, mit dem er die ganze Welt beglücken wollte – wo blieb da Platz für dunkle Schatten in einem Porträt, das solche Züge trug? Dieses gepflegte Gesicht sah er im Spiegel. Dieses einwandfrei geordnete Leben stand ihm Tag für Tag vor Augen. Durfte er da nicht die Rechnung machen und sich und aller Welt sagen: «Ja, das ist Richter Pyncheon!»

Und sollte der Richter auch vor sehr vielen Jahren in früher, unbekümmerter Jugend einen Fehltritt begangen haben – oder sich selbst jetzt durch die Macht der Umstände zu einer fragwürdigen Handlung unter tausend lobenswerten oder jedenfalls unbedenklichen Taten veranlaßt sehen – durfte man ihn dann nach dieser einen notwendigen Tat, jener halbvergessenen Handlung beurteilen und die schöne Lebensbilanz davon verdunkeln lassen? Warum wiegt das Böse so schwer, daß ein Stück so groß wie ein Daumnagel all das Nicht-Böse in der anderen Waagschale aufwiegen könnte! Menschen wie Richter Pyncheon sind angetan von der Waage der Gerechtigkeit, und ein harter, kalter Mann mit dem unglücklichen Hang, selten bis nie nach innen zu schauen und das Spiegelbild der öffentlichen Meinung für sein wahres Ich zu nehmen, gelangt kaum zu echter Selbsterkenntnis, es sei denn durch den Verlust von Wohlstand und Ruf. Krankheit verhilft ihm nicht in jedem Fall dazu, und nicht einmal immer der Tod!

Doch befassen wir uns jetzt mit Richter Pyncheons Verhalten angesichts von Hepzibahs hemmungslosem Zornausbruch. Ohne Vorbedacht und zu ihrem eigenen Erstaunen, ja Entsetzen, hatte sie für einmal dem unerbittlichen Groll freien Lauf gelassen, den sie seit dreißig Jahren gegenüber diesem Verwandten hegte.

Bisher hatte die Miene des Richters milde Nachsicht ausgedrückt – würdevolle und fast sanfte Mißbilligung der unpassenden Heftigkeit seiner Cousine, freimütige Vergebung des erlittenen Unrechts in christlichem Geist. Aber als diese Worte unwiderruflich ausgesprochen waren, wurde sein Blick streng und nahm den Ausdruck von Macht und unbeugsamer Entschlossenheit an, und zwar so unmerklich und wie von selbst, daß es war, als hätte von Anfang an der unerbittliche und nicht der sanftmütige Mann dagestanden. Die Wirkung erinnerte an das Abziehen zartfarbener, luftiger Wolken von der Felsenstirn eines schroffen Bergs, der sogleich in seinem ganzen immerwährenden Grimm erkannt wird. Hepzibah verstieg sich fast zu der Vorstellung, es sei ihr puritanischer Ahnherr und nicht der heutige Richter, vor dem sie ihrem Herzen Luft gemacht hatte. Deutlicher konnte nämlich kein Mensch seine Herkunft verraten als Richter Pyncheon in diesem schicksalhaften Augenblick, in dem man die Ähnlichkeit mit dem Bild im Salon nicht verkennen konnte.

«Cousine Hepzibah», sagte er ganz ruhig, «wir wollen ein Ende machen.»

«Nichts lieber als das!» antwortete sie. «Warum stellst du uns dann weiter nach? Laß doch den armen Clifford und mich in Ruhe. Das ist alles, was wir uns wünschen!»

«Es ist mein Entschluß, Clifford zu sehen, bevor ich dieses Haus verlasse», fuhr der Richter fort. «Benimm dich nicht wie eine Verrückte, Hepzibah! Ich bin sein einziger Freund und vermag alles. Hast du in deiner Ahnungslosigkeit denn nicht begriffen, daß ohne meine Zustimmung, ja meine Anstrengungen, Darlegungen und den Einsatz meines ganzen politischen, amtlichen und persönlichen Gewichts Clifford nie das geworden wäre, was du frei nennst? Du dachtest, seine Freilassung wäre ein Triumph über mich? O nein, liebe Cousine, keineswegs! Ganz im Gegenteil! Sie war das Ergebnis einer lange von mir gehegten Absicht. Ich ließ ihn frei!»

«Du!» antwortete Hepzibah. «Das werde ich niemals glauben! Dir verdanke er den Kerker – und seine Freiheit Gottes Vorsehung!»

«Ich habe ihn freigelassen!» bekräftigte Richter Pyncheon mit größter Gelassenheit. «Und jetzt bin ich hier, um zu entscheiden, ob er seine Freiheit behalten soll. Es wird von ihm selbst abhängen. Zu diesem Zweck muß ich ihn sehen.»

«Niemals! – Er würde noch wahnsinnig!» rief Hepzibah aus, doch mit einem Zögern, das dem scharfen Auge des Richters nicht entging, denn sie traute ihm zwar gar nichts

Gutes zu, wußte aber auch nicht, ob Ergebung oder Widerstand gefährlicher war. «Und warum solltest du diesen unglücklichen, gebrochenen Mann sehen wollen, der kaum noch einen Funken Verstand hat und selbst diesen Rest vor einem lieblosen Blick verbergen wird?»

«Lieblos soll mein Blick nicht sein, wenn das alles ist!» sagte der Richter mit begründetem Zutrauen in seine wohlwollende Ausstrahlung. «Doch du redest sehr freimütig, Cousine Hepzibah, und ganz zur Sache. Jetzt hör zu, und ich sage dir ebenso freimütig, warum ich auf dieser Unterredung bestehe. Als unser Onkel Jaffrey vor dreißig Jahren starb, wies es sich – ob diese Tatsache dir inmitten des aufwühlenden Geschehens überhaupt bewußt wurde, weiß ich nicht –, daß sein vorhandenes Gesamtvermögen weit unter allen Erwartungen lag. Er galt nämlich als steinreich, und niemand zweifelte daran, daß er zu den wohlhabendsten Männern seiner Zeit gehörte. Doch hatte er die Eigenart – und das war gar nicht so dumm –, die Höhe seines Vermögens durch Anlagen weit weg und im Ausland zu verschleiern, vielleicht auch unter fremdem Namen und mit verschiedenen Methoden, mit denen Kapitalisten vertraut sind, die ich hier aber nicht ausführen muß. Durch seinen Letzten Willen hat Onkel Jaffrey, wie du weißt, seinen ganzen Besitz mir vermacht, bis auf dein Recht auf Lebenszeit an diesem alten Familiensitz und dem dazugehörigen verbleibenden Land.»

«Und das willst du uns jetzt auch noch nehmen?» fragte Hepzibah und konnte ihre tiefe Verachtung nicht verbergen. «Ist das der Preis, damit du den armen Clifford in Ruhe läßt?»

«Gewiß nicht, liebe Cousine!» antwortete der Richter mit einem gewinnenden Lächeln. «Du mußt mir im Gegenteil zubilligen, daß ich immer meine Bereitschaft bekundet habe, deine Mittel zu verdoppeln oder zu verdreifachen, wenn du nur von deinem Verwandten eine solche Freundlichkeit annehmen wolltest. Aber nein! Die Sache ist die: Von dem zweifellos namhaften Vermögen meines Onkels kam, wie gesagt, kaum die Hälfte – ja nach meiner festen Überzeugung kein Drittel – nach seinem Tod zum Vorschein. Und ich habe allen Grund zu der Annahme, daß dein Bruder Clifford mir einen Hinweis zum Verbleib des Rests geben kann.»

«Clifford! – Clifford soll von verborgenen Schätzen wissen und es in der Hand haben, dich reich zu machen?» rief die alte Dame fast belustigt bei dieser Vorstellung aus. «Das ist unmöglich! Da täuschst du dich! Das ist ja wirklich zum Lachen!»

«Es ist so gewiß, wie ich hier stehe!» sagte Richter Pyncheon, schlug seinen Stock mit dem Goldknauf gegen den Boden und stampfte auf dazu, als wollte er seiner

Überzeugung mit dem ganzen beträchtlichen Gewicht seiner Person Nachdruck verleihen. «Clifford hat es mir selber gesagt!»

«Nein, nein!» rief Hepzibah ungläubig aus. «Da träumst du, Vetter Jaffrey!»

«Ich gehöre nicht zu den Träumern», antwortete der Richter ruhig. «Ein paar Monate, bevor mein Onkel starb, rühmte sich Clifford, den Schlüssel zu unermeßlichem Reichtum in der Hand zu haben. Er wollte mich damit ärgern und meine Neugier wecken, das weiß ich wohl. Aber aufgrund meiner deutlichen Erinnerung an die Einzelheiten unseres Gesprächs bin ich fest überzeugt, daß er die Wahrheit sagte. Clifford kann mir, wenn er will – und er muß wollen –, sogleich Auskunft geben, wo das Dokument, die Urkunden und Beweise, in welcher Form auch immer, zu finden sind, die zu Onkel Jaffreys fehlendem Reichtum führen. Er kennt das Geheimnis. Es war nicht müßige Prahlerei. Was er sagte, war so direkt, nachdrücklich und detailliert, daß man hinter der Geheimnistuerei solide Tatsachen spürte.»

«Aber was hätte Clifford damit erreichen können, so lange zu schweigen?» fragte Hepzibah. «Eine schlechte Regung unserer sündhaften Natur», antwortete der Richter und verdrehte die Augen. «Er betrachtete mich als seinen Feind und sah in mir den Grund seiner tiefen Beschämung, akuten Todesgefahr und seines unumstößlichen Verderbens. Es war darum kaum wahrscheinlich, daß er mir aus dem Kerker mit Nachrichten dienen wollte, die mir zu einem noch höheren Platz auf der Leiter des Wohlstands verhelfen würden. Aber jetzt ist der Augenblick da, wo er sein Geheimnis preisgeben muß.»

«Und wenn er sich weigert?» fragte Hepzibah. «Oder – wie ich fest glaube – gar nichts von diesem Reichtum weiß?»

«Meine liebe Cousine», sagte Richter Pyncheon mit einer Ruhe, die bei ihm bedrohlicher als jede Gewalt wirkte, «seit dein Bruder zurück ist, habe ich in weiser Voraussicht, wie sie sich für einen nahen Verwandten und natürlichen Vormund eines Menschen in seiner Lage ziemt, sein Verhalten und seine Gewohnheiten andauernd und sorgfältig überwachen lassen. Eure Nachbarn können alles bezeugen, was im Garten vor sich ging. Der Metzger, der Bäcker, der Fischhändler, ein paar Kunden deines Ladens und viele alte Klatschbasen haben mir manche Geheimnisse eures häuslichen Lebens zugetragen. Und noch mehr Leute - ich selbst auch - haben seine Verrücktheiten am Bogenfenster beobachtet. Tausende sahen vor ein oder zwei Wochen zu, als er sich auf die Straße hinunterwerfen wollte. Aufgrund all dieser Aussagen muß ich widerstrebend und mit größtem Kummer befürchten, daß Cliffords leidiges Geschick seinen nie sehr robusten Verstand so stark angegriffen hat, daß man ihn nicht mehr unbeaufsichtigt lassen darf. Da bleibt, wie du einsehen wirst, nur die

Wahl – und ob es dazu kommt, wird ganz von meinem genannten Vorhaben abhängen –, ihn wohl für den Rest seines Lebens in einer öffentlichen Anstalt für Menschen in seinem beklagenswerten Geisteszustand zu verwahren.»

«Das kann nicht dein Ernst sein!» kreischte Hepzibah.

«Sollte mein Vetter Clifford», fuhr Richter Pyncheon völlig ungerührt fort, «aus reiner Boshaftigkeit und Haß auf eine Person, die ihm natürlicherweise lieb sein sollte – eine Gemütsverirrung, die übrigens oft auf Geisteskrankheit schließen läßt –, sollte er also die für mich so wichtige Auskunft verweigern, obwohl er sie zweifellos geben kann, werde ich darin den noch fehlenden letzten Beweis für seine Unzurechnungsfähigkeit sehen. Und du kennst mich zu gut, Cousine Hepzibah, um daran zu zweifeln, daß ich, wenn ich mir einmal sicher bin, welchen Weg mein Gewissen mir auferlegt, auch daran festhalten werde.»

«O Jaffrey – Vetter Jaffrey!» rief Hepzibah nicht leidenschaftlich, sondern nur traurig aus, «du und nicht Clifford bist krank im Geist! Du hast vergessen, daß eine Frau deine Mutter war, daß du selber Geschwister und eigene Kinder hattest! Daß es je etwas wie menschliche Zuneigung und menschliches Mitleid gab in dieser elenden Welt! Wie hättest du sonst im Traum an so etwas denken können? Du bist nicht mehr jung, Vetter Jaffrey! Nein, auch nicht mittleren Alters, sondern schon ein alter Mann! Das Haar auf deinem Kopf ist grau!

Wie viele Jahre hast du noch zu leben? Bist du denn nicht reich genug für diese kurze Zeit? Wirst du noch Hunger leiden, bevor du stirbst? Wird es dir an Kleidern mangeln oder an einem schützenden Dach über dem Kopf? Nein, mit der Hälfte dessen, was du schon hast, könntest du in teuren Speisen und Weinen schwelgen, ein doppelt so prächtiges Haus als dein jetziges bewohnen, der Welt noch viel mehr imponieren – und deinem einzigen Sohn trotzdem solche Reichtümer hinterlassen, daß er die Stunde deines Todes preist! Also warum mußt du etwas so furchtbar Grausames tun! Etwas so Verrücktes, daß ich gar nicht weiß, ob ich es böse nennen soll! Ach, Vetter Jaffrey, dieser harte, raffsüchtige Sinn liegt uns seit zweihundert Jahren im Blut! Du tust nur auf andere Weise wieder, was dein Ahnherr schon getan hat, und gibst den von ihm ererbten Fluch an deine Nachkommen weiter!»

«Rede um Himmels willen vernünftig, Hepzibah!» rief der Richter mit jener Ungeduld, die ein verständiger Mann natürlicherweise empfindet, wenn er in geschäftlichen Dingen solchen Unsinn anhören muß. «Ich habe dir meinen Entschluß mitgeteilt und lasse mich nicht davon abbringen. Clifford muß sein Geheimnis preisgeben oder die Folgen tragen. Und er soll sich rasch entscheiden, denn ich muß

mich heute morgen noch um Verschiedenes kümmern und gebe dann ein wichtiges Essen für meine politischen Freunde.»

«Clifford hat kein Geheimnis!» antwortete Hepzibah. «Und Gott wird nicht zulassen, daß du dein Vorhaben ausführst.»

«Wir werden sehen», erwiderte der Richter unbeeindruckt. «Und jetzt überlege, ob du Clifford rufen magst, damit diese Sache unter vier Augen freundschaftlich geregelt werden kann, oder ob du mich zu härteren Maßnahmen zwingen willst, von denen absehen zu können ich mich überaus glücklich schätzen würde. Es liegt ganz an dir.»

«Du bist stärker als ich», sagte Hepzibah nach kurzem Nachdenken, «und du kennst in deiner Stärke kein Mitleid! Jetzt ist Clifford nicht wahnsinnig, doch das Gespräch, auf dem du bestehst, könnte ihn noch in den Wahnsinn treiben. Aber ich kenne dich und finde es trotzdem am besten, wenn du selber zum Schluß kommst, daß er kein kostbares Geheimnis verschweigt. Ich werde Clifford also rufen. Sei gnädig mit ihm! Viel gnädiger, als dein Herz es von dir will! Denn Gott schaut auf dich, Jaffrey Pyncheon!»

Der Richter folgte seiner Cousine aus dem Laden, wo dieses Gespräch stattgefunden hatte, in den Salon und ließ sich schwer in den großen Ahnensessel sinken. Viele Pyncheons hatten schon in seiner Umarmung geruht: erhitzte Kinder nach ihrem Spiel; junge Männer in Liebesträumen, sorgenvolle Erwachsene und von den Jahren gebeugte Alte – alle waren sie hier in Gedanken, Schlummer und in noch tieferen Schlaf versunken. Es hieß schon lange, auch wenn es sich nicht beweisen ließ, daß dies noch derselbe Stuhl war, in dem der früheste neuenglische Vorfahre des Richters – das Vorbild des Porträts an der Wand – einst als Toter gesessen und die vielen erlauchten Gäste stumm und grimmig empfangen hatte. Mag sein – auch wenn wir ihm nicht ins Herz blicken –, daß seit dieser unheilvollen Stunde bis jetzt kein Mann müder und trauriger in diesen Stuhl gesunken war als derselbe Richter Pyncheon, der uns eben noch so unbeugsam und entschlossen erschien. Bestimmt hatte es ihn nicht wenig gekostet, daß er seine Seele so gepanzert hatte. Solche Ruhe verlangt den Starken mehr ab als den Schwachen Gewalt. Und noch wartete eine schwere Aufgabe auf ihn. Denn es war doch wohl keine Kleinigkeit – im Nu vorbereitet und im Handumdrehen bewältigt –, daß er nach dreißig Jahren einem lebendig Begrabenen begegnen und dem auferweckten Verwandten ein Geheimnis entreißen oder ihn erneut lebendig begraben mußte?

«Hast du etwas gesagt?» fragte Hepzibah und drehte sich auf der Schwelle des Salons nochmals um, denn ihr war, als hätte der Richter einen Laut von sich gegeben, den sie

nur zu gerne als plötzliches Nachgeben verstehen wollte. «Ich dachte, du hättest mich zurückgerufen.»

«Nein, nein!» antwortete Richter Pyncheon schroff, während seine gefurchte Stirn sich im Schatten des Zimmers fast schwarzrot verfärbte. «Warum sollte ich dich zurückrufen? Die Zeit rast! Geh Clifford jetzt holen!»

Der Richter hatte seine Uhr aus der Westentasche gezogen und hielt sie nun in der Hand, um zu prüfen, wie lange es dauerte, bis Clifford erschien.

KAPITEL 16. CLIFFORDS KAMMER

Nie war der armen Hepzibah das alte Haus so trostlos erschienen wie auf ihrem jammervollen Botengang. Es wirkte sonderbar, und als sie durch die ausgetretenen Korridore schritt, eine irrwitzige Tür nach der anderen öffnete und die knarrende Treppe erklimmte, blickte sie sich wehmütig und ängstlich um. Es hätte sie in ihrer Erregung nicht erstaunt, das Kleiderrascheln Toter hinter oder neben sich zu hören und bleiche Gesichter zu sehen, die sie auf dem Treppenabsatz erwarteten. Sie war ganz aufgewühlt von dem heftigen und fürchterlichen Auftritt, den sie eben durchgestanden hatte. Ihre Unterredung mit Richter Pyncheon, der in Gestalt und Wesen dem Familiengründer so ähnlich war, hatte die bedrückende Vergangenheit heraufbeschworen. Das Herz war ihr schwer davon. Was sie von sagenhaften Tanten und Großmüttern zum wechselnden Geschick der Pyncheons gehört hatte – Geschichten, die bisher in ihrer Erinnerung von der Wärme des Kaminfeuers durchglüht gewesen waren –, trat nun düster, greulich und kalt vor sie hin, wie es meist geschieht, wenn man Ereignisse einer Familiengeschichte schwermütig bedenkt. Sie schien kaum mehr zu sein als eine einzige Katastrophe, die sich über Generationen nach demselben Grundmuster abspielte und nur da und dort in ihrem Erscheinungsbild ein wenig abwich. Aber jetzt war es Hepzibah, als stünden sie drei – der Richter, Clifford und sie selbst – davor, der Chronik des Hauses ein Blatt hinzuzufügen, das sich in seinem kühnen Entwurf von Unrecht und Leid von allen anderen unterschied. So kommt es, daß erlebtes Leid eine Besonderheit und Einmaligkeit annimmt, die es nach einer Weile unweigerlich einbüßt und zu dem eintönigen Grau verblaßt, das für ernste wie frohe Ereignisse der Vergangenheit dasselbe ist. Nur für recht kurze Zeit scheint etwas bemerkenswert oder erschreckend – und diese Wahrheit ist bitter und tröstlich zugleich.

Doch Hepzibah konnte sich nicht von der Vorahnung befreien, daß etwas Unerhörtes im Gange war und bald vollendet sein würde. Ihre Nerven flatterten. Unwillkürlich

blieb sie vor dem Bogenfenster stehen und sah auf die Straße hinaus, um das Dauerhafte der Dinge da draußen zu erfassen und so den Taumel und die Erschütterung zu dämpfen, von denen ihre nächste Umgebung ergriffen war. Fast entsetzt stellte sie fest, daß alles war wie am Tag zuvor und an unzähligen anderen Tagen, bis auf den Wechsel von Sonne zu Sturm. Ihre Augen wanderten von Tür zu Tür die Straße hinunter, über die nassen Gehsteige mit den Pfützen in Senken, die man erst sah, wenn sie voll Wasser standen. Sie kniff ihre trüben Pupillen angestrengt zusammen, um ein bestimmtes Fenster besser zu erkennen, wo sie halb sah und halb ahnte, daß eine Näherin an der Arbeit saß. Über den großen Abstand hin suchte Hepzibah die Nähe der Unbekannten. Dann zog eine eilige Chaise ihren Blick an, und sie betrachtete das naß glänzende Verdeck und die spritzenden Räder, bis das Gefährt um die Ecke gebogen war und ihren vor Entsetzen und Kummer wie gelähmten Geist nicht weiter tragen wollte. Als die Chaise verschwunden war, gestand sie sich ein weiteres Zögern zu, denn jetzt erschien der gute Onkel Venner in seinem geflickten Mantel und humpelte ächzend die Straße herunter, weil ihm der Ostwind in die Knochen gefahren war. Hepzibah wünschte, er käme noch langsamer voran und würde ihre fröstelnde Einsamkeit ein wenig länger trösten. Alles, was sie der elenden Gegenwart entreißen, ihr menschliche Wesen zur Seite stellen und den unvermeidlichen Gang, der ihr bevorstand, noch etwas hinauszögern konnte – jeder Aufschub war ihr willkommen, denn neben den Leichtherzigen suchen die Schwermütigen die Zerstreung am meisten.

Hepzibah verzagte fast vor ihrem eigenen Schmerz und noch viel mehr vor jenem, den sie Clifford zufügen mußte. Bei seiner zarten Natur, die von seinem früheren Unglück schon so erschüttert war, konnte es wohl nur sein Verderben bedeuten, ihn vor den gnadenlos unbeugsamen Mann zu bringen, der das Verhängnis seines Lebens gewesen war. Selbst ohne bittere Erinnerungen oder eine gegenwärtige Streitsache wäre sein natürlicher Ekel vor dem bulligen Schwergewicht für das empfindsamere Gemüt verheerend gewesen. Als würde man eine gesprungene Porzellanvase gegen eine Granitsäule werfen.

Nie zuvor hatte Hepzibah den machtvollen Charakter ihres Veters Jaffrey so ganz ermessen können – die Macht seines Verstands, seiner Willenskraft und auch jene, die er öffentlichem Wirken und seinem, wie sie fand, rücksichtslosen Verfolgen eigennütziger Zwecke mit üblen Mitteln verdankte. Und daß Richter Pyncheon sich täuschte, wenn er bei Clifford ein Geheimnis vermutete, machte alles nur noch schlimmer. Wenn so zielstrebige und meist scharfsinnige Männer einmal einem Irrtum erliegen, keilen sie ihn so sehr zwischen den Gewißheiten ein, daß er kaum leichter aus ihren Köpfen zu reißen ist als eine Eiche aus dem Boden. Wenn der Richter also

etwas Unmögliches von Clifford verlangte, war dies gewiß dessen Untergang. Denn was sollte in den Klauen eines solchen Menschen aus Cliffords zartem, poetischem Gemüt werden, dem nie etwas Schwierigeres hätte bestimmt sein dürfen, als ein dem Schönen geweihtes Leben nach den fließenden Rhythmen der Musik zu führen? Ach, was war jetzt schon aus ihm geworden? Gebrochen! Zerstört! Fast ganz vernichtet! Und bald am Ende!

Flüchtig fuhr Hepzibah der Gedanke durch den Kopf, ob Clifford nicht tatsächlich, wie der Richter vermutete, von dem verschwundenen Vermögen ihres verstorbenen Onkels wußte. Ein paar vage Andeutungen ihres Bruders fielen ihr ein, die man – wäre die Annahme nicht völlig widersinnig – so hätte verstehen können. Da war von Reisen und Wohnsitz im Ausland die Rede gewesen und von einem glanzvollen Leben in der Heimat geträumt worden; alles großartige Luftschlösser, die nur mit grenzenlosem Reichtum hätten Gestalt annehmen können. Hätte Hepzibah über solchen Reichtum verfügen können, wie gerne hätte sie ihn ihrem hartherzigen Verwandten gegeben und Clifford damit Freiheit und Schutz in diesem erbärmlichen alten Haus erkauft! Doch sie war überzeugt, daß die Phantasien ihres Bruders so unbegründet und wirklichkeitsfremd waren wie die Zukunftsträume eines Kindes, das zu Füßen der Mutter auf seinem Schemel sitzt. Clifford verfügte nur über Rauschgold, und das war nicht von der Güte, Richter Pyncheon zufriedenzustellen!

Gab es denn keine Hilfe in ihrer Not? Seltsam, daß es keine geben sollte, wo doch eine ganze Stadt um sie war. Es wäre ganz einfach, das Fenster aufzureißen und einen Schrei auszustoßen, der so beklemmende Pein verriet, daß alle zu Hilfe kämen, weil sie sofort erkannten, daß hier eine Menschenseele in höchster Not schrie. Doch wie absurd und fast lächerlich – und trotzdem diese wahnwitzige Welt beherrschend, fand Hepzibah – war das Verhängnis, daß jeder Hilfewillige, und sei es in bester Absicht, der stärkeren Seite beistehen würde! Macht und Unrecht vereint ziehen wie aufgeladenes Eisen magnetisch an. Da stünde Richter Pyncheon – eine öffentliche Person, hochangesehen und äußerst wohlhabend, ein Menschenfreund, Kongreßabgeordneter, Mann der Kirche und sonst allem verpflichtet, was zu einem guten Namen verhilft – und blendete so mit seinen Verdiensten, daß selbst Hepzibah über ihre Gewißheit, daß diese Rechtschaffenheit hohl war, erschrecken mußte. Da stünde also der Richter auf der einen Seite! Und wer stand auf der anderen? Der schuldig gesprochene Clifford! Einst von allen verhöhnt und noch in der verblaßten Erinnerung geächtet!

Aber trotz ihrer Einsicht, daß der Richter jeden menschlichen Beistand auf sich ziehen würde, war Hepzibah eigenes Handeln so wenig gewohnt, daß irgendein Rat sie zu allem hätte bewegen können. Die kleine Phoebe Pyncheon hätte nicht einmal zu raten

brauchen, ihre mitfühlende Lebhaftigkeit hätte genügt, um das Geschehen aufzuhellen. Da fiel Hepzibah der Künstler ein. Er war nur ein junger Fremder, ein unsteter Abenteurer, und doch hatte sie in ihm eine Kraft gespürt, die sich in einer solchen Krise bewähren mochte. Mit diesem Gedanken entriegelte sie eine von Spinnweben verhangene, lange nicht mehr benutzte Tür, die von ihrem eigenen Hausteil zu dem Giebel führte, wo der herumziehende Lichtbildner sich vorläufig eingerichtet hatte. Er war nicht da. Nur ein aufgeschlagenes Buch auf dem Tisch, mit dem Buchrücken nach oben; beschriebene Blätter und ein angefangener Bogen; eine Zeitung und ein paar Geräte, die er für seinen derzeitigen Beruf brauchte, sowie mehrere Bilder, die er verworfen hatte, weckten den Eindruck, er sei ganz in der Nähe. Dabei war der Künstler, wie Hepzibah hätte wissen können, zu dieser Tageszeit in seinem Studio. Mit beiläufiger Neugier, die durch ihre schweren Gedanken irrlichterte, sah sie auf ein Bild und begegnete Richter Pyncheons grimmigem Blick! Das Schicksal starrte ihr ins Gesicht. Trostlose Verzweiflung im Herzen gab sie ihre erfolglose Suche auf. In all den einsamen Jahren zuvor hatte sie niemals so stark gespürt, was es hieß, alleine zu sein. Als stünde das Haus in einer Wüste oder wäre durch einen Zauber für alle, die in der Nähe wohnten oder daran vorübergingen, unsichtbar, so daß jegliches Unglück, ein kläglicher Unfall oder ein Verbrechen, darin möglich war, ohne daß Hilfe kommen konnte. In ihrem Schmerz und verletzten Stolz hatte Hepzibah ihr Leben damit zugebracht, Freunde fernzuhalten, und hatte mutwillig auf den Beistand verzichtet, den die Geschöpfe nach Gottes Plan voneinander ersehnen, was sie nun damit büßte, daß Clifford und auch sie selbst um so leichter ihrem Verwandten und Feind erliegen mußten. Wieder am Bogenfenster hob sie ihre Augen – blickte die arme, stirnrunzelnde, kurzsichtige Hepzibah zum Himmel! – und rang darum, ein Gebet durch die dichte graue Mauer emporzusenden. Die Wolken waren aufgezogen wie als Sinnbild der großen, dräuenden Last menschlicher Sorgen, Zweifel, Verirrung und kühler Gleichgültigkeit, die über der Erde lag und den Himmel versperrte. Ihr Glaube war zu schwach und ihr Gebet zu schwer, um sich emporzuschwingen. Es fiel ihr wie Blei aufs Herz zurück und traf sie mit der trostlosen Gewißheit, daß die Vorsehung sich nicht um die kleinen Übeltaten unter den Menschen kümmerte und auch die unbedeutende Pein einer einsamen Seele nicht linderte, sondern ihre Gerechtigkeit und Güte in einem einzigen überströmenden Glanz wie die Sonne über die halbe Welt ausgoß. Sie war so groß, daß sie wie nichts war. Doch Hepzibah erkannte nicht, daß, wie ein warmer Sonnenstrahl in jede Hütte leuchtet, ein Strahl fürsorglicher Liebe auf jede Not trifft und Gott sich ihrer erbarmt.

Als sie schließlich keinen Vorwand mehr fand, um die Qual, die sie Clifford bereiten mußte, hinauszuzögern – was der wahre Grund ihres Verweilens am Fenster, der Suche nach dem Künstler und selbst des gescheiterten Gebets war –, und sie schon

befürchtete, Richter Pyncheon da unten würde gleich ärgerlich nach ihr rufen, schlich sie, ein einziges bleiches Bild des Jammers in erbarmenswerter Frauengestalt, mit fast starren Gliedern langsam, ganz langsam zur Tür ihres Bruders und klopfte.

Es kam keine Antwort!

Wie hätte das auch sein können? Ihre zittrige Hand, deren Wollen im Tun verzagte, hatte so schwach angeklopft, daß wohl kaum ein Ton nach drinnen gelangt war. Sie klopfte wieder. Immer noch keine Antwort! Und das war auch nicht verwunderlich, denn sie hatte mit der ganzen Kraft ihres pochenden Herzens geklopft und über geheimnisvolle Schwingungen ihr eigenes Entsetzen in das Rufzeichen gelegt. Bestimmt bohrte Clifford sein Gesicht ins Kissen und zog sich das Laken über den Kopf wie ein erschrockenes Kind um Mitternacht. Sie klopfte ein drittes Mal, drei regelmäßige, sanfte, aber vernehmliche und bedeutungsvolle Schläge, denn so sehr wir uns auch verstellen, spielt die Hand auf dem toten Holz doch die Musik unserer Gefühle.

Clifford gab keine Antwort.

«Clifford! Lieber Bruder!» rief Hepzibah. «Soll ich hereinkommen?»

Stille.

Zwei-, dreimal oder noch öfter wiederholte Hepzibah seinen Namen, bis es ihr schien, ihr Bruder schlafe doch ungewöhnlich tief, und sie das Zimmer betrat und leer fand. Wie und wann konnte er es ohne ihr Wissen verlassen haben?

War es möglich, daß er trotz des stürmischen Wetters die Eintönigkeit drinnen nicht mehr ertragen und wie üblich Zuflucht im Garten gesucht hatte, wo er nun im wenig tröstlichen Schutz der Sommerlaube fror? Sie schob hastig ein Fenster hoch, streckte den Kopf unter dem Turban und ihre hagere Gestalt bis zur Hälfte hinaus und spähte in alle Winkel des Gartens, so gut es ihre trüben Augen erlaubten. Bis in die Laube hinein sah sie und auch bis zur Rundbank, auf die es vom Dach herab tropfte. Es saß niemand darauf. Clifford war nicht in der Nähe, es sei denn, er wäre – und fast glaubte Hepzibah es für einen Augenblick – unter jenes große, nasse Gestrüpp gekrochen, wo die Kürbisranken ein altes, nachlässig gegen den Zaun gelehntes Holzgitter überwucherten, und hielt sich dort hinter den üppigen Blättern versteckt. Doch nein, dort war er nicht, denn unter Hepzibahs Augen schlich ein absonderlicher alter Kater darunter hervor und stolzierte durch den Garten. Wiederholt steckte er prüfend die Nase in die Luft und lief dann wieder auf das Salonfenster zu. Sei es bloß wegen dieser kätzig verstohlenen Neugier oder weil sie bei dem Tier mehr als die übliche Durchtriebenheit vermutete, jedenfalls wollte die alte Dame den Eindringling

vertreiben und warf einen Fensterstift nach ihm. Der Kater starrte wie ein ertappter Dieb oder Mörder zu ihr herauf und floh. Andere Lebewesen waren im Garten keine zu sehen. Chanticleer und seiner Familie hatte es wohl vor dem unaufhörlichen Regen gegraut, so daß sie ihre Stange nicht verlassen hatten, oder sie hatten das Nächstbeste getan und waren zeitig wieder dorthin zurückgekehrt. Hepzibah schloß das Fenster.

Aber wo war Clifford denn? Konnte es sein, daß er die Gegenwart seines bösen Feindes gespürt und sich, während der Richter und Hepzibah im Laden redeten, die Treppe hinuntergestohlen, leise die Haustür entriegelt hatte und auf die Straße entflohen war? Kaum hatte sie dies gedacht, sah sie die runzlige und doch kindliche graue Gestalt im altmodischen Hauskleid schon vor sich: wie ein Zerrbild des Selbst aus einem bösen Traum, auf das die Leute starren. So würde die Jammergestalt ihres Bruders durch die Stadt irren, alle Blicke auf sich ziehen und Staunen und Abscheu erregen wie ein Geist, vor dem man sich desto mehr graut, weil er am Mittag erscheint. Von den Jüngeren, die ihn nicht kannten, würde er Spott ernten und von den paar Alten, die sich an die einst vertrauten Züge erinnern mochten, um so schmerzlicheren Hohn und Verachtung! Den Straßengebengeln wäre er ausgeliefert, denen nichts mehr heilig und schön ist, die kein Erbarmen mit den Unglücklichen kennen und so wenig empfänglich sind für die Erhabenheit, die das Leid in Menschengestalt adelt, als hätten sie alle den Teufel zum Vater! Verletzt von ihrem Gespött, ihrem schrillen Geschrei und grausamen Gelächter, beleidigt vom pöbelhaften Dreck, mit dem sie nach ihm warfen, oder womöglich schlicht überwältigt von seiner ungewohnten Lage, selbst wenn niemand ihn auch nur mit einem achtlosen Wort bedrängte – was Wunder, wenn Clifford dann etwas ganz Unsinniges tat, das man gewiß für Wahnsinn hielte? Und schon wäre Richter Pyncheons teuflischer Plan aufgegangen!

Dann dachte Hepzibah daran, daß die Stadt fast ganz von Wasser umschlossen war. Die Kais erstreckten sich weit in den Hafen hinaus und waren bei diesem garstigen Wetter von den Kaufleuten, Arbeitern und Matrosen verlassen, die sich sonst auf ihnen drängten: Mauern der Einsamkeit, an deren Nebelbändern die Schiffe mit Bug und Kiel vertäut waren. Sollten seine ziellosen Schritte ihren Bruder dorthin tragen und er sich nur einen Augenblick über die tiefe schwarze Flut beugen, würde er darin nicht den sicheren Hort entdecken, wo er mit einem einzigen Schritt oder dem leisesten Nachgeben des Körpers dem Zugriff seines Verwandten für immer entzogen wäre? Welche Versuchung! An seinen drückenden Sorgen zugrunde gehen! Samt seiner bleischweren Last versinken und nie wieder auftauchen!

Dieses Schreckensbild überwältigte Hepzibah. Und wenn selbst Jaffrey Pyncheon ihr helfen mußte! Sie lief kreischend die Treppe hinunter. «Clifford ist weg!» rief sie. «Ich

kann meinen Bruder nicht finden! Hilf, Jaffrey Pyncheon! Sonst geschieht ihm ein Unglück!»

Sie stieß die Salontür auf. Aber die Baumschatten über den Fenstern, die vom Ruß geschwärzte Decke und die dunkle Eichentäfelung der Wände ließen zu wenig Tageslicht ein, als daß Hepzibahs getrübler Blick die Gestalt des Richters deutlich hätte erkennen können. Immerhin war sie sicher, daß sie ihn im Ahnensessel nahe der Raummitte sitzen sah und sein Gesicht leicht von ihr weggedreht einem Fenster zugewandt war. Ein solch robustes Nervenkostüm ist Männern wie Richter Pyncheon eigen, daß er sich womöglich nicht mehr als einmal gerührt hatte, seit sie gegangen war, und mit dem ihm eigenen Ingrimms in seiner zufälligen Ausgangspose Haltung bewahrte.

«Ich sage dir, Jaffrey», rief Hepzibah ungeduldig und wandte sich von der Salontür ab, um in anderen Räumen nachzusehen, «mein Bruder ist nicht in seiner Kammer! Du mußt mir beim Suchen helfen!»

Aber Jaffrey Pyncheon war nicht der Mann, der sich von einer hysterischen Frau ohne Rücksicht auf seinen würdevollen Charakter oder seine beachtliche Statur aus einem Sessel scheuchen ließ. Immerhin hätte er sich bei seinem eigenen Interesse an der Sache etwas bereitwilliger rühren können.

«Hörst du mich, Jaffrey Pyncheon?» schrie Hepzibah, als sie sich nach erfolgloser Suche wieder der Salontür näherte. «Clifford ist weg!»

In diesem Augenblick regte sich etwas drinnen, und Clifford selbst erschien auf der Schwelle! Sein Gesicht war unnatürlich blaß, so totenblaß, daß Hepzibah trotz des verschwommenen Halbdunkels im Flur seine Züge erkennen konnte, als ob sie alleine beleuchtet wären. Das Feuer ihres lebhaften Blicks schien schon zu genügen, um sie zu erhellen; es lag ein Ausdruck von Hohn und Spott darin, der sich auch in seiner Geste fand. Er kehrte sich von der Schwelle wieder dem Salon zu, zeigte ins Innere und krümmte langsam den Finger, als wollte er nicht nur Hepzibah, sondern die ganze Welt hereinbitten, um etwas unsäglich Lächerliches zu bestaunen. Dieses Tun – und dazu der am ehesten freudig erregt zu nennende Blick – erschien Hepzibah so unangemessen und ausgefallen, daß sie befürchten mußte, der unheilvolle Besuch ihres gestrengen Verwandten habe ihrem armen Bruder noch ganz den Verstand geraubt. Und die abwartende Haltung des Richters konnte sie sich nur damit erklären, daß er Cliffords zunehmende geistige Zerrüttung arglistig belauerte.

«Sei doch still, Clifford!» flüsterte die Schwester und hob warnend die Hand. «Um Himmels willen, sei still!»

«Er soll nur selber still sein! Was könnte er Besseres tun?» antwortete Clifford und deutete noch energischer in den Raum, den er eben verlassen hatte. «Und wir, Hepzibah, wir können jetzt tanzen! Und singen und lachen und spielen und tun, was wir wollen! Die Last ist weg, Hepzibah! Sie liegt nicht mehr auf dieser müden alten Welt, und uns kann so leicht sein ums Herz wie der kleinen Phoebe!»

Wie bekräftigend begann er zu lachen und deutete immer noch auf das Hepzibah verborgene Schauspiel im Salon. Ein plötzliches Entsetzen packte sie. Sie drängte sich an Clifford vorbei in den Raum, kehrte aber fast sofort mit einem erstickten Schrei wieder um. Mit erschrocken fragendem Blick sah sie ihren Bruder an und bemerkte, daß er am ganzen Leib vor Angst oder Leidenschaft zitterte und doch auch immer wieder in Gelächter ausbrach.

«Mein Gott! Was soll aus uns werden?» keuchte Hepzibah.

«Komm!» sagte Clifford ungewohnt kurzentschlossen. «Wir halten uns schon zu lange auf! Lassen wir doch das alte Haus unserem Vetter Jaffrey! Er wird sich gut darum kümmern!»

Hepzibah bemerkte jetzt, daß Clifford einen Mantel trug – ein höchst altmodisches Stück –, in den er sich in diesen stürmischen Tagen ständig vergraben hatte. Er winkte und wollte Hepzibah damit wohl bedeuten, daß sie das Haus zusammen verlassen sollten. Es gibt Augenblicke des Chaos, der Verblendung oder der Trunkenheit, die den schwachen Naturen nicht wie den starken zur größten Bewährung dienen, sondern wo sie, sich selbst überlassen, ziellos herumstolpern oder ohne weiteres mitgehen, wenn jemand die Richtung weist, und sei es ein Kind. Jedes Ziel, auch ein noch so trügerisches oder abwegiges, wird ihnen zur Offenbarung. Soweit war es mit Hepzibah gekommen. Handeln oder Verantwortung nicht gewohnt, voll Entsetzen über das Gesehene und zu ängstlich, um nach dem Geschehen zu fragen oder es sich auch nur vorzustellen, erschrocken über das Verhängnis, das ihren Bruder zu verfolgen schien, betäubt von der trüben, zähen, lähmenden Atmosphäre des Grauens, die das Haus durchdrang wie ein Leichengeruch und jeden klaren Gedanken auslöschte, fügte sie sich fraglos und sogleich Cliffords Willen. Sie fühlte sich wie eine Träumende, und im Traum schläft der Wille. Doch Clifford, dem es sonst so sehr daran mangelte, hatte ihn im Drama dieses Augenblicks gefunden.

«Was zögerst du noch?» tadelte er streng.

«Nimm Mantel und Kapuze, oder was du sonst anziehen willst! Es spielt keine Rolle, du kannst niemals schön sein und auch nicht glänzen, arme Hepzibah! Nimm deine Börse, füll sie mit Geld, und komm mit!»

Hepzibah gehorchte, als ob es nichts anderes zu tun oder zu bedenken gäbe. Zwar wunderte sie sich, warum sie nicht aufwachte und wie unerträglich der Sorgentaumel noch werden mußte, bevor ihr Geist sich aus dieser Verirrung befreite und ihr bedeutete, daß nichts von alledem wirklich geschehen war. Bestimmt war es nicht geschehen. Kein solch stürmischer schwarzer Tag hatte begonnen. Richter Pyncheon hatte nicht mit ihr gesprochen. Clifford hatte nicht gelacht, mit dem Finger gezeigt und sie mit sich weggelockt. Nein, sie war nur, wie es einsamen Schläfern oft geschieht, im morgendlichen Traum mit viel unverständlichem Unglück geschlagen worden! «Jetzt – gleich – werde ich sicher erwachen!» dachte Hepzibah, als sie umherging und ihre paar Vorbereitungen traf. «Ich halte es nicht mehr aus! Ich muß jetzt aufwachen!»

Aber der Augenblick des Erwachens kam nicht! Nicht einmal, als Clifford vor ihrem Aufbruch nochmals zur Salontür huschte, um sich artig vom einzigen Bewohner des Raums zu verabschieden, kam der Augenblick.

«Welch lächerliche Figur der alte Bursche jetzt macht!» flüsterte Clifford Hepzibah zu. «Als er schon meinte, er hätte mich ganz unter dem Daumen! Komm jetzt, schnell! Sonst fährt er hoch wie der Riese Verzweiflung, der den Christen und die Hoffnung verfolgt, und erwischt uns noch!»¹⁶

Als sie auf die Straße hinaustraten, wies Clifford Hepzibah auf ein Zeichen am Türpfosten hin. Es waren bloß seine Initialen, die er mit seinem besonderen Sinn für die Schönheit der Buchstaben als Junge ins Holz geritzt hatte. Dann gingen Bruder und Schwester und ließen Richter Pyncheon ganz allein im alten Haus seiner Vorväter zurück; so schwerfällig und träge saß er da, daß wir ihn wenig schmeichelhaft mit einem toten Nachtmahr vergleichen müssen, der mitten im bösen Tun verendet war und seinen schlaffen Leichnam auf der Brust des Opfers zurückgelassen hatte, das nun zusehen mußte, wie es ihn wegschaffte!

KAPITEL 17. ZWEI KÄUZE FLIEHEN

Obwohl es Sommer war, ließ der Ostwind der armen Hepzibah ihre paar Zähne klappern, als sie und Clifford sich ihm entgegenstemmten auf der Pyncheon Street und weiter zur Stadtmitte. Sie fror nicht nur am ganzen Leib von dem erbarmungslos eisigen Hauch – besonders Füße und Hände waren kalt wie nie und fast erstorben –, sondern ein seelisches trat zu dem leiblichen Empfinden und ließ sie stärker noch im Geist als nur am Körper zittern. Auf der ganzen Welt wehte ein rauher Wind, und alles war trostlos! So wirkt die Welt gewiß auf jeden neuen Abenteurer, selbst wenn er

¹⁶ Anspielung auf die allegorische Erzählung der Heilssuche *The Pilgrim's Progress* (1678) von John Bunyan (1628-1688).

auszieht, solange heißes Blut durch seine Adern pocht. Wie mußte sie dann erst auf Hepzibah und Clifford wirken, gebeugt vom Alter und doch wie Kinder unerfahren, als sie über die Schwelle traten und aus dem breiten Schatten der Pyncheon- Ulme! Sie machten sich auf zu einer großen Reise, von der ein Kind oft träumt, und wollten pilgern bis ans Ende der Welt, mit einem Keks und einer Münze in der Tasche. Hepzibah sah schmerzlich ein, daß sie gestrandet war. Sie hatte jede eigene Entschlußkraft verloren und sah sich so von Schwierigkeiten umgeben, daß sie es zwecklos fand, darum zu kämpfen, und sich auch nicht mehr dazu imstande fühlte.

Während sie ihr seltsames Unternehmen fortsetzten, warf sie ab und zu einen schrägen Blick auf Clifford und mußte feststellen, daß eine starke Erregung von ihm Besitz ergriffen hatte und ihn leitete. Sie war es, die ihm sogleich eine Macht über sein Tun gegeben hatte, die unwiderstehlich war. Er schien wie von Wein berauscht. Oder wagen wir den blumigeren Vergleich mit einer lebhaften Musik, die äußerst temperamentvoll gespielt wird, aber auf einem verstimmten Instrument. So wie man den Mißton immer hört, bei den grandiosesten Stellen am lautesten, so durchlief Clifford ein ständiges Beben, das zum stärksten Zucken wurde, wenn er triumphierend lächelte und fast zwanghaft in einen hüpfenden Schritt verfiel.

Sie trafen unterwegs nicht viele Leute an, selbst als sie von der ruhigen Wohngegend des Hauses mit den sieben Giebeln in den sonst belebteren und geschäftigeren Teil der Stadt gelangten. Glänzende Gehsteige mit kleinen Regenpfützen da und dort auf dem unebenen Boden; auffällig zur Schau gestellte Schirme in den Ladenfenstern, als ob alle Geschäfte sich nur noch darum drehten; nasses Kastanien- oder Ulmenlaub, das vom Sturm unzeitig abgerissen worden war und jetzt auf der Chaussee lag; ein häßlicher Schlamm mitten auf der Straße, die unsinnigerweise vom langen und ausdauernden Waschen immer schmutziger wurde: dies waren die hervorstechenden Merkmale eines sehr melancholischen Bilds. Bewegt und von menschlichem Leben erfüllt wurde es vom eiligen Vorüberrattern einer Droschke oder sonst eines Pferdewagens, dessen Kutscher Kopf und Schultern mit einer wasserfesten Mütze schützte; von der verlorenen Gestalt eines gebeugten Alten, der aus der Kanalisation aufgetaucht zu sein schien und die Abflußrinne mit einem Stock nach rostigen Nägeln durchstöberte; von ein, zwei Geschäftsleuten, einem Redakteur und einem verirrtten Politiker in Erwartung einer verspäteten Depesche, die zusammen vor der Tür des Postbüros standen; von den paar Gesichtern einstiger Schiffskapitäne am Fenster eines Versicherungskontors, die öde auf die öde Straße hinunterstarrten, über das Wetter schimpften und den Mangel an echten Nachrichten wie an lokalem Klatsch beklagten. Welche Fundgrube für diese alten Schwätzer, hätten sie das Geheimnis erraten können, das Hepzibah und Clifford mit sich trugen! Aber ihre beiden Gestalten erregten kaum

so viel Aufmerksamkeit wie die eines jungen Mädchens, das im selben Augenblick vorüberging und seinen Rock etwas zu hoch über die Knöchel schürzte. Wäre es ein sonniger, froher Tag gewesen, hätten sie kaum durch die Straßen gehen können, ohne sich dem Gerede auszusetzen. Aber jetzt hielt man sie wohl für passend zu dem garstigen, rauhen Wetter, von dem sie sich nicht wie von Sonnenschein abhoben, sondern mit dem sie verschmolzen, bis das trübe Grau sie schluckte und man sie sogleich vergaß.

Die arme Hepzibah! Wenn sie das gewußt hätte, wäre sie etwas getröstet gewesen, denn seltsamerweise kam zu all ihren anderen Sorgen ein frauliches, altjüngferliches Unbehagen über ihre unpassende Kleidung. Und so wollte sie sich am liebsten noch mehr darin verkriechen, als hoffte sie die Leute davon zu überzeugen, daß hier bloß ein arg verblichener und fadenscheiniger Kapuzenmantel an die Luft kam und mitten im Sturm ohne seine Trägerin spazierenging!

Sie gingen weiter, und ein Gefühl der Unkenntlichkeit und Unwirklichkeit schwebte verschwommen über ihr und sickerte in sie hinein, bis kaum mehr eine Hand die andere spüren konnte. Sie hätte jede Gewißheit vorgezogen, murmelte ständig vor sich hin: «Bin ich wach? Bin ich denn wach?» und hielt manchmal ihr Gesicht dem peitschenden Wind hin, der es ihr unsanft bestätigen sollte. Ob Clifford oder der Zufall es so gewollt hatte, jedenfalls fanden sie sich nun unter dem Eingangsbogen eines großen Gebäudes aus grauem Stein wieder. Drinnen herrschte geräumige Weite und luftige Höhe vom Boden bis zum Dach, und ein Teil der Halle wurde eben von Rauch und Dampf erfüllt, die in mächtigen Schwaden in die Höhe trieben und sich über ihren Köpfen zu künstlichem Gewölk auftürmten. Ein Zug stand zur Abfahrt bereit, die Lokomotive stampfte und schäumte wie eine Stute, die losgaloppieren will, und der schrille Pfiff ertönte, in dem wir so deutlich den kurzen Zuruf hören, den uns das Leben in seinem vorwärtsstürmenden Drang gewährt.

Ohne Fragen und ohne Verzug – mit der unwiderstehlichen Willenskraft, um nicht zu sagen Verwegenheit, die auf so seltsame Weise über ihn und damit auch seine Schwester gekommen war – drängte Clifford Hepzibah zu den Wagen und half ihr einsteigen. Das Signal wurde gegeben, die Lokomotive stieß ihr kurzes, rasches Schnauben aus, setzte sich in Bewegung, und mit hundert weiteren Passagieren fegten die beiden unerfahrenen Reisenden dahin wie der Wind.

Endlich also und nach so langer Entfremdung von allem, was die Welt tat oder genoß, waren die beiden in den mächtigen Strom des Lebens hineingezogen worden und wurden mitgerissen davon wie vom Sog des Geschicks.

Immer noch von der Vorstellung befangen, daß keines der jüngsten Ereignisse, auch nicht Richter Pyncheons Besuch, wirklich gewesen sein konnte, murmelte die Einsiedlerin von der Klause der sieben Giebel ihrem Bruder ins Ohr: «Clifford! Clifford! Ist das nicht ein Traum?»

«Ein Traum, Hepzibah!» wiederholte er und lachte ihr fast ins Gesicht. «Im Gegenteil, ich war nie zuvor wach!»

Inzwischen konnten sie aus dem Fenster die Welt vorbeifliegen sehen. Einmal ratterten sie durch eine Einöde, im nächsten Augenblick erhob sich vor ihnen ein Dorf, das ein paar Atemzüge später wieder verschwand wie vom Erdboden verschluckt. Die Türme der Bethäuser waren wie losgerissen von ihren Mauern, und die behäbigen Hügel kamen ins Wanken. Alles wurde aus seiner lange währenden Ruhe gescheucht und fegte so schnell wie der Wirbelwind in der entgegengesetzten Richtung davon.

Im Wagen drin spielte sich das übliche Zugleben ab, das für diese beiden auf so seltsame Weise befreiten Gefangenen voller Überraschungen war, auch wenn ihre Mitreisenden es wenig bemerkenswert fanden. Es war schon ungewohnt genug, daß sie unter einem einzigen langen, schmalen Dach mit fünfzig anderen Menschen vereint waren, die von demselben Einfluß fortgetragen wurden, dem auch sie erlegen waren. Es wunderte sie, wie all diese Leute so ruhig auf ihren Sitzen bleiben konnten, während soviel lärmende Kraft für sie arbeitete. Einige, ihre Fahrkarten im Hut – Fernreisende waren es, vor denen hundert Meilen Eisenbahnstrecke lagen –, hatten sich in die englischen Landschaften und Abenteuer von Romanheften vertieft und bewegten sich in der Gesellschaft von Herzögen und Grafen. Andere, die für so schwere Kost nicht lange genug unterwegs waren, vertrieben sich diese kurze Zeit mit Groschenblättern. Ein paar Mädchen und ihnen gegenüber ein junger Mann unterhielten sich glänzend mit einem Ballspiel. Sie warfen sich den Ball zu unter Gelächter, das sich über Meilen erstreckte; denn schneller als der flinke Ball flogen ahnungslos die frohen Werfer dahin, ließen die Spur ihrer Heiterkeit weit zurück und beendeten ihr Spiel unter einem anderen Himmel, als sie es begonnen hatten. Bei jedem Halt erschienen Burschen mit Äpfeln, Kuchen, Süßigkeiten und bunten Bonbons – Ware, die Hepzibah an ihren verlassenen Laden erinnerte –, machten rasch ihre Geschäfte oder brachen sie notfalls ab, damit ihr Marktplatz sie nicht auch noch entführte. Ständig stiegen neue Passagiere zu, und ebenso ständig verabschiedeten sich alte Bekannte, wozu sie in diesem schnellebigen Umfeld schon geworden waren. Da und dort saß einer im rumpelnden Lärm und schlief. Schlaf, Vergnügen, Geschäfte, ernstere oder leichtere Studien und die allgemeine und unvermeidliche Fortbewegung: es war wie das Leben selbst!

Cliffords von Natur aus empfängliche Sinne waren hellwach. Er nahm die Schattierungen der Vorgänge um ihn auf und warf die Farben lebhafter zurück als empfangen, doch mit einem grellen, gespenstischen Ton. Hepzibah dagegen fühlte sich noch weiter weg von den Menschen als in ihrer eben aufgegebenen Klausur.

«Du bist nicht glücklich, Hepzibah!» raunte ihr Clifford vorwurfsvoll zu. «Du denkst an das elende alte Haus und an Vetter Jaffrey» –jetzt überlief ihn das Zittern – «und an Vetter Jaffrey, der ganz alleine darin sitzt! Hör auf meinen Rat – mach es wie ich – und laß diese Gedanken. Hier sind wir auf der Welt, Hepzibah! – Mitten im Leben! – Im Menschengewühl! Jetzt wollen wir beide glücklich sein! So glücklich wie der Junge da und die hübschen Mädchen bei ihrem Ballspiel!»

«Glücklich!» wiederholte Hepzibah und dachte bei diesem Wort mit Bitterkeit an ihr dumpfes und schweres Herz, in dem der Schmerz erstarrt war. «Glücklich! Er ist schon verrückt, und wenn ich nur richtig aufwachen könnte, würde ich es auch!»

Sollte eine fixe Idee als Wahnsinn gelten, war sie jedenfalls nicht weit davon entfernt. So schnell und weit sie auch auf den Geleisen vorwärts gerattert und gerumpelt waren, hätten sie, was Hepzibahs innere Bilder betraf, ebenso nur die Pyncheon Street hinauf und hinunterfahren können. Obwohl ein ganzer Bilderbogen von Landschaften Meile um Meile vorüberzog, gab es für sie nur die eine Kulisse der sieben moosigen alten Giebel, mit dem Unkrautbusch in der Ecke, dem Ladenfenster und einem Kunden, der an der Tür rüttelte, bis die Glocke schrillte, ohne daß Richter Pyncheon sich stören ließ! Dieses eine alte Haus war überall! Es beförderte seine große, schwerfällige Masse schneller, als die Eisenbahn fuhr, und ließ sich träge überall, wo sie hinsah, nieder. Hepzibahs Geist war zu unbeweglich, um neue Eindrücke so rasch wie Clifford aufzunehmen. Er hatte eine beschwingte Natur, sie war eher erdgebunden und bliebe wohl nicht lange am Leben, wenn man sie entwurzelte. Und so kam es, daß sich das bisherige Verhältnis zwischen Bruder und Schwester umkehrte. Zu Hause war Clifford in ihrer Obhut gewesen, jetzt befand sie sich in seiner, und er schien alle Umstände ihrer veränderten Lage mit bemerkenswert raschem Verstand zu erfassen. Er war aufgerüttelt worden zu männlicher Tatkraft und Geistesstärke, so schien es wenigstens, auch wenn dieser Zustand vielleicht fiebrig und flüchtig war.

Der Schaffner wollte jetzt die Fahrkarten sehen, und Clifford, der die Geldbörse an sich genommen hatte, drückte ihm einen Schein in die Hand, wie er es bei andern beobachtet hatte.

«Für Sie und die Dame?» fragte der Schaffner. «Und wohin?»

«So weit, wie das reicht», sagte Clifford. «Es ist nicht so wichtig. Wir fahren nur zum Vergnügen!»

«Da suchen Sie sich einen sonderbaren Tag aus, Sir!» bemerkte ein alter Herr mit stechenden Augen im Abteil gegenüber und gab Clifford und seiner Begleiterin prüfende Blicke. «Vergnügen hat man bei diesem Regen aus Osten doch am ehesten im eigenen Haus zu erwarten, wenn im Kamin ein munteres Feuer brennt.»

«Da kann ich Ihnen nicht ganz beipflichten», sagte Clifford und nahm mit einer höflichen Verbeugung das Stichwort gleich auf, das der alte Herr ihm gegeben hatte. «Es ist mir im Gegenteil eben aufgegangen, daß diese großartige Erfindung der Eisenbahn, mit den gewaltigen, unvermeidlichen Fortschritten, die hinsichtlich Tempo und Komfort zu erwarten sind, notwendigerweise unsere verbrauchten Vorstellungen von Haus und Herd hinwegfegen und etwas Besseres an ihre Stelle setzen wird.»

«Was kann ein vernünftiger Mensch mehr wollen», ereiferte sich der alte Herr, «als die eigene Stube und einen Eckplatz am Kamin?»

«Diese Dinge haben nicht soviel Wert wie manche wohlmeinende Menschen glauben», entgegnete Clifford. «Kurz und bündig könnte man sagen, sie haben einem erbärmlichen Zweck schlecht gedient. Mein Eindruck ist, unsere schon erstaunlich entwickelten und sich noch entwickelnden Möglichkeiten zur Fortbewegung seien bestimmt, uns wieder zu Nomaden zu machen. Sie wissen doch, bester Herr – aus eigener Erfahrung müßten Sie es wissen –, daß jeder menschliche Fortschritt im Kreis verläuft oder, um ein treffenderes und schöneres Bild zu brauchen, in einer aufsteigenden Spirale. Wir meinen zwar stetig fortzuschreiten und mit jedem Schritt eine ganz neue Stufe zu erklimmen, aber eigentlich kehren wir nur zu längst Erprobtem und wieder Aufgegebenem zurück, das uns inzwischen geläutert, verfeinert und nahezu vollkommen entgegentritt. Vergangenheit ist nichts als die grobe, krude Verheißung von Gegenwart und Zukunft. Prüfen wir diese Wahrheit an unserem Gesprächsgegenstand: In den ersten Tagen wohnte die Menschheit in vorläufigen Hütten und Lauben aus Zweigwerk, schlicht wie Vogelnester. Die baute man – wenn man Gebäude nennen kann, was unter der Sommersonne wuchs und liebliches Zuhause war –, nein, die Natur half sie errichten, dort, wo es Früchte gab und Fisch und Wild im Überfluß: am liebsten, wo ein Schattenhain den Sinn für Schönes ansprach und Harmonie von See, Wald und Hügel war. Der Mensch gab dieses Leben auf, und es verlor den Zauber, der ihm innegewohnt hatte. Es war ein Vorbote von Besserem. Denn es hatte auch Nachteile: Hunger, Durst, unfreundliches Wetter, Sonnenglut und zwischen den fruchtbaren, anziehenden Orten endlose Märsche über unwirtliches Ödland, von denen die Füße wund wurden. In unsrer aufsteigenden

Spirale lassen wir das alles hinter uns. Würde bloß das Pfeifen noch zu Musik und hörte das Rattern und Rumpeln auf, wäre diese Eisenbahn bestimmt der größte Segen, den uns alle Zeitalter erschaffen haben. Sie verleiht uns Flügel, sie wischt Mühe und Staub des Pilgerns weg, sie vergeistigt das Reisen! Ist der Ortswechsel so einfach, was kann einen Menschen noch dazu bewegen, an einem Fleck zu bleiben? Warum sollte er noch eine sperrige Unterkunft bauen, die er nicht mitnehmen kann? Warum sich ein Leben lang zum Gefangenen von Mauern, Backstein und altem, wurmstichigem Holz machen, wenn er ebensogut in gewissem Sinn nirgends – oder besser: überall dort wohnen kann, wo ihm das Schöne und Angemessene Heimat sind?»

Cliffords Gesicht glühte, als er diese Theorie verkündete; ein jugendliches Wesen strahlte von innen heraus und verwandelte die Falten und fahle Altersdüsternis in eine nahezu durchsichtige Maske. Die vergnügten Mädchen ließen ihren Ball zu Boden fallen und staunten ihn an. Vielleicht sagten sie sich, dieser nun greise Mann müsse sein Bild in manches Frauenherz gegraben haben, bevor sein Haar ergraut war und Krähenfüße seine Schläfen furchten. Doch ach, kein Frauenauge hatte sein Gesicht gesehen, als es noch schön war!

«Ich würde es kaum Fortschritt nennen, überall und nirgends zu leben!» bemerkte Cliffords neuer Bekannter.

«Wirklich nicht?» rief Clifford mit ungewöhnlichem Eifer. «Für mich ist es sonnenklar – auch wenn die Sonne heute nicht scheint –, daß die größten Hindernisse auf dem Weg zu Glück und Fortschritt die gemörtelten Back- und Mauersteine sind, die Bretter, die man zusammennagelt: alles, was der Mensch mühsam ersinnt zu seiner Plage und es Heim und Zuhause nennt! Die Seele braucht Luft, im vollen Schwall und raschen Wechsel. Schädliche Einflüsse, tausendfach, schleichen um den Herd und verderben das häusliche Leben. Es gibt kein ungesünderes Klima als in einem alten Haus; die toten Ahnen und Verwandten haben es vergiftet. Ich weiß, wovon ich rede. Ein Haus steht mir im Sinn – spitze Giebel hat es, ganze sieben, und ein vorstehendes Obergeschoß, wie man es in unsern älteren Städten noch häufig sieht –, das ist ein baufälliger, irrwitzig ächzender, fauliger, modriger, schäbiger, dunkler, elender alter Knast, mit einem Bogenfenster über dem Portal, einer kleinen Lادتür an der Seite und einer großen, trübsinnigen Ulme vor der Fassade! Und, Sir, wenn ich an diese Villa mit den sieben Giebeln zurückdenke – das ist so sonderbar, daß ich es unbedingt erwähnen muß –, erscheint vor mir sogleich das Bild eines ältlichen Mannes mit bemerkenswert strenger Miene, der in einem Lehnstuhl aus Eichenholz sitzt, tot wie Stein, mit einer häßlichen Blutspur auf seiner Hemdbrust! Tot, aber mit offenen Augen! Er besudelt in meiner Erinnerung das ganze Haus. Ich konnte dort nie

gedeihen, niemals glücklich sein oder das tun und genießen, was ich nach Gottes Willen tun und genießen sollte!»

Sein Gesicht verdüsterte sich und schien zu verrunzeln und schrumpfend und welkend zu vergeisen.

«Niemals, Sir!» wiederholte er. «Keinen frohen Atemzug könnte ich dort tun!»

«Wohl kaum», sagte der alte Herr und betrachtete Clifford eindringlich und ziemlich besorgt. «Das ist wohl kaum möglich, Sir, mit einer solchen Vorstellung in Ihrem Kopf!»

«Sicher nicht», fuhr Clifford fort, «und ich wäre erleichtert, könnte dieses Haus abgerissen werden oder verbrannt, die Erde davon befreit und dort, wo es stand, dicht mit Gras besät werden. Obwohl ich auch dann den Ort nie mehr sehen wollte! Denn, Sir, je weiter ich mich davon entferne, desto stärker kehren die Freude, unbekümmerte Frische und Herzklopfen, der gedankliche Schwung und die Jugend – ja, ganz einfach die Jugend! – zu mir zurück. Erst heute morgen noch war ich alt. Ich denke daran, wie ich in den Spiegel sah und über mein graues Haar staunte, die vielen tiefen Furchen in meiner Stirn, die Gräben in meinen Wangen und die Krähenfüße, die kreuz und quer meine Schläfen ritzen! Es war zu früh! Ich konnte es nicht ertragen! Das Alter hatte kein Recht zu kommen! Ich hatte noch nicht gelebt! Aber sehe ich denn jetzt alt aus? Ist es so, wäre das eine seltsame Täuschung; denn ohne diese große Last auf meiner Seele fühle ich mich in der Blüte meiner Jugend und spüre die Welt und meine besten Tage noch vor mir!»

«Hoffentlich», sagte der alte Herr, der ziemlich verlegen wirkte und darum bemüht, sich der Aufmerksamkeit zu entziehen, die Cliffords Wortschwall auf sie beide lenkte. «Ich möchte es Ihnen wünschen.»

«Um Himmels willen, lieber Clifford, sei still», flüsterte die Schwester ihm zu. «Sie halten dich für verrückt.»

«Sei du doch still, Hepzibah!» gab ihr Bruder zurück. «Egal, was sie denken! Ich bin nicht verrückt. Zum ersten Mal in dreißig Jahren sprudeln meine Gedanken und finden die passenden Worte. Ich will und muß reden!»

Damit wandte er sich wieder dem alten Herrn zu und setzte das Gespräch fort. «Ja, verehrter Herr», sagte er, «ich glaube und hoffe fest, daß die Wörter Schutz und Herd, die so lange ein angebliches Heiligtum bargen, bald aus dem Alltagsgebrauch der Menschen verschwinden und ganz vergessen sind. Denken Sie bloß einen Augenblick, wieviel menschliches Übel mit dieser einen Veränderung zunichte wird! Was wir

Grundstück nennen – das feste Stück Grund für den Hausbau –, ist das Fundament, auf dem fast die ganze Schuld dieser Welt ruht. Ein Mensch ist zu nahezu jeder Schandtats bereit – einen riesigen Haufen Bosheit hart wie Granit wird er aufschauflern, der ihm auf ewig entsprechend schwer auf der Seele lastet –, nur um ein großes, finstres Gemäuer mit dunklen Räumen zu errichten, wo er sterben kann und seine Nachkommen unglücklich sind. Er legt sozusagen seinen eigenen Leichnam unter die Mauern, hängt sein grimmiges Bild an die Wand, wird damit zum bösen Schicksalsgeist und erwartet noch, daß seine Ururenkel dort glücklich sind! Ich rede nicht irre. Genau so ein Haus sehe ich vor mir!»

«Dann, Sir», wollte der alte Herr der Sache ein Ende machen, «kann man Ihnen nicht verdenken, daß Sie es verlassen haben.»

«Das Kind ist schon geboren, das erleben wird, wie dies alles fällt», redete Clifford weiter. «Die Welt wird zu ätherisch und vergeistigt, um diese Ungeheuerlichkeiten noch viel länger zu dulden. Für mich – obwohl ich lange sehr zurückgezogen lebte und weniger von solchen Dingen als andere weiß – selbst für mich sind die Vorboten einer besseren Zeit unübersehbar. Der Magnetismus zum Beispiel! Glauben Sie nicht, daß er mithelfen wird, die Schlacke aus dem Menschenleben zu spülen?»

«Alles Humbug!» knurrte der alte Herr. «Die Klopfgeister, von denen uns Phoebe kürzlich erzählte», sagte Clifford, «was sind sie anderes als Boten der geistigen Welt, die an die Tür der Materie klopfen? Und sie wird einst weit aufgerissen!»

«Und nochmals Humbug!» empörte sich der alte Herr, der gegen Cliffords Vorstellungen vom Übersinnlichen zunehmend aufbegehrte. «Ich hätte Lust, den Narren kräftig eins mit dem Stock aufs leere Hirn zu klopfen, die solchen Unsinn verbreiten!»

«Dann die Elektrizität – der Dämon und Engel, die mächtige physikalische Kraft, der alles durchdringende Impuls!» rief Clifford aus. «Einfach Humbug? Ist es Tatsache – oder nur ein Traum –, daß die Elektrizität die Materie in einen einzigen großen Nerv verwandelte, der Tausende von Meilen atemberaubend schnell durchzuckt? Nein, der ganze Erdball ist ein Kopf, ein Riesehirn, Instinkt gepaart mit Intelligenz! Oder sollen wir sagen, er ist selber nur Idee, reine Idee, und nicht mehr die Substanz, für die wir ihn hielten!»

«Wenn Sie den Telegraphen meinen», sagte der alte Herr und warf einen Blick auf den Draht neben den Schienen, «das ist eine sehr gute Sache – jedenfalls wenn die Baumwollspekulanten und die politischen Abenteurer ihn nicht in die Hände

bekommen. Wirklich ganz ausgezeichnet, Sir, vor allem für das Aufspüren von Bankräubern und Mördern.»

«Dafür sagt er mir weniger zu», antwortete Clifford. «Auch ein Bankräuber und ein sogenannter Mörder haben Rechte, die aufgeklärte Zeitgenossen um so gewissenhafter und großmütiger beachten sollten, als die Gesellschaft als ganzes ihnen die Daseinsberechtigung abspricht. Nein, ein fast geistliches Medium wie der elektrische Telegraph sollte einer edlen, ernsthaften, freudigen oder heiligen Mission dienen. Liebende könnten Tag für Tag – auch Stunde um Stunde, wenn ihnen danach ist – ihr Herzklopfen von Maine nach Florida schicken, mit Worten wie: <Ich liebe dich für immer!> – <Mein Herz fließt über!> – <Ich liebe dich mehr, als ich vermag!> – Und bei der nächsten Botschaft gleich wieder: <Eine Stunde länger gelebt, und ich liebe dich doppelt!> Oder ist ein guter Mensch verstorben, sollte sein ferner Freund elektrisiert werden wie von einer Nachricht aus der Welt der Seligen: <Dein lieber Freund ist voll himmlischer Freude!> Ein abwesender Gatte sollte erfahren: <Gott hat uns ein unvergängliches Wesen geschenkt, du bist sein Vater!> – und gleich trüge das Stimmchen so weit, und er hörte es in seinem Herzen. Aber was diese armen Teufel betrifft, die Bankräuber – die doch so ehrlich sind wie die meisten anderen Leute auch, außer daß sie gewisse Förmlichkeiten mißachten und lieber um Mitternacht als während der Geschäftszeiten tätig sind – und diese Mörder, wie Sie sie nennen, deren Motive häufig entschuldbar sind und die, sieht man bloß das Ergebnis an, oft als allgemeine Wohltäter gelten müßten – im Fall dieser Unglücklichen kann ich wirklich nicht billigen, daß die körperlose, wundertätige Kraft von der Meute mißbraucht wird, die ihnen überall auf der Welt auf den Fersen ist!»

«So, so, das können Sie nicht?» funkelte der Alte ihn an.

«Ganz gewiß nicht!» antwortete Clifford. «Sie kommen zu schlecht weg dabei. Nehmen wir zum Beispiel an, in einem alten Haus sitze unter den Deckenbalken eines dunklen und niedrigen, getäfelten Raums im Lehnstuhl ein Toter mit blutiger Hemdbrust – und nehmen wir weiter an, ein zweiter Mann flüchte vor der erdrückenden Gegenwart des Toten aus dem Haus und – letzte Annahme – fliehe schnell wie ein Wirbelwind mit der Eisenbahn Gott weiß wohin! Also wenn dann der Flüchtige in einer fernen Stadt aussteigt und entdecken muß, daß sie von eben dem Toten schwatzt, vor dem er an diesen Ort floh, um ihn nie mehr zu sehen und an ihn zu denken, sind seine natürlichen Rechte dann nicht beschnitten, Sir? Man hat ihm seine Zuflucht genommen, und er mußte, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, größtes Unrecht leiden!»

«Sie sind ein seltsamer Mensch, Sir», sagte der alte Herr und heftete seinen stechenden Blick auf Clifford, als wollte er ihn durchbohren. «Ich durchschaue Sie nicht!»

«Nein, wahrhaftig nicht!» lachte Clifford. «Und doch, verehrter Herr, bin ich so durchsichtig wie das Wasser von Maules Brunnen! Aber komm, Hepzibah! Wir sind fürs erste weit genug geflogen. Lassen wir uns wie die Vögel nieder, ruhen aus auf dem nächsten Zweig, und dann beraten wir, wohin die Reise noch gehen soll.»

In diesem Augenblick erreichte der Zug eine einsame Station. Clifford nutzte den kurzen Halt zum Aussteigen und zog Hepzibah mit sich. Kurz darauf glitt der Zug mit seinem ganzen Innenleben, an dem Clifford so auffällig teilgenommen hatte, in die Ferne, schrumpfte rasch bis auf einen Punkt zusammen und war verschwunden. Die Welt war den beiden Wanderern abhanden gekommen. Sie blickten sich trübselig um. In der Nähe stand eine altersschwarze, elend verlotterte Holzkirche mit zerbrochenen Fenstern, einem großen Riß quer durch das Schiff und einem Dachbalken, der zuoberst vom viereckigen Turm herunterhing. Weiter weg war ein Bauernhaus, wie man sie früher baute, ebenso ehrwürdig schwarz wie die Kirche, mit einem Dach, das sich vom dritten Stock bis mannshoch über den Boden senkte. Es wirkte unbewohnt. Neben der Tür waren zwar Reste eines Holzhaufens, aber zwischen den Spänen und herumliegenden Scheiten sproß das Gras. Die feinen Regentropfen fielen jetzt schräg, der Wind war nicht mehr stürmisch, aber verdrießlich und wehte naß und kalt.

Clifford zitterte von Kopf bis Fuß. Seine überschäumende Lebhaftigkeit, die ihm Gedanken, Träume und eine seltsame Wortmächtigkeit verliehen hatte und ihn aus reinem Drang, seinen sprudelnden Ideen freien Lauf zu lassen, zum Reden zwang, hatte sich wieder vollkommen gelegt. Eine starke Erregung hatte ihm Kraft und Lebendigkeit gegeben; als das Feuer erlosch, fiel er in sich zusammen. «Jetzt mußt du übernehmen, Hepzibahi!» stammelte er benommen. «Mach mit mir, was du willst!»

Sie kniete auf den Bahnsteig nieder und hob ihre gefalteten Hände zum Himmel. Die schwermütigen grauen Wolken verdeckten ihn, aber dies war nicht die Stunde des Unglaubens und nicht der Ort, daran zu zweifeln, daß es einen Himmel dort oben gab und einen allmächtigen Vater, der auf sie herunterschaute!

«O Gott!» stieß die arme, verhärmte Hepzibah hervor und stockte einen Augenblick in ihrem Gebet. – «O Gott – unser Vater! Sind wir denn nicht deine Kinder? Hab Erbarmen mit uns!»

KAPITEL 18. GOUVERNEUR P YNCHEON

Richter Pyncheon aber sitzt, nachdem seine beiden Verwandten mit solch unbedachter Eile entflohen sind, immer noch im Salon und residiert, wie man zu sagen pflegt, anstelle seiner üblichen Bewohner im alten Haus. Ihm und den ehrwürdigen sieben Giebeln wendet sich unsere Geschichte jetzt zu wie ein vom Tageslicht erschreckter Kauz, der hastig wieder seinem hohlen Baum entgegenstrebt. Der Richter sitzt nun schon seit langem unverändert da. Keine Hand und keinen Fuß hat er bewegt und seinen Blick nicht um Haaresbreite von der Ecke abgewandt, in die er starrte, als Hepzibahs und Cliffords Schritte über die Dielen knarrten und die Haustür sich leise hinter ihnen schloß. In seiner linken Hand hält er die Uhr, doch bleibt das Zifferblatt verborgen. Wie tief ist er versunken! Oder er schläft seelenruhig wie ein Kind, und seine Gedärme müssen schon sehr friedlich sein, daß kein Aufschrecken, Rucken und Zucken, kein traumverlorenes Murmeln, trompetendes Schnarchen oder auch nur ein schwaches Seufzen seinen Schlummer stört! Man muß geradezu selbst die Luft anhalten, um festzustellen, ob sein Atem noch geht. Man vernimmt ihn nicht. Das Ticken der Uhr hört man, seinen Atem nicht. Ein sehr erholsamer Schlaf muß das sein! Nein, es kann nicht sein, daß der Richter schläft. Seine Augen stehen ja offen! Ein gewiefter Politiker wie er würde nie mit weit offenen Augen einschlafen, damit ihn kein Feind oder Störenfried überraschen und unversehens durch diese Fenster einen Blick in sein Inneres tun kann, wo er bei den Erinnerungen, Plänen, Hoffnungen, Befürchtungen, Schwächen und Stärken Seltsames entdecken würde, das der Richter noch niemals preisgab. Einem vorsichtigen Menschen sagt man nach, daß er ein Auge offen hat, wenn er schläft. Das mag klug sein. Aber beide offen, unmöglich, das wäre Torheit! Nein, nein, daß Richter Pyncheon schläft, ist ausgeschlossen!

Immerhin ist es seltsam, daß ein so vielbeschäftigter und als pünktlich geltender Herr sich derart lange in einem einsamen alten Haus aufhält, zu dem es ihn bisher nie besonders hinzuziehen schien. Gewiß, der einladend geräumige Eichensessel ist vielleicht eine Verlockung. Er ist bestimmt großzügig und, gemessen an den rauhen Zeiten, aus denen er stammt, recht bequem und jedenfalls breit genug für einen Mann vom Format des Richters. Selbst ein größeres Kaliber könnte sich darin noch entfalten. Nicht einmal der Ahnherr auf dem Bild an der Wand hatte bei all seiner englischen Massigkeit eine Postur, die von Armlehne zu Armlehne reichte, oder genug Sitzfleisch, um das ganze Stuhlkissen zu bedecken. Trotzdem gibt es auch bessere Stühle – aus Mahagoni, schwarzem Nußbaum oder Rosenholz, mit gefedertem Sitz und Damastbezug, verschieden geschwungen und mit allerlei Raffinessen für mehr Komfort oder auch Pfiff, damit sie nicht zu fad und harmlos waren –, und sie boten sich Richter Pyncheon im Dutzend an. Ja, er wäre in einem Dutzend Salons mehr als willkommen. Die Mama käme ihm mit ausgestreckter Hand entgegen, und die kaum erwachsene Tochter würde dem Richter trotz seines fortgeschrittenen Alters – als alten

Witwer bezeichnet er sich lächelnd – das Kissen aufschütteln und sich auch sonst höchst artig um ihn bemühen. Der Richter ist schließlich ein erfolgreicher Mann. Und er hätschelt seine Pläne wie andere Leute auch, nur mit beträchtlich besseren Aussichten; oder wenigstens galt das noch, als er an diesem Morgen im Bett behaglich vor sich hingedämmert, die Geschäfte des Tages geplant und bedacht hatte, was ihm die nächsten fünfzehn Jahre wohl bringen würden. Das Alter hatte ihm bisher wenig anhaben können, und bei seiner robusten Gesundheit durfte er gut und gerne mit weiteren fünfzehn oder zwanzig – ja selbst fünfundzwanzig! – Jahren rechnen. Fünfundzwanzig Jahre, um seinen Grundstücksbesitz in der Stadt und auf dem Land zu genießen, seine Eisenbahn-, Bank- und Versicherungsanteile und seine Staatsanleihen – kurz: seinen Reichtum in jeder Anlageform; Vermögen, das er bereits besaß oder demnächst besitzen mußte, dazu die öffentlichen Ehrungen, die ihm bisher zuteil geworden waren, und die noch bedeutenderen, die bald folgen würden! Wie gut! Wie ausgezeichnet! Und vollauf genug!

Was bleibt er immer noch untätig in dem alten Stuhl sitzen! Wenn der Richter ein wenig Zeit erübrigen kann, warum geht er nicht wie sonst ins Versicherungskontor, hört sich dort im gepolsterten Ledersessel den neusten Klatsch an und wirft hin und wieder wie beiläufig eine wohlbedachte Bemerkung ein, von der er weiß, daß sie morgen in aller Munde sein wird! Und sollten denn nicht die Bankdirektoren tagen, wollte der Richter nicht dort sein, und mußte er nicht gar den Vorsitz übernehmen? Ja, sie tagen, der Termin steht auf einem Kärtchen, das in Richter Pyncheons rechter Westentasche steckt oder jedenfalls zu stecken hätte. Dann soll er doch gehen und sich auf seinen Geldsäcken rekeln! Im alten Stuhl hat er lange genug gefaulenzt!

Soviel hätte doch heute erledigt sein wollen! Zunächst die Unterredung mit Clifford. Eine halbe Stunde sollte dafür genügen, hatte der Richter geschätzt, vermutlich auch weniger, aber man mußte bedenken, daß erst Hepzibah zu beschwichtigen war und Frauen gern viele Worte machten, wo wenige ungleich besser ans Ziel führten, darum hatte er lieber mit einer halben Stunde gerechnet. Eine halbe Stunde? Euer Ehren, es sind doch schon zwei, wie Eure eigene unbestechliche Uhr Euch beweist! Werft doch einen Blick darauf und seht selbst! Ach, er macht sich weder die Mühe, den Kopf zu neigen noch die Hand zu heben, um sich den treuen Mahner vor die Augen zu führen! Als wäre die Zeit für den Richter plötzlich nicht mehr von Bedeutung!

Und hat er denn auch alle anderen Termine vergessen? Wenn die Sache mit Clifford erledigt war, hätte er einen Börsenhändler aus der Hauptstadt treffen sollen, der ihm einen fetten Zins und erstklassige Titel versprach für ein paar Tausend, die der Richter zufällig noch nicht investiert hatte. Jetzt hat der verkniffene Börsenfuchs die Bahnfahrt umsonst gemacht. Eine halbe Stunde später fand gleich um die Ecke eine

Grundstücksauktion statt, bei der auch ein Stück Land aus dem alten Erbe der Pyncheons versteigert wurde, das einst ein Teil von Maules Garten war. Jetzt gehörte es den Pyncheons schon seit achtzig Jahren nicht mehr, aber der Richter hatte es im Auge behalten und sich fest vorgenommen, es wieder dem kleinen Grundstück um die sieben Giebel zuzuschlagen – und nun mußte es während dieser seltsamen Umnachtung unwiderruflich unter den Hammer gekommen sein, und das angestammte Familiengut war an einen fremden Eigentümer gegangen! Es sei denn, man hätte die Versteigerung verschoben, bis wieder besseres Wetter war. Ob der Richter dann geruhen wird, anwesend zu sein und den Auktionator mit seinem Gebot zu beehren?

Dann galt es, sich ein neues Kutschenpferd zu beschaffen. Sein bisher liebstes war erst heute morgen auf der Straße zur Stadt gestolpert und mußte gleich weg, denn ein so wichtiger Herr wie Richter Pyncheon kann doch nicht wegen eines stolpernden Gauls Kopf und Kragen riskieren. Wenn all die genannten Geschäfte sich zügig abwickeln ließen, reichte es vielleicht zum Besuch eines gemeinnützigen Vereins; dessen Name geht im Sog seiner Wohltaten unter, so daß der Schaden vielleicht nicht groß war, wenn er diesen Auftritt versäumte. Und wenn er bei all seinen dringenderen Verpflichtungen dazu kam, mußte er sich um einen Ersatz für Mrs. Pyncheons Marmorgrabstein kümmern, der, wie ihm der Küster sagte, vornüber gestürzt und in zwei Teile gesprungen war. Sie war doch eine verdienstvolle Frau gewesen, fand der Richter, trotz ihrer Fahrigkeit und der Tränen, die immer so reichlich flossen; und trotz des Aufhebens, das sie wegen des Kaffees machte. Sie hatte sich ja frühzeitig verabschiedet, und darum wollte er ihr den zweiten Grabstein nicht übelnehmen, es war immerhin besser, als hätte sie nie einen gebraucht! Als nächstes stand auf seiner Liste, daß er Obstbäume für seinen Landsitz bestellen wollte, eine seltene Sorte, die im Herbst geliefert werden sollte. Ja, nur zu, Richter Pyncheon, und die Pfirsiche mögen Euch zerfließen im Mund! Danach ist etwas Wichtigeres an der Reihe: Ein Ausschuß seiner Partei hat ihn zusätzlich zu schon erfolgten Spenden um ein- oder zweihundert Dollar für die Wahlkampagne im Herbst gebeten. Der Richter ist ein Patriot, es geht bei der Novemberwahl um das Schicksal der Nation, und außerdem ist sein persönlicher Einsatz in dem großen Spiel, wie noch zu zeigen sein wird, nicht unbedeutend. Er wird also tun, was der Ausschuß will, nein, seine Großzügigkeit wird ihre Erwartungen noch übertreffen, und sie sollen einen Scheck über fünfhundert Dollar haben, mit der Aussicht auf mehr, falls nötig. Und dann? Die verarmte Witwe eines Jugendfreunds von Richter Pyncheon hat ihm ihre Not in einem ergreifenden Brief geschildert. Sie und ihre lebenswürdige Tochter haben kaum genug für das tägliche Brot. Er erwägt, heute zu ihr zu gehen, vielleicht läßt es sich einrichten und vielleicht auch nicht, je nachdem, ob sich genug Zeit und ein kleiner Geldschein findet.

Außerdem sollte er – es ist ja wichtig, sich um seine Gesundheit zu kümmern, nur zu ängstlich darf man nicht sein – seinen Hausarzt aufsuchen. Ja warum denn, um Himmels willen? Nun, die Symptome lassen sich nur schwer beschreiben. Bloß ein getrübler Blick und etwas Schwindel vielleicht? Eine unangenehme Enge, ein Röcheln, Gurgeln oder Glucksen im Thorax, wie die Anatomen sagen? Oder war es das Herz, das ziemlich heftig klopfte und sprang, was dem Richter ja nur Ehre machte und bewies, daß dieses Organ in seiner Konstitution nicht fehlte. Der Doktor würde vermutlich nur lächeln, wenn sein erfahrenes Ohr solche Belanglosigkeiten hörte; dann würde der Richter auch lächeln, sie sähen einander an und würden zusammen herzlich lachen! Ach was, ärztlicher Rat! Den wird der Richter nie brauchen!

Bitte sehr, Richter Pyncheon, seht doch auf Eure Uhr! Was, nicht einmal ein flüchtiger Blick! In kaum zehn Minuten wird das Dinner serviert, und es kann Euch doch nicht entfallen sein, daß dieses Dinner heute das bedeutsamste Essen ist, das Ihr je zu Euch genommen habt. Jawohl, das allerwichtigste, obwohl Ihr in Eurer beachtlichen Karriere schon ganz oben an prächtigen Festtafeln Platz nehmen und mit Gästen parlieren durftet, denen noch Websters' ¹⁷ Stentorstimme in den Ohren dröhnte. Aber diesmal ist es kein Staatsbankett. Es ist nur ein Dutzend Freunde von überall aus den Bezirken beisammen, einflußreiche Persönlichkeiten, die sich ganz ungezwungen im Haus eines ebenso bedeutenden gemeinsamen Freundes versammelt haben, der sie etwas besser bewirten will, als er sonst zu speisen pflegt. Keine französischen Kochkünste, aber doch ein ganz ausgezeichnetes Mahl! Echte Schildkröte angeblich, Lachs, Austernfisch, Kanevasente, Schwein, englisches Hammelfleisch, ein guter Rinderbraten oder ähnliche deftige Leckerbissen, passend für die gewichtigen Gutsherren, um die es sich bei diesen ehrenwerten Gästen hauptsächlich handelt. Die Köstlichkeiten des Marktes werden von einem alten Madeira gekrönt, dem Stolz vieler Jahre. Es ist ein Juno, ein prächtiger Wein, balsamisch und voll sanfter Macht; Glückseligkeit in der Flasche, zum späteren Genuß; ein goldenes Naß, mehr wert als flüssiges Gold; so einzigartig und wundervoll, daß erfahrene Weintrinker sich noch lange rühmen, ihn gekostet zu haben! Er vertreibt das Herzweh, ohne Kopfschmerzen zu machen! Könnte der Richter bloß ein Glas trinken, er wäre vielleicht imstande, die unerklärliche Trägheit abzuschütteln, die sein Erscheinen bei diesem überaus wichtigen Essen so sehr verzögert – die zehn Minuten sind nämlich vorbei und noch fünf dazu. Dieser Wein könnte fast Tote auferwecken! Wollt Ihr ihn jetzt kosten, Richter Pyncheon?

Ach, dieses Essen! Habt Ihr wirklich vergessen, was es in Wahrheit bezweckt? Dann laßt es Euch einflüstern, damit Ihr gleich hochfährt aus dem Eichenstuhl, der

¹⁷ Daniel Webster (1782-1852), Senator von Massachusetts, galt als der beste Redner seiner Zeit.

richtiggehend verzaubert scheint wie in Miltons *Contus*¹⁸ oder der Stuhl, in den Moll Pitcher¹⁹ Euren eigenen Großvater bannte. Doch der Ehrgeiz ist ein noch stärkerer Zauber als die Hexerei. Auf also, eilt durch die Straßen und platzt ins Haus, damit die Gesellschaft anfangen kann, bevor der Fisch verdirbt! Sie warten auf Euch, und es ist kaum zu Eurem Vorteil, daß sie warten müssen. Diese Herren – brauche ich Euch das zu sagen? – sind nämlich nicht ohne Grund aus jeder Ecke des Staates gekommen. Es sind alles schlaue Politiker, die wissen, wie man es anstellt, dem Volk ohne sein Wissen die Macht zu nehmen, seine Regenten selbst zu wählen. Volkes Stimme mag bei den nächsten Gouverneurswahlen so laut wie Donner grollen und wird doch nur ein Widerhall dessen sein, was diese Herren sich an der Festtafel des Freundes zuraunen. Sie sind da, um ihren Kandidaten zu küren. Diese kleine Schar listiger Strategen wird den Konvent beherrschen und somit der Partei ihren Willen diktieren. Und welcher Bewerber könnte verdienter sein – weiser, gebildeter, menschenfreundlicher und prinzipientreuer, in öffentlichen Ämtern erprobter und von noch tadelloserem Charakter, der allgemeinen Wohlfahrt stärker verpflichtet und durch seine Abstammung in puritanischem Glauben und Handeln fester verwurzelt –, wer anders konnte dem Volk mit gleichem Recht zur Wahl empfohlen werden, weil er all diese Ansprüche an einen Herrschenden erfüllte, als unser Richter Pyncheon?

Beeilung also! Ihr seid am Zug! Der Lohn, für den Ihr Euch abgemüht und gekämpft habt, für den Ihr geklettert und gekrochen seid, liegt in Reichweite! Nehmt an diesem Essen teil! – Trinkt ein Glas oder zwei von dem edlen Wein! – Flüstert Eure Versprechen so leise, wie Ihr nur wollt! Und wenn Ihr vom Tisch aufsteht, seid Ihr fast schon Gouverneur dieses glorreichen alten Staates! Gouverneur Pyncheon von Massachusetts!

Ist eine solche Gewißheit denn kein starkes und aufmunterndes Elixier? Ein halbes Leben lang war sie Euer großes Ziel. Warum sitzt Ihr denn jetzt, wo Ihr nur noch zu nicken braucht, so träge im Eichenstuhl Eures Urgroßvaters, als ob Ihr ihn dem Gouverneursessel vorziehen würdet? Wir kennen alle die Fabel von König Klotz,²⁰ aber in diesen geschäftigen Zeiten wird wohl kein Holzklotz das Rennen um ein hohes Amt gewinnen.

¹⁸ Im Jahr 1634 uraufgeführtes Maskenspiel von John Milton (1608-1674) im pastoral-arkadischen Ton.

¹⁹ Eine bis zu ihrem Tod 1813 an der ganzen Küste Neuenglands bekannte Wahrsagerin, die den Seeleuten ihr Schicksal prophezeite. Auch der Dichter John Greenleaf Whittier widmet ihr in seinem Gedicht *Moll Pitcher* (1831) einige Verse.

²⁰ Nach *Brewers Dictionary of Phrase & Fable*: Ein König, der in Ruhe und Frieden herrscht, ohne von seiner Macht Gebrauch zu machen. In der Fabel von den Fröschen, die einen König wollten, wirft Jupiter zunächst einen Holzklotz vom Himmel. Aber die Frösche beklagen sich über einen so langweiligen König. Darauf schickt Jupiter ihnen einen Storch, der sie sogleich verschlingt.

Ja, nun ist es unwiderruflich zu spät für das Essen! Schildkröte, Lachs, Austernfisch, Schnepfe, gesottener Truthahn, englisches Hammelfleisch, Schweine- und Rinderbraten: es ist alles verschwunden bis auf ein paar Reste, lauwarne Kartoffeln und mit kaltem Fett überzogene Saucen. Dabei hätte der Richter mindestens mit Messer und Gabel Wunder vollbracht. Von ihm hieß es nämlich in Anspielung auf seinen ungeheuerlichen Appetit, daß sein Schöpfer ihn zu einem großen Tier gemacht habe, das Essen aber mache ihn zu einem noch größeren. Menschen mit solch ausgeprägten Gelüsten sind auf Nachsicht angewiesen, wenn es ans Essen geht. Doch für einmal hat es der Richter versäumt! Und selbst zum Wein kommt er wohl leider zu spät! Die Gäste sind erhitzt und gut gelaunt. Sie haben den Richter aufgegeben, meinen, die Sklavereigegner hätten ihn gewonnen,²¹ und einigen sich auf einen anderen Kandidaten. Wenn unser Freund sie jetzt heimsuchen würde, mit seinem verzerrten und stumpfen Blick, würde ihnen seine schroffe Erscheinung wohl die Laune verderben. Und es wäre auch unschicklich, wenn Richter Pyncheon, der sonst so sehr aufsein Äußeres achtete, sich mit diesem roten Fleck auf der Hemdbrust zu Tisch setzen würde. Wie kam er überhaupt dorthin? Es ist jedenfalls ein häßlicher Anblick, und der Richter täte am besten daran, den Mantel über der Brust gut zuzuknöpfen, Wagen und Pferd aus dem Mietstall zu nehmen und so schnell wie möglich nach Hause zu fahren. Dort könnte er einen Kognak mit Wasser trinken, ein Lammkotelett, Beefsteak, gebratenes Hähnchen oder sonst eine Kleinigkeit als Mittagessen und Dinner in einem zu sich nehmen und dann den Abend am Kamin verbringen. Er würde seine Pantoffeln lange vors Feuer strecken müssen, um die Kälte auszutreiben, die ihm in diesem scheußlichen alten Haus in die Adern gekrochen ist.

Auf also, Richter Pyncheon, auf! Ihr habt einen Tag verloren. Aber bald kommt das Morgen. Werdet Ihr beizeiten aufstehen und das Beste daraus machen? Morgen, morgen, ja, morgen! Wir Lebenden können zeitig aufstehen morgen. Wer heute gestorben ist, erhebt sich am Morgen der Auferstehung.

Nun blickt die Dämmerung düster aus den Winkeln des Raums empor. Die Schatten der hohen Möbel werden tiefer und schärfer zunächst, doch während sie zunehmen, verlieren sie ihre klaren Konturen in der dunkelgrauen Flut des Vergessens, die langsam an den Dingen und an der einsamen Menschengestalt in ihrer Mitte emporsteigt. Die Düsternis ist nicht von draußen gekommen, sie hat den ganzen Tag hier gelauert und wird nach ihrem eigenen unabänderlichen Zeitmaß von allem Besitz ergreifen. Nur das Gesicht des Richters, starr und seltsam weiß, will noch nicht in diese allgemeine Auflösung eintauchen. Schwächer und schwächer wird das Licht, als

²¹ Die «Free-Soil Party», ein Vorläufer der Republikanischen Partei, wandte sich gegen eine Ausweitung der Sklaverei und warb mit dem Slogan «free soil, free speech, free labor, and free men» («freier Grund, Redefreiheit, freie Arbeit und freie Menschen») um Wählerstimmen.

hätte man noch einmal zwei Handvoll Dunkel ausgestreut. Es ist nicht mehr grau, sondern finster. Am Fenster ist noch ein schwaches Etwas, kein Leuchten, kein Glänzen, kein Glimmen – jedes Lichtwort wäre viel zu hell für die zaghafte Vermutung, nein, Ahnung, daß dort ein Fenster ist. Ist es schon verschwunden? Nein! – Doch! – Nicht ganz! – Und immer noch bleibt das schwärzliche Weiß –ja, bringen wir diese unpassenden Wörter zusammen – das schwärzliche Weiß von Richter Pyncheons Gesicht. Die Züge sind verschwunden, es bleibt nur ihre Blässe. Und jetzt? Kein Fenster! Kein Gesicht! Eine unendliche, undurchdringliche Schwärze hat die Sicht ausgelöscht! Wo ist unser All? Zerbröckelt um uns, und wir treiben im Chaos und lauschen wohl noch dem ruhelos heulenden Wind, der seufzend und klagend sucht, was einst eine Welt war! Ist da kein anderer Laut? Doch, und der ist fürchterlich. Es ist das Ticken der Uhr, die der Richter in der Hand hält, seit Hepzibah auf der Suche nach Clifford den Raum verlassen hat. Aus welchem Grund auch immer liegt in diesem schwachen, ruhigen, unaufhörlichen Pulsschlag der Zeit, die so geschäftig und regelmäßig in Richter Pyncheons Hand pocht, ein Grauen, das wir in keinem anderen Requisit der Szene finden.

Doch horch! Dieser Windstoß war lauter und anders als der trostlos verdrießliche Ton des Selbstmitleids, der in den letzten fünf Tagen auch die ganze Menschheit mit ins Elend gerissen hat. Der Wind hat gedreht! Er kommt jetzt angriffslustig aus Nordwesten, packt das alte Gebälk der sieben Giebel und versetzt ihm einen Puff wie ein Ringer, der sich im Kräfteressen mit seinem Gegner übt. Der Wind schlägt wieder und wieder zu! Das alte Haus wimmert erneut und brüllt etwas Unverständliches in seinem rußigen Schlund – dem großen Rauchfang des mächtigen Kamins –, jammern über den groben Wind und auch trotzig aufbegehend, wie es den anderthalb Jahrhunderten feindseliger Vertrautheit zwischen den beiden entspricht. Ein stürmisches Poltern tobt hinter dem Kaminbrett. Im oberen Stock schlägt eine Tür zu. Vielleicht stand ein Fenster offen, oder eine freche Bö hat es aufgestoßen. Man ahnt ja gar nicht, was für prächtige Orgeln diese alten Holzhäuser sind und welche seltsamen Stimmen darin wohnen, die sogleich zu singen und seufzen und schluchzen und gellen beginnen, zu pochen wie Eisenhämmer, luftig und schwer zugleich in einer fernen Kammer, vor den Türen zu stampfen mit herrischem Schritt und in wundersam raschelder Seide die Treppen hinauf- und hinunterzuraschen, sobald der Sturm das Haus an einem offenen Fenster überrascht und richtig hineinfährt. Möchten wir doch nicht als Geist darin wohnen! Es ist zu arg! Das Lärmen des Winds durch das einsame Haus, die Stille des Richters, der unsichtbar dasitzt, und dieses hartnäckige Ticken der Uhr!

Die Unsichtbarkeit des Richters wird allerdings bald behoben sein. Der Nordwestwind hat den Himmel blank gefegt. Das Fenster ist deutlich zu sehen. Durch die Scheiben erahnen wir zudem das Brausen des dichten, dunklen Laubs, das in ständigem Auf und Ab vorüberweht und da und dort einen Stern ins Zimmer irrlichtern läßt. Mehr als alles andere erhellt ihr Schein das Gesicht des Richters. Aber jetzt kommt wirksameres Licht. Seht nur den silbrigen Tanz auf den obersten Zweigen des Birnbaums, dann etwas tiefer und bald auf dem ganzen Gezweig, durch dessen unruhiges Gewebe die Mondstrahlen schräg in den Raum fallen. Sie huschen über die Gestalt des Richters und enthüllen, daß er sich in den Stunden der Dunkelheit nicht geregt hat. Sie treiben die Schatten mutwillig über seine immer gleichen Züge. Sie glimmen auf seiner Uhr. Das Zifferblatt ist zwar in seiner Hand verborgen, aber wir wissen, daß die treuen Zeiger sich begegnet sind, denn von einer Turmuhr schlägt es Mitternacht.

Ein besonnener Mann wie Richter Pyncheon gibt so wenig auf zwölf Uhr nachts wie auf die entsprechende Mittagsstunde. Die Ähnlichkeit, die im Vorangegangenen zwischen ihm und seinem puritanischen Ahnherrn beschworen wurde, versagt in diesem Punkt. Der Pyncheon vor zweihundert Jahren erklärte sich wie die meisten seiner Zeitgenossen vom Wirken der Geister vollauf überzeugt, wobei er vor allem an böse Einflüsse glaubte. Der Pyncheon von heute nacht, der dort im Sessel sitzt, glaubt diesen Unsinn nicht. Oder wenigstens galt dies noch vor ein paar Stunden. Das Haar sträubt sich ihm deshalb nicht bei den Geschichten, die von genau diesem Raum im Haus seiner Ahnen erzählt wurden zu Zeiten, als die Kaminecken noch Ofenbänke hatten, auf denen die Greise saßen und in der Asche der Vergangenheit nach alten Sagen wie nach glühenden Kohlen stocherten. Welchen Sinn, welche Bedeutung und Moral, die man immerhin selbst von einer Gespenstergeschichte erwarten dürfte, sollte etwa die absurde Mär haben, daß sich um Mitternacht alle toten Pyncheons in diesem Salon versammeln müssen? Und zu welchem Zweck denn bitte? Ach, um zu sehen, ob das Testament ihres Ahnherrn befolgt wird und sein Bild immer noch an der Wand hängt? Und dafür lohnt es sich, aus dem Grab zu steigen?

Wir sind versucht, uns mit der Vorstellung ein wenig zu unterhalten. Geistergeschichten kann man ja kaum noch in vollem Ernst wiedergeben.

Nehmen wir also an, daß das Familientreffen der verstorbenen Pyncheons sich wie folgt abspielte: Zuerst tritt der Ahnherr selbst auf, in seinem schwarzen Mantel, mit spitzem Hut und Pluderhose, um die Mitte einen Ledergürtel, in dem sein Schwert mit Stahlknauf hängt. In der Hand hält er einen langen Stock, den ältere Herren ebenso zum Zeichen ihrer Würde wie als Stütze mit sich führten. Er schaut zum Bild auf – ein wesenloses Etwas, das sein eigenes Abbild betrachtet! Alles in Ordnung. Das Bild ist noch da. Sein Entschluß blieb der Nachwelt heilig, lange nachdem der Mann selbst als

Gras im Friedhof sproß. Da! Er hebt seine machtlose Hand und prüft den Rahmen. Alles in Ordnung! Aber ist das ein Lächeln? – Ist es nicht vielmehr ein unheil kündendes Stirnrunzeln, das seine schattenhaften Züge verfinstert?

Der stattliche Oberst ist unzufrieden! So ausgeprägt ist sein unwilliger Blick, daß seine Züge um so stärker hervortreten, obwohl das Mondlicht hindurchscheint und flackernd auf die jenseitige Wand fällt. Etwas hat dem Ahnherrn seltsam mißfallen! Mit einem grimmigen Kopfschütteln wendet er sich ab. Es erscheinen weitere Pyncheons, die ganze Sippe mit ihrem halben Dutzend Generationen, und sie schubsen und drängeln sich vor bis zum Bild. Wir sehen betagte Männer und alte Damen, einen Geistlichen mit der ganzen puritanischen Strenge in seinem Gewand und Auftreten und einen Offizier mit rotem Rock aus dem alten Franzosenkrieg.²² Auch der Krämer Pyncheon aus dem letzten Jahrhundert kommt und hat seine rüschenbesetzten Ärmel zurückgestreift. Und der feine Herr im Brokat mit Perücke aus der Geschichte des Künstlers ist da, mit der wunderschönen und verträumten Alice, die ohne Stolz ihrem jungfräulichen Grab entstieg. Alle prüfen den Rahmen. Was sucht diese Geisterschar denn? Eine Mutter hebt ihr Kind hoch, damit seine Händchen das Bild berühren können! Es ist offenbar von einem Geheimnis umgeben, das diese armen Pyncheons verwirrt und aus ihrer Ruhe schreckt. Unterdessen steht die Gestalt eines älteren Mannes im Lederwams in der Ecke. Aus der Seitentasche seiner Kniehose sieht ein Zollstock hervor; er zeigt mit dem Finger auf den bärtigen Oberst und seine Nachkommen, nickt, spottet und höhnt und bricht schließlich in unbändiges, wenn auch unhörbares Gelächter aus.

Wir haben uns von dieser Posse hinreißen lassen und etwas die Beherrschung und den kühlen Kopf verloren. Jetzt sehen wir nämlich einen unvermuteten Gast in diesem geisterhaften Bild. Inmitten der Menschen aus früheren Zeiten steht ein junger Mann, nach der neusten Mode gekleidet. Er trägt einen dunklen Gehrock fast ohne Schöße, eine graue Hose, Zugstiefel aus Glanzleder, eine zierliche Goldkette über der Brust und hält ein Stöckchen aus Fischbein mit Silberknauf in der Hand. Sollten wir dieser Gestalt zur Mittagszeit begegnen, würden wir sie als Jaffrey Pyncheon junior begrüßen, den einzigen überlebenden Nachkommen des Richters, der die letzten beiden Jahre im Ausland auf Reisen gewesen ist. Lebt er noch, wie kommt dann sein Schatten hierher? Ist er tot, was für ein Unglück! Auf wen würde denn das alte Erbe der Pyncheons kommen und das große Vermögen, das der Vater des jungen Mannes erwarb? Auf den armen, närrischen Clifford, die hagere Hepzibah und die kleine Phoebe vom Land! Doch ein weiteres und noch größeres Rätsel wird uns aufgegeben! Ja, können wir unseren Augen trauen? Ein beleibter älterer Herr ist erschienen.

²² Der Brit.-Frz. Kolonialkrieg wurde 1763 mit dem Frieden von Paris beendet, in dem Frankreich alle Besitzungen östlich des Mississippi sowie Kanada an Großbritannien verlor.

Er wirkt überaus ehrbar, trägt einen weiten schwarzen Mantel samt passender Hose und könnte als äußerst korrekt gekleidet gelten, wenn da nicht ein großer roter Fleck auf dem schneeweißen Halstuch und bis auf die Hemdbrust hinunter wäre. Ist das etwa der Richter? Wie kann es Richter Pyncheon sein? Wir sehen seine Gestalt doch so deutlich, wie im flackernden Mondlicht nur möglich, noch immer im Eichenstuhl sitzen! Wessen Geist es auch sein mag, er geht zum Bild, scheint den Rahmen zu packen und versucht dahinterzuspähen; als er sich abwendet, ist seine Stirn so finster wie die des Ahnherrn.

Die groteske eben angedeutete Szene darf keinesfalls als tatsächlicher Teil unserer Geschichte betrachtet werden. Wir haben uns vom zuckenden Mondlicht zu dieser kurzen Ausschweifung verleiten lassen. Die Strahlen tanzen Hand in Hand mit den Schatten im Widerschein des Spiegels, der bekanntlich immer eine Art Fenster oder Tor zur geistigen Welt ist. Wir brauchten auch Ablenkung von unserer allzu langen und ausschließlichen Betrachtung jener Gestalt im Stuhl. Außerdem hat der Sturmwind unsere Gedanken seltsam durcheinandergewirbelt, ohne sie jedoch von ihrer einen festen Mitte loszureißen. Der Richter da lastet schwer wie Blei auf unserer Seele. Wird er sich denn nie mehr rühren? Wir werden noch verrückt, wenn er sich nicht rührt! Seine Ungerührtheit läßt sich an der unerschrockenen kleinen Maus ermessen, die auf den Hinterbeinen in einem Mondstrahl zu Richter Pyncheons Füßen sitzt und eine Erkundungsreise über den großen schwarzen Berg zu erwägen scheint. Da! Was hat die flinke kleine Maus erschreckt? Die Fratze von Grimalkin²³ vor dem Fenster, wo der Kater sich wohl auf die Lauer legte. Eine abscheuliche Fratze! Jagt hier die Katze eine Maus oder der Teufel eine Menschenseele? Könnten wir ihn doch vom Fenster verscheuchen!

Gott sei Dank, die Nacht ist fast vorüber! Das Mondlicht glänzt nicht mehr so silberhell vor der Schwärze der Schatten, auf die es trifft. Es ist blasser jetzt, und die Schatten wirken grau und nicht schwarz. Der ungestüme Wind hat sich gelegt. Wie spät ist es? Ach, das Ticken der Uhr ist jetzt doch verstummt. Die vergeßlichen Finger des Richters haben sie nicht wie sonst um zehn aufgezogen, eine halbe Stunde vor seiner üblichen Schlafenszeit, und so ist sie zum ersten Mal in fünf Jahren stehengeblieben. Aber die große Weltenuhr geht ihren Gang. Die trostlose Nacht – ja, wie trostlos scheint der Spuk der Ödnis hinter uns! – weicht einem frischen, klaren und wolkenlosen Morgen. Gepriesen, ja gepriesen sei der Glanz! Das Tageslicht – und selbst sein schwacher Abglanz, der diesen ewig finsternen Salon erhellt – scheint teilzuhaben am allumfassenden Segen, der das Böse vernichtet, das Gute möglich

²³ Mit Grimalkin (eigentlich «gray malkin») wurde eine 478 alte, bösertige oder unheimliche Katze bezeichnet. Im Volksglauben wurden Katzen verdächtigt, mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Vgl. Shakespeares Drama Macbeth I, i, wo die Hexe Grimalkin anruft.

macht und das Glück erreichbar. Wird Richter Pyncheon sich jetzt aus seinem Stuhl erheben? Wird er sich aufmachen und die ersten Sonnenstrahlen auf seiner Stirn empfangen? Wird er diesen neuen Tag, den Gott den Menschen mit einem Lächeln und seinem Segen geschenkt hat, mit besseren Absichten beginnen als die vielen, die er vertan hat? Oder ist sein Herz noch so verstockt wie gestern, und sinnt sein Hirn beharrlich denselben Plänen nach?

In diesem Fall gibt es viel zu tun. Wird der Richter bei Hepzibah weiter auf eine Unterredung mit Clifford drängen? Wird er ein verlässliches, für einen älteren Herrn geeignetes Pferd kaufen?

Wird er den Käufer des alten Familienerbes überreden können, ihm das erworbene Land abzutreten? Wird er seinen Hausarzt aufsuchen und eine Medizin erhalten, dank der er alt wird wie Methusalem, zur Ehre und zum Segen der Seinen? Vor allem, wird Richter Pyncheon sich bei der Runde seiner ehrenwerten Freunde gebührend entschuldigen, sie überzeugen, daß seine Abwesenheit an der Festtafel unvermeidlich war, und ihr Wohlwollen so gründlich wiedererlangen, daß er doch noch Gouverneur von Massachusetts wird? Und sind all diese großen Ziele erreicht, wird er dann wieder mit diesem Hundstagslächeln angestrongter Güte durch die Straßen gehen, das schwül genug ist, Fliegen anzulocken, die darin summen wollen? Oder wird er aus der Grabesruhe eines Tags und einer Nacht bescheiden und reuig hervorgehen, mild und kummervoll, auf keinen Vorteil bedacht und weltliche Ehre verachtend, als einer, der Gott kaum mehr zu lieben wagt, aber kühn seinen Nächsten liebt und ihm Gutes tut, soviel er kann? Wird er nicht mehr das abscheuliche Grinsen falschen Wohlwollens zur Schau stellen, empörend in seiner Anmaßung und abstoßend in seiner Falschheit, sondern die sanfte Trauer der Zerknirschung im Herzen tragen, das endlich doch unter der Last seiner Sünde gebrochen ist? Denn das glauben wir, daß im Grunde seines Wesens bei allem Blendwerk angehäufter Ehre schwere Sünde war.

Steht auf, Richter Pyncheon! Die Morgensonne schimmert durch das Laub. Schön und heilig ist sie und ist sich doch nicht zu gut, Eure Züge zu entflammen. Steh auf, du durchtriebener Genußmensch, selbstsüchtiger, hartherziger Heuchler, und entscheide dich, ob du weiterhin durchtrieben und dem Genuß verfallen, selbstsüchtig, hartherzig und heuchlerisch sein magst oder ob du diese Sünden aus deinem Gemüt reißen willst, auch wenn dabei dein Lebensblut fließt! Der Rächer naht! Steh auf, bevor es zu spät ist!

Wie! Auch dieses letzte Flehen rührt dich nicht? Nein, keine Spur! Und schon sehen wir eine Fliege – eine gewöhnliche Fliege, wie sie immer ums Fenster schwärmen –, die Gouverneur Pyncheon gerochen hat und erst auf seiner Stirn, dann auf seinem

Kinn landet und jetzt – Gott steh uns bei! – den Nasenrücken hinauf zu den weit offenen Augen des verhinderten Magistraten kriecht! Kannst du die Fliege nicht verscheuchen? Bist du zu träge? Dabei hattest du gestern noch so viele rastlose Pläne! Bist du zu schwach und warst doch so mächtig? Kannst keine Fliege wegscheuchen! Gut, dann geben wir dich auf!

Horch! Die Ladenglocke läutet. Nach Stunden wie diesen, durch die wir die Last unserer Geschichte geschleppt haben, ist es gut, zu spüren, daß es eine lebendige Welt gibt und selbst dieses alte, einsame Haus noch mit ihr in Verbindung steht. Wir atmen freier, wenn wir Richter Pyncheons Gegenwart entfliehen und auf die Straße vor den sieben Giebeln treten.

KAPITEL 19. DIE BLUMEN DER ALICE

Onkel Venner mit seinem Schubkarren war am Tag nach dem Sturm als erster in der Nachbarschaft unterwegs.

Vor dem Haus mit den sieben Giebeln bot die Pyncheon Street einen viel gefälligeren Anblick, als man es von einer Gasse mit eher bescheidenen Holzhäusern hinter schäbigen Zäunen hätte erwarten dürfen. Die Natur entschädigte an diesem Morgen reichlich für die vergangenen fünf unfreundlichen Tage. Ein Blick empor in die weite Verheißung des Himmels, oder was sich davon zwischen den heiter besonnten Häusern erkennen ließ, hätte allein schon das Dasein lebenswert gemacht. Jeder Gegenstand erfreute, ob man ihn als ganzes bestaunte oder aus der Nähe betrachtete. Die sauber gespülten Steine etwa und der Kies auf dem Gehsteig, selbst die Pfützen mitten auf der Straße, die den Himmel spiegelten, und das in frischem Grün leuchtende Gras entlang der Zäune, hinter denen man die Pracht der Gartenbeete erspähte. Alles Wachsende schien zum Glück befähigt zu sein, in der saftigen Wärme und Üppigkeit seiner Existenz. Überall in dem breiten Wipfel der Ulme war Leben, die Morgensonne und ein milder Hauch erfüllten sie, der in dem grünen Reich verweilte und tausend Blätterzungen zugleich flüstern ließ. Dem alten Baum hatte der Sturm anscheinend nichts anhaben können. Seine Äste waren noch heil und das ganze Blätterwerk strahlend grün, bis auf einen einzigen Zweig, der sich als Vorbote des Herbsts, den die Ulmen mit ihrem Farbwechsel manchmal früh verkünden, in leuchtendes Gold verwandelt hatte. So glich er dem goldenen Zweig, der Aeneas und der Sibylle die Unterwelt öffnete²⁴.

²⁴ Nach der Aeneis des röm. Dichters Vergil (70-19 v.Chr.), der die Legenden um den trojanischen Prinzen Aeneas in seinem Nationalepos zusammenfaßt. Aeneas steigt nach seiner Ankunft in Italien in Begleitung der Priesterin Sibylle von Cumae in die Unterwelt, wo ihm sein verstorbener Vater Anchises die künftige Geschichte Roms offenbart.

Dieser sagenhafte Zweig hing vor dem Eingang des Hauses mit den sieben Giebeln so tief herab, daß jeder sich im Vorübergehen danach strecken und ihn hätte abbrechen mögen. An der Tür hätte der Zweig ihm rechtmäßigen Zutritt verschafft, und er hätte alle Rätsel des Hauses ergründen können. So sehr trügt der Schein, daß das ehrwürdige Haus nun tatsächlich einladend wirkte und man ihm eine gesittete und glückliche Vergangenheit zutraute, von der es sich am Kamin schwärmen ließ. Die Fenster blitzten fröhlich im schräg einfallenden Licht. Die Streifen und Büschel grünen Moores da und dort versprachen innige und schwesterliche Nähe zur Natur, als hätte sich die menschliche Behausung unter uralten Eichen und andern wohlgelittenen alten Wesen ihr Daseinsrecht ersessen. Ein phantasievoller Mensch würde sich im Vorbeigehen immer wieder nach dem Haus umdrehen und es mustern: die vielen Giebel, die im Kamingewirr zusammenliefen, den mächtigen Vorbau über dem Erdgeschoß, das Bogenfenster, das dem bröckelnden Portal, über dem es aufging, zwar keine Größe, aber doch eine altvaterische Würde verlieh; die wuchernden Kletten neben der Schwelle – all dies würde er sehen und etwas wahrnehmen, das tiefer als das Gesehene ging. Er würde sich vorstellen, in dem Haus habe der aufrechte alte Puritaner Redlich gewohnt, der in grauen Vorzeiten gestorben war, aber einen Segen in allen Räumen und Kammern hinterlassen hatte, den man in der Frömmigkeit, Ehrlichkeit, bescheidenen Tüchtigkeit oder tapferen Armut und ruhigen Zufriedenheit seiner Nachkommen bis auf den heutigen Tag erkannte.

Eines vor allem würde in der Erinnerung des erdachten Beobachters Wurzeln schlagen: das große Blumenbüschel – für Unkraut hätte man es noch vor einer Woche gehalten – das Bukett rotgetupfter Blüten in der Ecke zwischen den beiden Vorgiebeln. Die alten Leute hatten sie die Blumen der Alice genannt, im Gedenken an die liebliche Alice Pyncheon, die nach dem Hörensagen die Samen aus Italien mitgebracht hatte. Heute standen sie in voller Blütenpracht und waren wie ein geheimnisvolles Zeichen, daß sich drinnen im Haus etwas erfüllt hatte.

Es war also kurz nach Sonnenaufgang, als Onkel Venner erschien und seinen Karren über die Straße schob. Er machte seine morgendliche Runde, um Kohlblätter, Rübenstrünke, Kartoffelschalen und sonstige Küchenabfälle einzusammeln, die von den sparsamen Hausfrauen der Nachbarschaft ausgesondert wurden, weil sie nur noch als Schweinefutter taugten. Onkel Venners Schwein ernährte sich ganz von diesen mildtätigen Gaben und gedieh tadellos, so daß der Lumpenphilosoph immer versprach, vor seinem Rückzug auf die Farm aus dem stattlichen Grunzer ein Festmahl zu bereiten und mit all seinen Nachbarn die Lenden- und Rippenstücke zu teilen, die dank ihnen fett geworden waren. Miss Hepzibah Pyncheons Haushaltskünste hatten sich so verbessert, seit Clifford zur Familie stieß, daß ihr Anteil am Mahl gewiß nicht

mager ausgefallen wäre, und entsprechend enttäuscht war Onkel Venner, als er den großen Steinguttopf voll eßbarer Reste nicht fand, der ihn üblicherweise auf der Schwelle der Hintertür des Hauses erwartete. «So vergeßlich ist Miss Hepzibah doch sonst nie gewesen», murmelte der Alte vor sich hin. «Sie muß Essen gekocht haben gestern, keine Frage!

Das tut sie jetzt immer. Wo bleiben also die Brühe und die Kartoffelschalen? Soll ich klopfen und schauen, ob sie schon auf ist? Nein, nein – geht nicht! Wenn die kleine Phoebe da war', würd' es mir nichts ausmachen, aber Miss Hepzibah wirft mir bestimmt böse Blicke aus dem Fenster zu und macht eine grimmige Miene, auch wenn sie gute Laune hat. Ich komm' lieber am Mittag wieder.»

Also schloß der Alte das Tor zum kleinen Hinterhof. Es quietschte aber in den Angeln wie jedes Tor und jede Tür auf dem Grundstück, und das Geräusch kam dem Bewohner des Nordgiebels, dessen eines Fenster einen schrägen Blick auf das Tor erlaubte, zu Ohren.

«Guten Morgen, Onkel Venner!» grüßte der Lichtbildner und beugte sich aus dem Fenster. «Ist noch niemand auf?»

«Keine Menschenseele», sagte der Philosoph.

«Ist ja auch kein Wunder. Es ist noch keine halbe Stunde seit Sonnenaufgang. Aber ich bin richtig froh, Sie zu sehen, Mr. Holgrave! Der Hausteil hier sieht so merkwürdig verlassen aus, und mir wurde irgendwie mulmig, wie wenn da drin keiner mehr am Leben war'. Von vorn sieht das Haus viel fröhlicher aus, die Blumen von Alice blühen dort wunderbar, und wenn ich ein junger Mann war', Mr. Holgrave, müßte meine Liebste eine Blume ans Mieder haben, und wenn ich bei der Kletterei meinen Hals riskieren tat'! Ja, und hat der Wind in der Nacht Sie auch wach gehalten?»

«Allerdings!» antwortete der Künstler lächelnd. «Würde ich an Gespenster glauben – und ich weiß gar nicht recht, ob ich das nicht tue –, hätte ich fest geglaubt, daß sämtliche alten Pyncheons in den unteren Stockwerken ihr Unwesen treiben, vor allem in Miss Hepzibahs Hausteil. Aber jetzt ist alles ganz ruhig.»

«Ja, kein Wunder, daß Miss Hepzibah verschläft, wenn der Lärm sie die ganze Nacht gestört hat», sagte Onkel Venner. «Denn es wäre schon seltsam, was, wenn der Richter seine beiden Verwandten zu sich mit aufs Land genommen hätte? Ich hab' nämlich gestern gesehen, wie er in den Laden ging.»

«Um welche Zeit?» fragte Holgrave. «Ach, am Vormittag einmal», sagte der Alte. «Ja,

ja, aber jetzt muß ich auf meine Runde und mein Schubkarren auch. Aber ich bin zur Essenszeit wieder da, denn mein Schwein will Frühstück und Mittagessen. Mein Schwein sagt nie nein zu einer Mahlzeit oder was Freßbarem. Einen guten Morgen wünsch' ich! Und, Mr. Holgrave, wenn ich ein junger Mann wäre wie Sie, würd' ich mir von Alice eine Blume holen und sie ins Wasser stellen, bis Phoebe zurück ist.»

«Ich habe gehört», sagte der Lichtbildner und zog den Kopf wieder ein, «daß diese Blumen am liebsten Wasser aus Maules Brunnen haben.»

Damit war die Unterhaltung beendet, und Onkel Venner ging weiter. Noch eine halbe Stunde lang störte nichts die Ruhe der sieben Giebel, und es kam auch niemand, bis auf einen Austräger, der die Zeitung, die Hepzibah sich seit kurzem hielt, auf die Schwelle warf. Dann kam eine beleibte Frau angerannt und beeilte sich so, daß sie auf den Stufen zur Lادتür stolperte. Ihr Gesicht glühte von der Hitze des Herdfeuers, und weil es ein warmer Morgen war, brutzelte und zischte sie sozusagen, wie in der Wärme des Ofens, des Sommers und ihrer eigenen aufgescheuchten Korpulenz zugleich schmorend. Sie rüttelte an der Lادتür – sie war zu. Sie rüttelte wieder, so heftig und aufgebracht, daß die Glocke ihr ebenso antwortete. «Zum Kuckuck mit der alten Jungfer Pyncheon!» schimpfte die reizbare Hausfrau. «Macht sie einen Laden auf und liegt dann im Bett bis zum Mittag! Das nennt sie wohl feine Manieren! Aber jetzt weck' ich Mylady, oder die Tür geht kaputt!»

Sie riß entsprechend daran, und die ebenso trotzig kleine Glocke schimpfte laut, bis zwar nicht die gemeinte, aber eine gute Dame von gegenüber sie hörte. Sie öffnete das Fenster und rief der ungeduldigen Bittstellerin zu: «Da ist niemand zu Hause, Mrs. Gubbins.»

«Aber es wird und muß jemand da sein!» schrie Mrs. Gubbins und beleidigte die Glocke aufs neue. «Ich will ein halbes Pfund Schmalz, um Mr. Gubbins ein paar erstklassige Fludern zum Frühstück zu braten, und die alte Pyncheon soll jetzt, Dame hin oder her, aufstehen und mich bedienen!»

«Aber nehmen Sie doch Vernunft an, Mrs. Gubbins!» gab die Nachbarin zurück. «Sie und ihr Bruder sind beide zu ihrem Vetter, Richter Pyncheon, gegangen, auf seinen Landsitz. Keine Menschenseele ist in dem Haus, bloß der junge Lichtbildner im Nordgiebel. Ich habe die alte Hepzibah und Clifford gestern weggehen sehen, und ganz seltsame Enten waren die beiden, wie sie da durch die Dreckpfützen watschelten! Sie sind weg, sag' ich Ihnen.»

«Und wie wollen Sie wissen, daß sie zum Richter gegangen sind?» fragte Mrs. Gubbins. «Er ist ein reicher Mann, und er und Hepzibah haben schon lange Streit, weil

er nicht für sie aufkommen will. Das ist doch der Hauptgrund, warum sie einen Laden aufgemacht hat.»

«Das weiß ich schon», sagte die Frau. «Aber weg sind sie – soviel steht fest. Und wer sonst als ein Verwandter, der nicht anders kann, würde diese mißmutige alte Jungfer und den gräßlichen Clifford aufnehmen, frage ich Sie? Es ist schon so, Sie können mir glauben.»

Darauf zog Mrs. Gubbins ab, immer noch kochend vor Wut über die abwesende Hepzibah. Und noch einmal herrschte eine halbe Stunde lang, oder vielleicht auch um einiges länger, fast soviel Ruhe vor dem Haus wie in seinem Innern. Die Ulme aber seufzte zufrieden, froh und heiter über eine Brise, die anderswo nicht zu spüren war. Ein Schwarm Insekten summte munter in ihrem schweren Schatten und löste sich zu Lichtpunkten auf, als sie in die Sonne hinausschossen. Eine Zikade sang ein-, zweimal in einem unergründlichen Baumversteck, und ein einsamer kleiner Vogel mit blaßgoldenem Gefieder schwirrte um die Blumen der Alice.

Schließlich trödelte unser kleiner Freund, Ned Higgins, auf seinem Schulweg die Straße herauf, und weil er zum ersten Mal seit zwei Wochen im Besitz eines Cent war, konnte er auf keinen Fall an der Ladentür der sieben Giebel vorbei. Aber sie wollte nicht aufgehen. Wieder und wieder und noch ein halbes Dutzend Mal strengte er sich mit der Unerbittlichkeit eines Kindes, das etwas ihm Wichtiges haben will, an. Er hatte es sicher auf einen Elefanten abgesehen; oder vielleicht wollte er auch wie Hamlet ein Krokodil essen.²⁵ Die heftigeren Attacken beantwortete die Glocke mit einem gelegentlichen Scheppern, aber zum Lärmen war sie von der schwachen Kraft eines Dreikäsehochs nicht zu bewegen. Die Hand am Türgriff spähte der durch einen Vorhangspalt und sah, daß die Innentür, die durch einen Flur zum Salon führte, geschlossen war. «Miss Pyncheon!» schrie das Kind und klopfte an die Scheibe. «Ich will einen Elefant!»

Als auf das wiederholte Rufen keine Antwort kam, wurde Ned ungeduldig; es zischte und brodelte in ihm, und weil sein kleiner Zornestopf rasch überkochte, hob er einen Stein auf, in der üblen Absicht, ihn durchs Fenster zu werfen. Doch ein Mann, der eben mit einem Kollegen vorbeiging, packte den Schlingel am Arm.

«Was hat denn der Herr?» fragte er. «Die alte Hepzibah soll kommen oder Phoebe oder sonstwer», schluchzte Ned. «Sie wollen nicht aufmachen und mir meinen Elefant nicht geben.»

²⁵ Hamlet trauert so sehr um die tote Ophelia, daß er im Schmerz um sie ein Krokodil verschlingen würde. Vgl. Shakespeare, Hamlet V, 1,263.

«Troll dich zur Schule, du kleiner Wicht!» sagte der Mann. «Es gibt noch einen Laden um die Ecke. Schon seltsam, Dixey», wandte er sich darauf an seinen Begleiter, «was ist denn aus den ganzen Pyncheons geworden! Smith vom Mietstall hat mir gesagt, daß Richter Pyncheon gestern sein Pferd eingestellt hat. Nach dem Dinner wollte er es wieder holen, und jetzt steht es immer noch da. Und heut' morgen kam einer von seinen Leuten in die Stadt und hat nach ihm gefragt. Sie sagen, er ändert seine Gewohnheiten kaum und bleibt auch nicht weg über Nacht.»

«Ach, der taucht schon wieder auf!» meinte Dixey. «Und die alte Pyncheon hat sicher Schulden gemacht, das sage ich dir, und ist vor ihren Gläubigern davongelaufen. Du weißt doch, daß ich schon am ersten Morgen vorhergesagt habe, daß sie mit ihrer teuflischen Fratze die Kundschaft vertreiben würde. Das war zuviel für die Leute!»

«Ich hab' nie geglaubt, daß sich das rechnen würde», bemerkte sein Freund. «Die Frauen wollen zuviel mit diesen Kramläden. Meine Frau hat es auch versucht und fünf Dollar von ihrer Einlage verloren!»

«Ein schlechtes Geschäft!» meinte Dixey kopfschüttelnd. «Ein schlechtes Geschäft!»

Im Laufe des Morgens gab es verschiedene weitere Versuche, mit den vermuteten Bewohnern der stummen und undurchdringlichen Villa in Kontakt zu treten. Der Wurzelbierv Verkäufer kam mit seinem sauber gestrichenen Wagen und wollte ein Dutzend volle gegen die leeren Flaschen eintauschen. Der Bäcker erschien mit einer Menge Kekse, die Hepzibah für ihren Laden bestellt hatte, darauf der Metzger mit einem delikaten Stück, von dem er annahm, daß sie es gerne für Clifford ergattern wollte. Hätte ein stiller Beobachter um das schreckliche Geheimnis des Hauses gewußt, hätte ihn ein besonderes Grauen beim Anblick des kleinen Wirbels im Strom des Menschenlebens gepackt, in dessen Sog ein paar Stöcklein, Strohhalme und anderes Kleinzeug im Kreis trieben, während in der dunklen Tiefe verborgen ein Leichnam lag!

Dem Metzger war es so ernst mit seinem Lammbrisen oder was er sonst Köstliches dabei hatte, daß er es bei jeder zugänglichen Tür des Hauses versuchte und schließlich wieder vor dem Laden stand, wo er üblicherweise eingelassen wurde. «Es ist ein schönes Stück, und ich weiß, die alte Dame würde gleich zugreifen», sagte er vor sich hin. «Sie kann doch nicht weg sein! In den fünfzehn Jahren, seitdem ich mit meinem Wagen in der Pyncheon Street unterwegs bin, ist das noch nie passiert, obwohl man zwar oft den ganzen Tag hätte klopfen können, ohne sie an die Tür zu bekommen. Aber damals mußte sie auch nur für sich selbst sorgen.»

Der Metzger spähte durch denselben Vorhangspalt, durch den eben erst der kleine Elefantenschreck geäugt hatte, und sah die Tür innen nicht wie das Kind verschlossen, sondern fast ganz offenstehen. Wie das gekommen war, bleibe dahingestellt, aber so war es. Der dunkle Flur gab den Blick auf den helleren, aber immer noch düsteren Salon frei. Dem Metzger schien, er könne ganz deutlich die in eine schwarze Hose gekleideten stämmigen Beine eines Mannes in einem schweren Eichenstuhl ausmachen, dessen Lehne den Rest der Gestalt verbarg. Diese schämliche Mißachtung eines Hausbewohners für seine unermüdlichen Bemühungen um Aufmerksamkeit kränkten den Fleischer so, daß er sich zum Rückzug entschloß. «So, so», dachte er, «da sitzt also der verflixte Bruder der alten Jungfer, während ich mich so ins Zeug lege! Na, wenn eine Sau nicht mehr Manieren hätte, würde ich sie abstechen! Dazu muß sich doch ein Geschäftsmann nicht hergeben, und wenn diese Kundschaft in Zukunft noch eine Wurst oder eine Scheibe Leber will, soll sie eben hinter dem "Wagen herlaufen!»

Er warf das gute Stück wütend in seinen Karren und fuhr verärgert davon.

Nicht lange darauf war um die Ecke Musik zu hören; sie verstummte manchmal auf dem Weg die Straße herunter und erklang dann wieder munter ganz nah. Eine Kinderschar war zu sehen, die innehielt oder weiterzog mit der Musik, die aus der Mitte des Haufens zu ertönen schien. Es war wie ein zartes melodisches Band, das die Kinder in sanfter Gefangenschaft hielt, und immer wieder löste sich eines in Schürze und Strohhut aus Tür oder Hauseingang und kam herbeigehüpft. Als der Trupp unter der Pyncheon-Ulme stand, erkannte man den Italienerjungen samt Affchen, der schon einmal mit der Drehorgel unter dem Bogenfenster aufgetreten war und seine Puppen hatte tanzen lassen. Phoebes hübsches Gesicht – und gewiß auch der Münzensegen, den sie auf ihn regnen ließ – waren ihm noch in Erinnerung. Seine ausdrucksvollen Züge leuchteten auf, als er den Ort erkannte, wo diese kleine Episode seines Wanderlebens sich zugetragen hatte. Er betrat den vernachlässigten Hof voll Bärenklau und Kletten, der verwilderter wirkte denn je, öffnete seinen Kasten und begann auf der Schwelle vor der Haustür zu spielen. Sogleich fing jedes Mitglied der mechanischen Truppe an, sein Geschäft auszuüben. Das Äffchen nahm seine Schottenmütze ab, verbeugte sich unterwürfig vor den Umstehenden und machte einen Kratzfuß nach dem andern, immer auf der Lauer nach einer Münze. Auch der junge Fremde selbst blickte zum Bogenfenster auf, als er an seiner Kurbel drehte, in Erwartung einer Gegenwart, die seine Musik lebhafter und wohltönender machen würde. Die Kinderschar blieb in der Nähe – einige auf dem Gehsteig, manche im Hof, zwei oder drei sogar auf der Türstufe, und eines kauerte auf der Schwelle. In der großen alten Pyncheon-Ulme sang inzwischen unablässig die Zikade.

«Ich höre niemand da drin», sagte ein Kind zu einem andern. «Das Affchen wird hier nichts auflesen.»

«Doch, es ist wer zu Hause», behauptete der Knirps auf der Schwelle. «Ich habe Schritte gehört.»

Immer noch blinzelte der junge Italiener nach oben, und es schien wirklich, als verleihe seine echte, wenn auch oberflächliche und fast kokette Gemütsbewegung seinem dünnen, mechanischen Spiel einen frischeren Reiz. Diese Vagabunden sind sehr empfänglich für jede spontane Freundlichkeit – und sei es nur ein Lächeln oder die Wärme in einem sonst unverständenen Wort –, die ihnen auf der Landstraße des Lebens zuteil wird. Und sie erinnern sich daran, weil ihr Zauber ihnen für so lange, wie eine Landschaft in einer Seifenblase schillert, eine Heimat vorgaukelt. Darum ließ sich der Italienerjunge nicht von der schweren Stille abschrecken, mit der das alte Haus entschlossen schien, sein munteres Spiel zu dämpfen. Er ließ nicht locker in seinem melodischen Bitten, sah immer noch auf und hoffte, daß Phoebes strahlende Erscheinung seine dunklen, fremdländischen Züge bald aufleuchten ließe. Auch mochte er nicht gehen, ohne Clifford wiedergesehen zu haben, dessen Empfindsamkeit wie Phoebes Lächeln eine Art Herzenssprache war, die zu dem Fremden redete, spielte all seine Stücke wieder und wieder, bis seine Zuhörer müde wurden. Auch die Holzfigürchen auf der kleinen Bühne hatten genug, und am meisten das Affchen. Es blieb alles still, nur die Zikade sang.

«Da sind keine Kinder im Haus», sagte ein Schuljunge schließlich. «Hier wohnt nur ein alter Mann und eine alte Jungfer. Du bekommst hier nichts! Warum gehst du nicht weiter?»

«Dummkopf, warum sagst du ihm das?» zischte ein pffiffiger kleiner Yankee, dem gar nichts an der Musik lag, aber sehr viel daran, daß sie so billig zu haben war. «Soll er doch spielen, solange er will! Wenn ihm niemand was gibt dafür, ist das seine Sache!»

Jedenfalls ging der Italiener sein ganzes Repertoire noch einmal durch. Einen ahnungslosen Beobachter, der nichts wahrnahm als Musik und Sonnenschein vor der Tür, hätte die Hartnäckigkeit des Straßenkünstlers wohl belustigt. Wird er es noch schaffen? Fliegt die widerstrebende Tür plötzlich auf? Und stürmt eine muntere Kinderschar, der Familiennachwuchs, hüpfend, lärmend und lachend ins Freie, drängt sich voll freudiger Aufregung um die Püppchen und wirft dem langschwänzigen Äffchen Mammon eine Kupfermünze zu, jedes eine?

Für uns aber, die wir das innerste Herz des Hauses so gut wie seine äußere Miene kennen, hat diese Abfolge leichter Volksweisen vor seiner Schwelle etwas

Schauerliches. Wie gräßlich, wenn Richter Pyncheon, der selbst in äußerst harmonischer Stimmung keinen Deut auf Paganinis Geige gegeben hätte, mit seiner blutigen Hemdbrust und grimmigem Stirnrunzeln auf dem schwärzlichweißen Gesicht unter der Tür erschienen wäre, um die fremden Herumtreiber wegzujagen! Wurde je so geschrammt und gefiedelt, wenn niemandem zum Tanzen zumute war? O ja, sehr oft. Dieser Gegensatz, die Vermischung von Tragödie und Heiterkeit, ereignet sich täglich, stündlich und in jedem Augenblick. Das düstere, elende alte Haus ohne Leben, in dessen Einsamkeit der Tod mit seinem Grimm und Schrecken sitzt, ist das Sinnbild manch eines Menschenherzen, das doch gezwungen ist, den Trubel und Lärm der sorglosen Welt rundum zu hören.

Ehe die Vorstellung des Italieners aus war, kamen ein paar Männer auf ihrem Weg zum Mittagstisch vorbei.

«Hör mal, Franzosenbürschchen!» rief der eine. «Geh von der Tür da weg, und troll dich mit deinem Unfug woanders hin! Da wohnen die Pyncheons, und die haben zur Zeit andere Sorgen. Denen ist heute nicht nach Musik zumute. Es heißt in der ganzen Stadt, daß Richter Pyncheon, dem das Haus da gehört, ermordet wurde, und der Polizeichef wird die Sache jetzt untersuchen. Also verschwinde, und zwar sofort!»

Als der Italiener seinen Leierkasten schulterte, sah er vor der Tür eine Karte liegen, die den ganzen Morgen von der Zeitung, die der Austräger daraufgeworfen hatte, verdeckt worden war und erst jetzt wieder zum Vorschein kam. Er hob sie auf, sah eine Bleistiftnotiz darauf und gab sie dem Mann zu lesen. Es war tatsächlich eine Visitenkarte des Richters, auf deren Rückseite er festgehalten hatte, was er gestern erledigen wollte. Der Tag war skizziert darauf, nur daß die Ereignisse nicht ganz nach Plan verlaufen waren. Der Richter musste sie aus seiner Westentasche verloren haben, als er zunächst beim Haupteingang vergeblich Einlaß gesucht hatte. Man konnte die Schrift teilweise noch lesen, auch wenn die Karte vom Regen durchnäßt war.

«Schau mal, Dixey!» rief der Mann. «Das hat was mit Richter Pyncheon zu tun. Schau! – Da steht sein Name, und hier hat er wohl was darauf geschrieben.»

«Gehen wir zum Polizeichef damit!» meinte Dixey. «Das ist vielleicht gerade noch die Spur, die ihm fehlt. Schließlich», flüsterte er seinem Begleiter ins Ohr, «war' es kein Wunder, wenn der Richter da hineingegangen wäre und nie mehr hinaus! Vielleicht war ein gewisser Vetter von ihm wieder am Werk. Dazu die alte Pyncheon, die sich mit ihrem Kramladen verschuldet hat, und die volle Briefftasche des Richters und das Böse, das ihnen schon im Blut liegt! Reim dir das mal alles zusammen, und schau, was dabei rauskommt!»

«Sei still!» flüsterte der andere. «Es ist fast wie Sünde, so was als erster auszusprechen. Aber ich finde auch, wir gehen besser zur Polizei.»

«Tun wir das!» bekräftigte Dixey. «Na, ich hab' ja immer gesagt, es ist was Teuflisches in der Fratze der Frau!»

Darauf machten die Männer auf dem Absatz kehrt und gingen wieder die Straße hinauf. Auch der Italiener beeilte sich wegzukommen, nachdem er noch einen letzten Blick zum Bogenfenster geworfen hatte. Und die Kinder stoben wie auf ein Zeichen davon, als wäre ein menschenfressender Riese hinter ihnen her, bis sie in etlicher Entfernung vom Haus so plötzlich und gleichzeitig anhielten, wie sie davongerannt waren. Das Gehörte hatte ihren empfänglichen Gemütern einen namenlosen Schrecken eingejagt. Wenn sie sich zu den wunderlichen Giebeln und schattigen Winkeln der alten Villa umdrehten, meinten sie eine Finsternis darüber zu sehen, die keine noch so helle Sonne vertreiben konnte. Eine erdachte Hepzibah blickte grimmig und drohte ihnen aus mehreren Fenstern gleichzeitig. Und ein erdachter Clifford – es hätte ihn sehr geschmerzt, wenn er gewußt hätte, daß er ihnen immer ein Graus gewesen war – stand hinter der unwirklichen Hepzibah und gestikuliert wild in seinem verblichenen Morgenrock. So werden Kinder womöglich noch stärker als Erwachsene von panischer Angst erfaßt.

Den ganzen Tag machten die Furchtsameren einen Weiten Bogen um die sieben Giebel, während die Kühneren damit auftrumpften, wer am schnellsten an der Villa vorbeirennen könne.

Es mochte nicht mehr als eine halbe Stunde seit dem Verschwinden des Italienerjungen mit seinen unpassenden Melodien vergangen sein, als eine Droschke die Straße herunterfuhr. Sie hielt unter der Ulme, der Kutscher nahm einen Koffer, eine Tasche aus Leinwand und eine Hutschachtel von seinem Gefährt und stellte sie vor der Tür des alten Hauses ab, dann erschien ein Strohhut und eine hübsche Mädchengestalt. Es war Phoebe! Sie war zwar nicht mehr so strahlend wie zu der Zeit, als sie ihren Fuß in unsere Geschichte setzte, denn die Erfahrungen der vergangenen Wochen hatten sie in dem Maß, wie sie die Tiefen ihres Herzens ahnte, ernster, fraulicher und dunkeläugiger gemacht; aber immer noch leuchtete sie sanft wie die Sonne. Auch die Gabe, alles um sie herum wirklich anstatt grotesk erscheinen zu lassen, hatte sie nicht verloren. Und doch bangen wir selbst um Phoebe, wenn sie in diesem kritischen Augenblick die Schwelle zu den sieben Giebeln überschreiten will. Ist ihr heilsamer Einfluß stark genug, um das abscheuliche, bleiche Heer der sündigen Gespenster fortzujagen, die sich nach ihrer Abreise Zutritt verschafft haben? Oder wird sie erblassen und traurig, krank und häßlich werden, bis auch sie nur noch ein

fahler Geist ist, der lautlos die Treppen hinauf und hinunterhuscht und die Kinder erschreckt, wenn sie am Fenster steht?

Mindestens möchten wir das ahnungslose Mädchen warnen, daß kein menschenähnliches Wesen sie empfangen wird, außer Richter Pyncheon, der – welcher erbärmlicher Anblick, mit Grauen denken wir seit unserer Nachtwache daran! – immer noch in seinem Eichenstuhl ausharrt.

Phoebe prüfte zunächst die Ladedür. Sie gab unter ihrer Hand nicht nach, und der ungewohnte weiße Vorhang über dem Fenster der oberen Türhälfte fiel ihrem wachen Verstand gleich auf. Sie machte keinen zweiten Versuch, sondern ging zum großen Portal unter dem Bogenfenster. Es war zu, und ihr Klopfen verhallte in der Leere drinnen. Sie klopfte wieder und noch einmal, horchte angestrengt und meinte, die Dielen knarren zu hören, als ob ihr Hepzibah wie gewohnt auf Zehenspitzen öffnen käme. Aber auf diesen vermeintlichen Laut folgte Totenstille, so daß sie schon zu befürchten begann, sie hätte sich im Haus geirrt, obwohl sie doch überzeugt war, es zu kennen.

Jetzt hörte sie von weitem eine Kinderstimme. Sie schien ihren Namen zu rufen. Als Phoebe aufblickte, sah sie ein gutes Stück die Straße hinunter den kleinen Ned Higgins. Er stampfte, schüttelte heftig den Kopf, fuchtelte abwehrend mit beiden Händen und brüllte ihr etwas zu. «Nein, nein, Phoebe!» schrie er. «Geh da nicht hinein! Da ist etwas Böses drin! Nein – nicht – geh da nicht hinein!»

Aber weil der Knirps sich nicht dazu bewegen ließ, näher zu kommen und alles zu erklären, nahm Phoebe an, Cousine Hepzibah habe ihn bei einem seiner Besuche im Laden erschreckt, denn es war ja leider ebenso möglich, daß die Gute Kinder zu Tode ängstigte, wie daß sie ihnen Grund zu unpassender Heiterkeit gab. Immerhin spürte Phoebe nach diesem Zwischenfall um so deutlicher, wie seltsam stumm und unnahbar das Haus geworden war. Sie wandte sich jetzt zum Garten, wo Clifford und vielleicht auch Hepzibah doch sicher die Mittagszeit im Schatten der Laube zubrachten. Kaum hatte sie das Gartentor geöffnet, kam ihr die Hühnerfamilie halb rennend, halb flatternd entgegen, während ein seltsamer Kater, der unter dem Salonfenster gelauert hatte, eilig über den Zaun davonlief und verschwand. Die Laube stand leer, Boden, Tisch und Rundbank waren noch feucht und übersät mit Zweigen, samt allem, was der Sturm sonst noch hereingeweht hatte. Das Wachstum im Garten schien keine Grenzen mehr zu kennen; das Unkraut hatte Phoebes Abwesenheit und den unaufhörlichen Regen genutzt und die Blumen und Gemüsebeete überwuchert.

Maules Brunnen war über den Rand aus Stein getreten und in dieser Ecke des Gartens zu einer riesigen Pfütze aufgelaufen.

Das ganze Bild ließ darauf schließen, daß seit Tagen kein Mensch einen Fuß hierher gesetzt hatte – vermutlich seit Phoebes Abreise nicht mehr, denn sie sah einen Kamm unter dem Tisch in der Laube liegen, wo sie ihn wohl verloren hatte, als sie am letzten Nachmittag mit Clifford dort saß.

Das Mädchen wußte, daß ihre beiden Verwandten zu größeren Absonderlichkeiten imstande waren, als sich – wie sie es jetzt anscheinend getan hatten – in ihrem alten Haus einzusperren. Trotzdem ging sie mit unguuten Gefühlen und Befürchtungen, die sie nicht zu benennen wußte, auf die Tür zu, durch die man üblicherweise vom Garten ins Haus gelangte. Sie war von innen verschlossen wie die beiden ersten. Trotzdem klopfte sie, und sofort, als hätte man darauf gewartet, wurde die Tür von der beträchtlichen Kraft einer unsichtbaren Hand aufgestoßen, eben weit genug, daß sie hindurchschlüpfen konnte. Hepzibah wollte sich keinen fremden Blicken aussetzen und öffnete eine Tür immer so. Phoebe war darum ganz sicher, daß ihre Cousine sie einließ.

Also trat sie ohne Zögern über die Schwelle und war kaum drinnen, als die Tür sich hinter ihr schloß.

KAPITEL 20. DIE BLUME EDENS

Phoebe war ganz benommen, als sie so plötzlich aus der Sonne in den tiefen Schatten trat, der in den meisten Gängen des alten Hauses lauerte. Sie merkte erst nicht, von wem sie eingelassen worden war. Bevor ihre Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, ergriff eine Hand die ihre mit einem festen und doch sanften und warmen Druck, ein Willkommen, von dem ihr Herz hüpfte und auf unerklärliche Art freudig erschauerte. Sie spürte sich mitgezogen, nicht zum Salon, sondern zu einem großen und unbenutzten Raum, der einst das vornehme Empfangszimmer des Hauses gewesen war. Die Sonne schien ungehindert durch die vorhanglosen Fenster herein und fiel auf den staubigen Boden, so daß Phoebe jetzt deutlich sah – was ja auch nach dem warmen Händedruck kein Geheimnis mehr war –, daß sie ihren Empfang weder Hepzibah noch Clifford, sondern Holgrave verdankte. In unmerklichem, spontanem Einverständnis oder vielmehr der unbestimmten Ahnung von etwas, das jetzt gesagt werden mußte, hatte sie ihm widerstandslos nachgegeben. Ohne ihm ihre Hand zu entziehen, blickte sie ihm gespannt ins Gesicht, nicht schon auf das Schlimmste gefaßt, aber doch in der unvermeidlichen Einsicht, daß das Schicksal der Familie sich seit ihrer Abreise verändert hatte, und darum sehr auf eine Erklärung bedacht.

Der Künstler wirkte blasser als sonst, eine strenge Sorgenfalte stand auf seiner Stirn und furchte sie tief zwischen den Brauen. Sein Lächeln war aber voll echter Wärme und einer Freude, wie sie Phoebe noch nie so lebhaft entgegengekommen war durch die Maske neuenglischer Zurückhaltung, hinter der Holgrave sonst seine Gefühle verbarg. Es war der Blick eines Mannes, der in einem düsteren Wald, in einer endlosen Wüste über finsternen Gedanken gebrütet hat und plötzlich das vertraute Gesicht des ihm liebsten Menschen erkennt, das den ganzen Frieden häuslichen Lebens und eines harmlos dahinplätschernden Alltags mit sich bringt. Doch weil er spürte, daß er ihrem fragenden Blick antworten mußte, verschwand das Lächeln. «Ich sollte nicht jubeln, daß Sie gekommen sind, Phoebe», sagte er. «Wir begegnen uns in einem seltsamen Augenblick!»

«Was ist denn passiert?» rief sie aus. «Warum ist das Haus so verlassen? Und wo sind Hepzibah und Clifford?»

«Fort! Ich habe keine Ahnung, wohin!» antwortete Holgrave. «Wir sind allein im Haus!»

«Hepzibah und Clifford sind fort?» staunte Phoebe. «Das ist nicht möglich! Und warum haben Sie mich in diesen Raum geführt, statt in den Salon? Ach, etwas Schreckliches ist geschehen! Ich muß sofort da hin!»

«Nein, nein, Phoebe!» sagte Holgrave und hielt sie zurück. «Es ist so, wie ich sagte: Sie sind weg, und ich weiß nicht, wohin. Es ist zwar wirklich etwas Schlimmes geschehen, aber nicht mit ihnen und, wie ich fest glaube, auch nicht durch sie. Wenn ich Ihren Charakter recht verstehe, Phoebe», fuhr er fort und blickte sie mit strenger Sorge und zärtlich zugleich an, «sind Sie bei aller Güte und Ihrem Hang zum gewöhnlichen Leben bemerkenswert stark. Sie sind wunderbar ausgeglichen und haben, wenn es darauf ankommt, eine Kraft, mit Dingen umzugehen, die überhaupt nicht gewöhnlich sind.»

«Ach nein, ich bin doch ganz schwach!» antwortete Phoebe zitternd. «Aber sagen Sie mir, was passiert ist!»

«Sie sind stark!» wiederholte Holgrave unbeirrt. «Sie müssen stark und weise sein, denn ich bin völlig verwirrt und brauche Ihren Rat. Vielleicht wissen Sie, was das einzig Richtige ist!»

«Sagen Sie es mir, dann sagen Sie es mir doch!» sagte Phoebe ganz aufgelöst. «Das Rätsel bedrückt mich und erschreckt mich noch zu Tode! Alles andere kann ich ertragen!»

Der Künstler zögerte. Allem zum Trotz, was er eben über Phoebes Selbstbeherrschung gesagt und auch aufrichtig gemeint hatte, schien es ihm fast verwerflich, ihr das schreckliche Geheimnis des gestrigen Tags zu enthüllen. Es war, als zerrte man die Fratze des Todes vor die reine Heiterkeit eines häuslichen Kamins, wo sie inmitten alles Wohlgeordneten um so abstoßender wirken mußte. Aber er konnte es ihr nicht verheimlichen, sie mußte alles erfahren.

«Phoebe», sagte er, «erinnern Sie sich daran?» Er gab ihr ein Lichtbild, dasselbe, das er ihr bei ihrem ersten Gespräch im Garten gezeigt hatte und auf dem die harten, gewissenlosen Züge des Originals so deutlich hervortraten.

«Was hat das mit Hepzibah und Clifford zu tun?» fragte Phoebe mit ungeduldigem Erstaunen, daß Holgrave sie in einem solchen Moment derart hinhalten wollte. «Das ist Richter Pyncheon! Sie haben mir das Bild schon einmal gezeigt!»

«Aber hier ist dasselbe Gesicht vor kaum einer halben Stunde», sagte der Künstler und gab ihr ein zweites Bild. «Ich wurde eben fertig damit, als ich Sie an der Tür hörte.»

«Das ist der Tod!» schauderte es Phoebe, und sie wurde ganz bleich. «Richter Pyncheon tot!»

«So wie er hier wiedergegeben ist», sagte Holgrave, «sitzt er im Nebenzimmer. Der Richter ist tot, und Clifford und Hepzibah sind verschwunden! Mehr weiß ich nicht. Alles übrige sind reine Vermutungen. Als ich gestern abend wieder in meine einsame Kammer ging, sah ich kein Licht, weder im Salon noch bei Hepzibah oder Clifford, und ich hörte auch keine Schritte. Und heute morgen herrschte immer noch diese Totenstille. Aus meinem Fenster hörte ich eine Nachbarin sagen, daß Ihre Verwandten gestern gesehen wurden, wie sie mitten im Sturm das Haus verließen. Auch hatte ich munkeln hören, daß Richter Pyncheon vermißt werde. Ein Gefühl, das ich nicht beschreiben kann – die Vorahnung einer Katastrophe oder einer Vollendung –, trieb mich in diesen Teil des Hauses, wo ich entdeckte, was Sie nun vor sich sehen. Als Beweisstück, das für Clifford noch wichtig sein kann und auch als eigenes Andenken – denn es gibt familiäre Gründe, Phoebe, die mich seltsam an das Schicksal dieses Mannes binden –, nutzte ich die Mittel, die mir zur Verfügung stehen, um den Tod Richter Pyncheons im Bild festzuhalten.»

Bei all ihrer Aufregung entging Phoebe die Ruhe in Holgrades Betragen nicht. Zwar hatte ihn dieser Tod mit seinem ganzen Schrecken sichtlich erschüttert, doch schien er ihn ohne Erstaunen zur Kenntnis zu nehmen, sondern als vorbestimmtes, unvermeidliches Ereignis, das sich so im Einklang mit vergangenem Geschehen befand, daß man es fast hätte voraussagen können.

«Warum haben Sie nicht die Türen aufgerissen und Zeugen gerufen?» fragte sie mit schmerzlichem Schaudern. «Es ist schrecklich, damit allein zu sein!»

«Aber Clifford!» gab der Künstler ihr zu bedenken. «Clifford und Hepzibah! Wir müssen überlegen, was das Beste für sie ist. Es ist verhängnisvoll, daß sie beide verschwunden sind! Ihre Flucht wird diesen Vorfall in das ärgste Licht tauchen. Dabei ist die Erklärung für alle, die sie kennen, so einfach! Bestürzt und entsetzt von der Ähnlichkeit dieses Todes mit jenem früheren, der für Clifford so unheilvoll gewesen war, hatten sie nur den einen Gedanken, diesen Ort zu verlassen. Doch was für ein fürchterlicher Fehler! Hätte Hepzibah bloß laut geschrien – hätte Clifford die Tür aufgerissen und Richter Pyncheons Tod verkündet –, wäre ihnen daraus, bei allem Grauen, sogar Gutes erwachsen. Soweit ich sehe, hätte das viel dazu beigetragen, den dunklen Fleck auf Cliffords Ruf zu tilgen.»

«Wie hätte denn etwas Gutes aus so Entsetzlichem werden können?» zweifelte Phoebe.

«Weil es offensichtlich sein muß», sagte der Künstler, «wenn man die Sache unvoreingenommen betrachtet und unbestechlich beurteilt, daß Richter Pyncheon nicht unrecht zu Tode gekommen ist. Seine Todesart tritt in seiner Familie seit Generationen auf, zwar nicht sehr oft, aber gewöhnlich bei Angehörigen im ungefähren Alter des Richters und meist bei großer Anspannung oder vielleicht bei einem Zornausbruch. Die Weissagung des alten Maule stützte sich vermutlich auf seine Kenntnis dieser körperlichen Veranlagung bei den Pyncheons. Nun gibt es eine große und fast völlige Übereinstimmung darin, wie sich der Todesfall gestern im Vergleich zu jenem von Cliffords Onkel vor dreißig Jahren darstellt. Wobei es in diesem Fall natürlich Begleitumstände gab, die es möglich – ja nach menschlichem Ermessen wahrscheinlich oder gar sicher – erscheinen ließen, daß der alte Jaffrey Pyncheon gewaltsam zu Tode kam, und zwar durch Cliffords Hand.»

«Was waren denn das für Begleitumstände?» ereiferte sich Phoebe. «Wenn er doch unschuldig ist, wie wir wohl wissen!»

«Sie wurden arrangiert», sagte Holgrave, «glaube ich jedenfalls seit langem, nach dem Tod des Onkels und bevor dieser publik wurde, und zwar von dem Mann, der da im Salon sitzt. Jetzt hat ihn offenbar mit seinem eigenen Tod, der so sehr dem früheren gleicht, nur ohne die verdächtigen Umstände, die Strafe Gottes ereilt, und er büßt für seine Bosheit, während Cliffords Unschuld zutage tritt. Wenn bloß diese Flucht das ganze Bild nicht wieder verzerren würde! Vielleicht versteckt er sich ganz in der Nähe. Könnten wir ihn nur auffinden, bevor der Tod des Richters entdeckt wird, ließe sich das Unheil vielleicht noch abwenden.»

«Wir dürfen diese Sache keinen Augenblick länger verheimlichen!» sagte Phoebe. «Es ist schrecklich, eine solche Last mit sich herumzutragen. Clifford ist unschuldig, und Gott wird es offenbaren! Stoßen wir die Türen auf, und die ganze Nachbarschaft soll die Wahrheit sehen!»

«Sie haben recht, Phoebe», stimmte Holgrave zu. «Sie haben bestimmt recht.»

Aber der Künstler graute sich nicht so sehr wie die freundliche und gewissenhafte Phoebe davor, mit der Gesellschaft uneins zu sein und einem Geschehen gegenüberzustehen, das die üblichen Regeln hinter sich ließ. Auch eilte es ihm nicht so wie ihr, in den gewohnten Alltag zurückzukehren. Im Gegenteil empfand er eine wilde Freude – wie eine Blume von seltsamer Schönheit, die an einem trostlosen Ort wuchs und im Wind erblühte, so durfte er das Glück dieses Augenblicks pflücken.

Er trennte Phoebe und ihn von der Welt und band sie im alleinigen Wissen um Richter Pyncheons rätselhaften Tod und im Zwiegespräch, zu dem sie dies zwang, aneinander. Solange ihr Geheimnis Bestand hatte, zog es einen Bannkreis um sie, und sie waren alleine darin inmitten der Menschen, so einsam wie auf einer Insel draußen im Meer. Gaben sie es preis, floß das Meer zwischen sie, und sie standen auf weit voneinander entfernten Ufern. Jetzt aber schien ihre Lage sie in jeder Hinsicht zusammenzuführen. Wie zwei Kinder gingen sie Hand in Hand und dicht aneinandergedrückt durch die lauenden Schatten. Todesgrauen erfüllte das Haus und hielt sie beisammen in seinem erstarrten Griff.

Diese Einflüsse trieben Gefühle voran, die sich sonst vielleicht nicht so bald entfaltet hätten. Holgrave hätte sie womöglich gar in ihren Ansätzen verkümmern lassen.

«Warum zögern wir noch?» fragte Phoebe. «Dieses Geheimnis schnürt mir die Kehle zu! Öffnen wir jetzt die Türen!»

«In unserem ganzen Leben kann es nie mehr einen Augenblick wie diesen geben!» sagte Holgrave. «Phoebe, ist es nur Grauen? – Nichts als Grauen? Spürst du nicht auch wie ich eine Freude, die diesen Ort zu dem Ein und Alles verwandelt, für das es sich zu leben lohnt?»

«Es ist doch Sünde», antwortete Phoebe zitternd, «in einem solchen Moment an Freude zu denken!»

«Wenn du wüßtest, Phoebe, wie es mir ging in der Stunde, bevor du kamst!» rief der Künstler aus. «Eine dunkle, kalte, verzweifelte Stunde! Der Tote da drüben warf einen großen schwarzen Schatten über alles und machte die Welt, soweit ich sie erfassen konnte, zu einem Schauplatz von Schuld und Sühne, die noch schrecklicher

war als die Schuld. Diese Vorstellung nahm mir meine Jugend. Ich hoffte nicht mehr, mich je wieder jung zu fühlen! Die Welt erschien mir sonderbar, wild, böse und feindselig – mein früheres Leben so einsam und trostlos und meine Zukunft eine formlose Düsternis, der ich düstere Formen abringen mußte! Aber dann tratst du über die Schwelle, Phoebe, und mit dir kamen Hoffnung, Wärme und Freude! Die schwarze Stunde wurde zur Stunde des Glücks. Sie darf nicht vorbeigehen, ohne daß ich es ausspreche. Ich liebe dich!»

«Wie können Sie ein einfaches Mädchen wie mich lieben?» fragte Phoebe, weil seine Ernsthaftigkeit eine Antwort forderte. «Sie haben so viele Gedanken, die ich nicht nachvollziehen könnte. Und auch ich – ich habe auch Eigenheiten, die Ihnen ebenso fremd wären. Das ist weniger wichtig. Aber Sie glücklich zu machen übersteigt meine Möglichkeiten.»

«Nur mit dir habe ich Aussicht auf Glück!» antwortete Holgrave. «Sonst glaube ich nicht daran; nur wenn du es mir gibst!»

«Und außerdem – habe ich Angst!» fuhr Phoebe fort und neigte sich Holgrave entgegen, noch während sie ihm offen die Zweifel gestand, die sie seinetwegen empfand. «Du wirst mich von meinem ruhigen Weg abbringen, und ich soll dir folgen, wo alles weglos ist. Das kann ich nicht. Es ist gegen meine Natur. Ich werde fallen und zugrunde gehen!»

«Ach, Phoebe!» rief Holgrave fast mit einem Seufzen aus und lächelte gedankenvoll. «Es wird ganz anders sein, als du befürchtest. Die Welt verdankt ihren ganzen Fortschritt den Unglücklichen. Die Glücklichen begnügen sich unweigerlich mit dem Althergebrachten. Ich ahne schon, daß es mein Los sein wird, Bäume zu pflanzen und Zäune zu errichten – vielleicht mit der Zeit sogar ein Haus für die nächste Generation zu bauen –, mit einem Wort: mich den Gegebenheiten und friedlichen Gepflogenheiten der Gesellschaft anzupassen. Deine Ruhe wird stärker sein als meine allfällige Unruhe.»

«Das will ich nicht!» sagte Phoebe ernst. «Liebst du mich?» fragte Holgrave. «Wenn wir uns lieben, hat nichts anderes Platz. Laß es genug sein, laß uns damit zufrieden sein. Liebst du mich, Phoebe?»

«Du siehst mir ins Herz», sagte sie und schlug die Augen nieder. «Du weißt, daß ich dich liebe!»

Und so ereignete sich in dieser Stunde voller Zweifel und Furcht das eine Wunder, ohne das jedes menschliche Leben nichts ist. Der Glanz der Glückseligkeit, die alles wahr, schön und heilig macht, umgab den jungen Mann und das Mädchen. Sie spürten

nichts Trauriges und nichts Altes mehr. Sie verwandelten die Erde und machten sie wieder zu Eden und sich zu den beiden ersten Bewohnern. Der Tote so nahe bei ihnen war vergessen. In dieser wesentlichen Stunde gibt es keinen Tod, denn die Unsterblichkeit wird neu offenbart und umfängt alles in ihrem Heiligtum.

Doch wie bald kam der schwere Erdentraum wieder über sie!

«Hörst du!» flüsterte Phoebe. «Jemand ist an der Haustür!»

«Dann stellen wir uns jetzt der Welt!» sagte Holgrave. «Bestimmt wird das Gerücht von Richter Pyncheons Besuch hier und von Hepzibahs und Cliffords Flucht dazu führen, daß dieses Haus durchsucht wird. Wir haben keine andere Wahl. Öffnen wir sofort die Tür.»

Doch noch bevor sie die Haustür erreichten, ja selbst den Schauplatz ihrer Begegnung verlassen hatten, hörten sie Schritte im entfernteren Flur. Also mußte die Tür, die sie fest verschlossen glaubten, weil Holgrave sie ja so angetroffen und Phoebe vergeblich dort Einlaß gesucht hatte, von außen geöffnet worden sein. Die Schritte waren nicht herrisch, entschlossen und kühn, wie man es von fremden Eindringlingen erwartete, die sich Zutritt zu einem Haus verschafften, wo sie wußten, daß sie nicht willkommen sein würden. Nein, sie waren leise, wie bei Leuten, die schwach oder müde sind, und ihr Stimmengemurmel war den beiden Horchenden vertraut.

«Kann es sein?» flüsterte Holgrave. «Sie sind es!» antwortete Phoebe. «Gott sei Dank – Gott sei Dank!»

Und dann, als nähme sie Phoebes flüsterndes Seufzen auf, hörten sie Hepzibahs Stimme deutlicher: «Gott sei Dank, Bruder, wir sind zu Hause!»

«Schon! Ja! Gott sei Dank!» antwortete Clifford. «Ein trübseliges Zuhause, Hepzibah! Aber du hast gut daran getan, mich hierherzubringen! Halt! Die Salontür da steht offen. Ich kann nicht daran vorbei! Laß mich in den Garten gehen und in der Laube ausruhen, wo ich einmal – unendlich lang her kommt es mir nach dem uns Widerfahrenen vor – wo ich einst mit der kleinen Phoebe so glücklich war!»

Aber das Haus war nicht gar so trübselig, wie Clifford erwartet hatte. Sie hatten noch nicht viele Schritte gemacht – nein, standen, einmal angekommen, vorerst unschlüssig im Eingang –, als Phoebe ihnen entgegenlief. Bei ihrem Anblick brach Hepzibah in Tränen aus. Mit aller Macht war sie unter der Last ihres Kammers und ihrer Verantwortung vorwärts gestolpert bis hierher, wo sie keine Angst mehr haben mußte, sie abzuwerfen. Nein, sie hatte nicht mehr die Kraft, sie abzuwerfen, sie trug sie nur einfach nicht mehr und ließ sich davon zu Boden ziehen. Clifford schien jetzt wieder

der stärkere zu sein. «Unsere liebe kleine Phoebe! – Ach, und Holgrave ist bei ihr!» rief er mit zartfühlend verstehendem Blick und einem freundlichen Lächeln voll Schönheit und Schwermut aus. «Ich habe an euch beide gedacht, als wir die Straße herunterkamen und die Blumen der Alice in voller Blüte sahen. Und so ist auch die Blume Edens in diesem finsternen alten Haus heute erblüht!»

KAPITEL 21. DER AUFBRUCH

Der plötzliche Tod eines so herausragenden Mitglieds der Gesellschaft wie des Ehrenwerten Richters Jaffrey Pyncheon weckte – mindestens in den näher mit dem Verstorbenen verbundenen Kreisen – ein Aufsehen, das sich auch nach vierzehn Tagen noch nicht ganz gelegt hatte.

Dazu ist allerdings anzumerken, daß die Gesellschaft sich mit kaum einem Ereignis im Lebenslauf eines Menschen – und jedenfalls mit keinem vergleichbar wichtigen – so rasch abfindet wie mit seinem Tod. In den meisten anderen Fällen und Wechselfällen ist der Betreffende unter uns, mit unseren täglichen Angelegenheiten verknüpft und bietet sich an für Bemerkungen. Bei seinem Ableben entsteht bloß eine Leere und ein kurzer Sog – sehr bescheiden im Verhältnis zur vermeintlichen Größe des verschluckten Gegenstands –, ein paar Blasen steigen auf aus der schwarzen Tiefe und platzen an der Oberfläche. Bei Richter Pyncheon ließ sich zunächst einmal vermuten, daß sein Ableben unter diesen besonderen Umständen längere Zeit höhere Wellen schlagen würde, als es sonst bei einem verdienten Bürger geschah. Aber als es von höchster Stelle verbrieft war, daß er eines natürlichen und, bis auf ein paar unbedeutende Eigenheiten, keineswegs ungewöhnlichen Todes gestorben war, machten sich die Leute mit der üblichen Bereitwilligkeit daran, zu vergessen, daß er je gelebt hatte. Kurzum, der ehrenwerte Richter war bereits kaum mehr im Gespräch, noch bevor die Hälfte der Bezirksblätter dazu gekommen war, in ihren Spalten zu trauern und einen überschwenglichen Nachruf zu veröffentlichen.

Doch an den Orten, wo der vortreffliche Mann zu Lebzeiten verkehrt hatte, floß ein verborgener, dunkler Strom heimlichen Redens, das jeden Anstand verletzt hätte, wenn es an den Straßenecken gesprudelt wäre. Es ist höchst bemerkenswert, wie der Tod eines Menschen den Leuten oft ein klareres Bild von seinem Charakter erlaubt, ob zum Guten oder zum Bösen, als sie es je besaßen, solange er unter ihnen lebte und wirkte. Der Tod ist so unumstößlich, daß er Falschheit ausschließt oder als hohl entlarvt, er ist ein Prüfstein, der das Gold von wertloserem Metall scheidet. Könnte ein Verstorbener, wer er auch sei, eine Woche nach seinem Tod zurückkehren, würde er fast immer feststellen, daß er in der allgemeinen Wertschätzung gestiegen oder

gesunken ist. Doch in unserem Fall ging das Gerede, oder die üble Nachrede, nicht weniger als dreißig oder vierzig Jahre zurück, bis zum angeblichen Mord am Onkel des verstorbenen Richter Pyncheon. Der Totenschein zu seinem eigenen kürzlichen und bedauerten Ableben hatte die Vorstellung beinahe ausgeräumt, daß es sich damals um Mord gehandelt habe. Und doch gab es unumstößliche Beweise, daß sich um seine Todeszeit jemand Zutritt zu den privaten Räumen des alten Jaffrey Pyncheon verschafft haben mußte. Sein Schreibtisch und die Schubladen in einem Raum neben dem Schlafzimmer waren durchwühlt worden; Geld und Wertsachen fehlten; auf der Wäsche des alten Mannes war ein blutiger Handabdruck, und so wurde aufgrund der Indizienlast Clifford des Raubs und angeblichen Mords bezichtigt, der damals mit seinem Onkel im Haus mit den sieben Giebeln wohnte.

Aber nun tauchte von irgendwoher eine These auf, die diese Umstände ohne die Täterschaft Cliffords zu erklären versuchte. Viele behaupteten, der Lichtbildner habe die lange so rätselhaften Vorgänge und Fakten mit Hilfe eines Hellsehers geklärt, wie sie heutzutage mit ihren Visionen verblüffen und den natürlichen Blick auf die menschlichen Angelegenheiten durch die Wunder beschämen, die sie mit geschlossenen Augen sehen. Nach dieser Version der Geschichte war der in unserer Erzählung als so mustergültig geschilderte Richter Pyncheon in seiner Jugend offenbar ein notorischer Tunichtgut gewesen. Seine groben, triebhaften Anlagen hatten sich, wie es oft geschieht, früher entfaltet als sein Verstand und die Charakterstärke, durch die er sich später hervortat. Er war liederlich und ausschweifend gewesen, niedrigen und niederträchtigen Lüsten verfallen, dazu maßlos verschwenderisch, obwohl bis auf die großzügigen Gaben seines Onkels vollkommen mittellos. Dieses Betragen hatte ihn die einst starke Zuneigung des alten Junggesellen gekostet. Und nun wird behauptet – doch ob die Beweisführung vor Gericht stichhaltig wäre, haben wir zugegeben nicht untersucht –, daß den jungen Mann eines Nachts der Teufel ritt und er in den Räumen seines Onkels, die ihm arglos offenstanden, die privaten Schubfächer durchsuchte. Bei diesem verbrecherischen Tun wurde er vom Öffnen der Schlafzimmertür überrascht. Da stand der alte Jaffrey Pyncheon in seinem Nachtgewand! Der Schreck der Entdeckung, seine Aufregung, Bestürzung und sein Entsetzen bewirkten den Ausbruch eines Erleidens – der alte Junggeselle erstickte offenbar an seinem Blut, fiel zu Boden und schlug dabei noch mit der Schläfe an einer Tischkante auf. Was war zu tun? Der Alte war ohne Zweifel tot, und jede Hilfe würde zu spät kommen! Es wäre ja auch ein Elend, wenn sie zu früh einträfe, denn mit dem Bewußtsein käme auch die Erinnerung an die schändliche Tat zurück, bei der er seinen Neffen ertappt hatte. Doch er kam nie wieder zu sich. Mit der Unverfrorenheit, die dem jungen Mann immer eigen war, setzte er seine Suche fort und fand ein neues Testament zugunsten Cliffords, das er vernichtete, und ein älteres zu seinen Gunsten,

das bleiben durfte. Dann wollte er gehen, dachte aber noch an die durchwühlten Schubladen, die davon zeugten, daß jemand den Raum mit finsternen Absichten betreten hatte. Wenn er den Verdacht nicht ablenkte, könnte er noch auf den wahren Täter fallen. Also legte er in Gegenwart des Toten die Spuren so, daß er sich auf Kosten seines Rivalen Clifford entlastete, den er seit je verachtete und verabscheute. Es sei ihm zugute gehalten, daß er wohl nicht beabsichtigte, Clifford unter Mordverdacht zu bringen. Er wußte ja, daß sein Onkel nicht gewaltsam umgekommen war, und so war es ihm in der Hektik vielleicht nicht eingefallen, daß auch ein anderer Schluß möglich wäre. Als dieser düstere Schluß dann tatsächlich gezogen wurde, diktierten seine früheren Schritte bereits Jaffreys Handeln. Er war so raffiniert vorgegangen, daß er bei Cliffords Prozeß kaum meineidig werden, sondern nur das Entscheidende unterschlagen mußte: nämlich, was er selbst getan und gesehen hatte.

Somit war Jaffrey Pyncheons verbrecherische Absicht gegenüber Clifford zwar tatsächlich finster und verdammenswert, sein konkretes Dazutun aber von außen betrachtet so geringfügig, wie es eine so große Sünde eben noch zuließ. Gerade einer solchen Schuld entledigt sich ein hochangesehener Mann am leichtesten. Sie durfte verblassen oder wurde als läßlich erachtet, wenn der ehrenwerte Richter Pyncheon Rückschau auf sein langes Leben hielt. Er wischte sie weg, rechnete sie den vergessenen und vergebenen Jugendtorheiten zu und dachte nur selten daran.

Lassen wir den Richter jetzt ruhen. Als glücklicher Mann konnte er in seiner Todesstunde nicht gelten. Ohne daß er es wußte, hatte er schon kein Kind mehr, als er noch versuchte, dessen Erbe zu mehren. Keine Woche nach seinem Tod brachte ein Postschiff die Nachricht, daß Richter Pyncheons Sohn an Cholera gestorben war, kurz bevor er in die Heimat aufbrechen wollte. Durch diesen Jammer wurde Clifford reich, ebenso Hepzibah wie auch unser Dorfmadchen, und durch sie jener Todfeind des Reichtums und jeden Besitzdenkens, der kühne Reformier – Holgrave!

Für Clifford war es viel zu spät, als daß ein guter Leumund die Mühe und Not einer öffentlichen Rehabilitierung noch gelohnt hätte. Was er jetzt brauchte, war die Liebe weniger, nicht die Bewunderung oder selbst der Respekt einer unbekanntem Menge. Dieser hätte sich wahrscheinlich gewinnen lassen, hätten die Wächter über sein Wohlergehen Clifford der qualvollen Wiederbegegnung mit der Vergangenheit aussetzen mögen, wenn doch sein bester Trost in der Ruhe des Vergessens lag. Für Unrecht, wie er es erlitten hatte, gibt es keine Wiedergutmachung. Der erbärmliche Abklatsch davon, zu dem die Welt sich wohl bereit gefunden hätte, wäre so lange nach dem ganzen Zerstörungswerk nur Anlaß zu einem Hohngelächter gewesen, das der arme Clifford nie über die Lippen gebracht hätte. Denn es ist wahr – und diese Wahrheit wäre ohne die Hoffnung auf eine höhere Macht sehr traurig –, daß kein

großer Fehler, ob er begangen oder erduldet wird, in unserer Menschenwelt je wirklich gutzumachen ist. Die Zeit, die sich stetig verändernden Umstände und der Tod, der immer ungelegen kommt, verhindern es. Und auch wenn wir nach langen Jahren das Recht errungen glauben, finden wir keinen Ort mehr dafür. Es hilft dem Leidenden mehr, wenn er weitergeht und was er einst für sein völliges Verderben hielt weit hinter sich läßt.

Der Schock von Richter Pyncheons Tod hatte eine dauerhaft stärkende und letztlich heilsame Wirkung auf Clifford. Der starke, schwergewichtige Mann war für Clifford ein Alptraum gewesen.

In dieser vergifteten Luft ließ es sich nicht frei atmen. Die erste Auswirkung der Freiheit war, wie uns Cliffords ziellose Flucht gezeigt hat, eine gefährdete Euphorie. Als sie sich legte, fiel er aber nicht wieder in seine geistige Trägheit zurück. Zwar erlangte er nie annähernd die Fähigkeiten wieder, die vielleicht in ihm angelegt waren. Doch das Erreichte genügte, um sein Wesen aufblitzen zu lassen; um zu zeigen, wieviel Charme darin verschüttet lag, und ihm eine Zuneigung zu sichern, die nicht weniger tief, aber nicht mehr so melancholisch war. Er war offensichtlich glücklich. Könnten wir uns noch einmal mit einem Bild seines Alltags aufhalten und die Mittel aufzählen, die ihm jetzt zur Verfügung standen, um seinen Hang zum Schönen auszuleben, würden die Gartenszenen, die ihm so kostbar schienen, daneben glanzlos verblassen.

Schon sehr bald nachdem ihr Geschick sich gewendet hatte, beschlossen Clifford, Hepzibah und die kleine Phoebe mit dem Einverständnis des Künstlers, das bedrückende alte Haus mit den sieben Giebeln zu verlassen und vorerst auf dem eleganten Landgut des verstorbenen Richters Pyncheon Wohnsitz zu nehmen. Chanticleer und seine Familie waren schon dorthin verbracht worden, und die beiden Hennen hatten sich sogleich unermüdlich ans Eierlegen gemacht, offenbar, als wollten sie pflichtbewußt und gewissenhaft ihrer vornehmen Brut unter günstigeren Vorzeichen als in den letzten hundert Jahren das Weiterleben sichern.

Am Tag des Aufbruchs waren die Hauptpersonen unserer Geschichte, samt dem guten Onkel Venner, im Salon versammelt.

«Dieses Landhaus ist gewiß prächtig angelegt», bemerkte Holgrave, als sie ihre künftigen Pläne besprachen. «Nur frage ich mich, warum es dem verstorbenen Richter, der doch auf die Vererbung seines Reichtums an eigene Nachkommen hoffen

durfte, nicht ratsam erschien, ein so vorzügliches Bauwerk aus Stein statt aus Holz zu errichten. Dann hätte jede Generation das Innere nach ihrem Geschmack und ihren

Bedürfnissen verändern können, während das Äußere mit den Jahren zu seinen ursprünglichen Vorzügen den der Ehrwürdigkeit hinzugewonnen hätte, um so jene Beständigkeit auszustrahlen, die für mich wesentlich zum Glück jedes Augenblicks gehört.»

«Was?» rief Phoebe und staunte den Künstler ungläubig an. «Wie haben sich deine Ansichten verändert! Wahrhaftig, ein Steinhaus! Es ist doch erst zwei oder drei Wochen her, als du scheinbar der Meinung warst, die Leute sollten an Orten so behelfsmäßig und vorläufig wie ein Vogelnest wohnen!»

«Ach, Phoebe, ich habe dir ja gesagt, wie es werden würde!» gestand der Künstler mit einem halb melancholischen Lachen. «Und schon ertappst du mich als Konservativen! Dabei hatte ich nie vor, einer zu werden. Es ist besonders unverzeihlich in diesem mit soviel ererbtem Elend geschlagenen Haus und unter den Augen des Erzkonservativen da auf dem Bild, der sich in genau dieser Eigenschaft als das böse Schicksal seiner Sippe erwiesen hat.»

«Dieses Bild!» sagte Clifford und schien seinem strengen Blick ausweichen zu wollen. «Immer wenn ich es betrachte, verfolgt mich eine alte, wie geträumte Erinnerung, die ich nicht fassen kann. Reichtum, scheint sie zu sagen! – Grenzenloser, unermesslicher Reichtum! Ich kann mir vorstellen, daß das Porträt zu mir gesprochen hat, als ich ein Kind oder ein junger Bursche war, und mir reiche Schätze verriet oder den Kopf reckte und mir den Plan zu verborgenen Gütern enthüllte. Aber meine Erinnerung an das Vergangene ist allzu verschwommen! Was war das wohl für ein Traum?»

«Vielleicht weiß ich ihn noch», antwortete Holgrave. «Denn die Chancen stehen eins zu hundert, daß ein Uneingeweihter je die Feder berührt.» «Eine geheime Feder!» rief Clifford. «Ja, jetzt erinnere ich mich! Ich habe sie wirklich entdeckt an einem Sommernachmittag vor längst vergangener Zeit, als ich traumverloren durch das Haus streifte. Aber was dahinter steckte, weiß ich nicht mehr.»

Der Künstler betätigte die genannte Vorrichtung. Daraufwäre das Bild in früheren Zeiten wohl nach vorne geschneilt. Doch in der langen Zeit, da sie verborgen geblieben war, war die Feder durchgerostet, so daß das Porträt samt Rahmen dem Druck nachgab und auf den Boden polterte, mit der Vorderseite nach unten. Eine Nische in der Wand kam zum Vorschein, in der etwas lag, das vom Staub eines ganzen Jahrhunderts bedeckt und darum nicht gleich als gefaltetes Pergament zu erkennen war. Holgrave öffnete es und breitete vor ihnen eine alte, mit den Zeichen mehrerer Indianerhäuptlinge versehene Urkunde aus, die Oberst Pyncheon und seinen Nachfahren riesige Ländereien im Osten für alle Zeiten überschrieb.

«Dies ist das Pergament, das die schöne Alice Pyncheon um ihr Glück und ihr Leben brachte, als man es auffinden wollte», sagte der Künstler in Anspielung auf seine Geschichte. «Danach haben die Pyncheons vergeblich gesucht, solange es kostbar war, und jetzt, wo sie den Schatz finden, hat er längst seinen Wert verloren.»

«Der arme Vetter Jaffrey! Das hat ihn getäuscht», rief Hepzibah aus. «Als sie beide jung waren, hat Clifford diese Entdeckung wohl ausgeschmückt. Er ging die ganze Zeit wie ein Traumtänzer durchs Haus und hellte seine dunklen Winkel mit schönen Geschichten auf. Und der arme Jaffrey, der immer alles für bare Münze nahm, dachte, mein Bruder habe das Geld seines Onkels entdeckt. Mit dieser falschen Vorstellung ist er gestorben!»

«Aber», murmelte Phoebe Holgrave zu, «wie hast du denn von dem Geheimnis erfahren?»

«Liebste Phoebe», sagte Holgrave, «wie wird es dir gefallen, den Namen Maule anzunehmen? Dieses Geheimnis ist nämlich das einzige, was ich von meinen Vorfahren geerbt habe. Hätte ich nicht Angst gehabt, dich zu verlieren, hättest du schon früher erfahren sollen, daß ich in dieser langen Tragödie von Schuld und Sühne den alten Hexer spiele und vermutlich mit soviel Recht als Hexer gelten kann wie jemals er. Der Sohn des hingerichteten Matthew Maule, der dieses Haus erbaute, nutzte die Gelegenheit, um eine Nische in die Wand einzulassen und darin die indianische Urkunde zu verstecken, auf welcher die großartigen Ansprüche der Pyncheons beruhten. Und so haben sie ihr Land im Osten im Tausch gegen Maules Garten verschleudert.»

«Und ich denk' mir», sagte Onkel Venner, «jetzt bekommt man für das ganze Papier nicht mal mehr einen Schein für meine Farm!» «Onkel Venner», rief Phoebe und griff nach der Hand des Lumpenphilosophen, Sie dürfen nie mehr etwas von Ihrer Farm sagen! Sie sollen niemals dorthin gehen, solange Sie leben! In unserem neuen Garten steht ein Häuschen – das hübsche ste zimtbraune Häuschen, das Sie je gesehen haben, denn es sieht wie ein Lebkuchen aus –, und das Werden wir instand setzen und nur für Sie einrichten. Und Sie sollen bloß tun, was Sie wollen, und den ganzen Tag glücklich sein und Vetter Clifford aufmuntern mit den angenehmen und weisen Reden, die Ihnen immerzu von den Lippen fließen!»

«Ach, liebes Kind!» sagte der gute Onkel Venner ganz gerührt. «Würdest du mit einem jungen Mann so reden wie mit einem alten, gäbe ich keinen Westenknopf darauf, daß er sein Herz einen Augenblick länger behalten könnte! Und – meiner Seer! – jetzt ist von dem großen Seufzer, den ich deinetwegen getan habe, gleich der letzte abgeplatzt! Aber macht nichts! Es war der glücklichste Seufzer, den ich je getan habe,

und ich habe wohl einen tiefen Zug Himmelsluft dazu gebraucht. Na, na, Miss Phoebe! Die Leute werden mich in den Gärten rundum und an den Hintertüren vermissen, und die Pyncheon Street wird wohl nicht mehr ganz die gleiche sein ohne den alten Onkel Venner, der noch weiß, daß einmal auf der einen Straßenseite ein Feld war und auf der andern der Garten des Hauses mit den sieben Giebeln. Aber entweder muß ich mit auf euren Landsitz, oder ihr müßt mit auf meine Farm – eins von beiden, und ihr könnt wählen!»

«Ach, kommen Sie doch auf alle Fälle mit uns, Onkel Venner!» bat Clifford, der an der milden Gelassenheit und dem einfachen Gemüt des Alten großen Gefallen fand. «Sie sollen nie mehr als gemütliche fünf Minuten von meinem Stuhl weg sein. Denn Sie sind der einzige Philosoph, den ich kenne, dessen Weisheit ohne jede Bitterkeit auf ihrem Grund ist!»

«Meine Güte!» rief Onkel Venner und ahnte allmählich, was er für ein Mensch war. «Und dabei hat man mich für einfältig gehalten in meinen jüngeren Jahren! Aber ich bin vielleicht wie ein Winterapfel, der um so besser schmeckt, je länger man ihn lagert. Ja, und meine Weisheiten, wie Sie und Phoebe es nennen, sind wie der goldene Löwenzahn, der nie in der heißen Jahreszeit wächst und dafür manchmal noch im Dezember im welken Gras oder unter dem dünnen Laub leuchtet. Ihr könnt all meinen Löwenzahn haben, Freunde, den ganzen Haufen und noch so ein Büschel dazu!»

Inzwischen war ein einfacher, aber eleganter dunkelgrüner Landauer vor dem baufälligen Portal der alten Villa vorgefahren. Die Gesellschaft trat heraus und schickte sich (bis auf den guten Onkel Venner, der in ein paar Tagen folgen sollte) an, im engen Platz zu nehmen. Sie plauderten und scherzten aufgeräumt, und Clifford und Hepzibah verabschiedeten sich – was oft geschieht, wenn uns doch das Herz bis zum Hals klopfen sollte – mit kaum mehr Gefühl vom Haus ihrer Ahnen, als wenn sie geplant hätten, zum Tee wieder zurück zu sein. Das seltene Schauspiel eines Landauers mit einem Gespann Grauer zog mehrere Kinder an. Als Hepzibah unter ihnen den kleinen Ned Higgins erkannte, steckte sie die Hand in die Tasche und schenkte dem Schlingel, ihrem ersten und treuesten Kunden, genug Silber, um seinen gefräßigen Schlund mit der ganzen Prozession Vierbeiner zu bevölkern, die einst in Noahs Arche einzog.

Als der Wagen sich in Bewegung setzte, kamen zwei Männer vorbei.

«Tja, Dixey, was sagt man dazu», bemerkte der eine. «Meine Frau hatte drei Monate lang einen Kramladen und verlor fünf Dollar von ihrer Einlage. Die alte Jungfer da war etwa gleich lang im Geschäft und fährt mit ein paar hunderttausend in der Kutsche davon – wenn man ihren Anteil rechnet und den von Clifford und Phoebe –, und

manche sagen, es ist doppelt soviel! Nenn es Glück, wenn du willst; aber wenn das der Wille der Vorsehung sein soll, werd' ich nicht recht schlau daraus!»

«Kein schlechtes Geschäft!» meinte Dixey scharfsinnig. «Gar kein schlechtes Geschäft!»

Maules Brunnen stand inzwischen verlassen da. Dabei ließ er einen Bilderreigen aufsteigen, aus dem ein begabtes Auge vielleicht das künftige Schicksal von Hepzibah und Clifford erahnt hätte und das von dem Sproß eines dunklen Magiers und dem Dorfmädchen in seinem Liebesbann. Auch die Pyncheon-Ulme wisperte mit den Blättern, die der Septembersturm ihr gelassen hatte, unverständliche Prophezeiungen. Und als der weise Onkel Vener sich langsam von dem zerfallende! Portal entfernte, glaubte er eine Melodie zu hören und stellte sich vor, daß die liebliche Alice Pyncheon, nachdem sie dieses Geschehen vergangen Leids und gegenwärtigen Glücks ihrer irdischer Verwandten beobachtet hatte, einen letzten geisterhaften Freudenton auf ihrem Cembalo anschlug, bevor sie zum Himmel entschwebte ans dem Haus mit den sieben Giebeln.

[Nathaniel Hawthorne](#), 1851

NACHWORT

«Wir können von all dem schwatzen, was um uns liegt, sogar von uns selbst, und doch das innerste Ich hinter seinem Schleier belassen.»

Nathaniel Hawthorne, Das Zollhaus.

Als die amerikanische Schriftstellerin Susan Sontag im Oktober 2003 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt, ging sie in ihrer Dankrede den Gründen für die Entfremdung zwischen Europa und Amerika nach, wie sie am Anfang des neuen Jahrhunderts sichtbar geworden ist. Sie warnte davor, die Differenzen der jüngsten Vergangenheit bloß für vorübergehende Meinungsverschiedenheiten zu halten. In ihnen kehre vielmehr ein latenter Antagonismus wieder, der tief in der Geschichte verwurzelt und von langer Hand wirksam sei, in psychologischer Hinsicht «mindestens so komplex und ambivalent wie der Antagonismus zwischen Eltern und Kindern». Einige scharfsichtige Beobachter, so fuhr Susan Sontag fort, hätten die

latenten Spannungen und sich abzeichnenden Divergenzen von Alter und Neuer Welt schon früh beschrieben: der Franzose Alexis de Tocqueville bereits vor hundertsiebenzig Jahren in seinem Buch *Über die Demokratie in Amerika*, der Engländer D.H. Lawrence vor achtzig Jahren in seinen *Studien zur klassischen amerikanischen Literatur*. Doch nicht nur Europäer hätten über diesen Antagonismus gegrübelt – er liefere auch die Palette, das Leitmotiv für einen großen Teil der amerikanischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert.

Susan Sontag erwähnte in diesem Zusammenhang die Namen fast aller klassischen Autoren Amerikas: von James Fenimore Cooper und Ralph Waldo Emerson bis zu Walt Whitman, Henry James und Mark Twain. Ohne jeden Zwang hätte sie dieser Liste den Namen Nathaniel Hawthornes hinzufügen können. Alle diese Schriftsteller umkreisen in ihren Büchern direkt oder insgeheim das Verhältnis von Europa und Amerika, das heißt zugleich den Gegensatz von Alt und Neu, von Vergangenheit und Zukunft, den sie in einer Vielzahl von Antithesen beschrieben haben. Susan Sontag faßte sie in die Worte zusammen: «Amerikanische Unschuld und europäisches Raffinement; amerikanischer Pragmatismus und europäischer Intellektualismus; amerikanische Tatkraft und europäischer Weltschmerz; amerikanische Unverdorbenheit und europäischer Zynismus; amerikanische Gutmütigkeit und europäische Boshaftigkeit; amerikanischer Moralismus und europäisches Kompromißblertum.» Hinter all diesen Antithesen sei aber nicht nur der Wunsch der Amerikaner zu erkennen, sich von Europa abzulösen und unabhängig zu werden, sondern zugleich eine tiefer wirksame Tendenz, der Wille nämlich, die europäischen Werte und die Macht Europas insgesamt zu untergraben und abzutöten. Amerika, so die Schlußfolgerung der amerikanischen Essayistin, sei gleichsam auf der Idee eines Bruchs mit der europäischen Vergangenheit begründet worden, einer Vergangenheit, die nicht nur als hinderliche Last erscheine, sondern auch – in ihren Formen von Ehrerbietung, ihrem Sinn für Rangordnung, ihren Kriterien für das, was überlegen und am besten sei – «als durch und durch undemokratisch».

Die Feststellung der Rednerin dürfte zumindest für das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zutreffen. Mark Twain war der erste Schriftsteller Amerikas, der sich ohne Einschränkung zum Sprachrohr des neuen, jungen Kontinents machte. Er trug einen Fundus an Material aus dem Mythen- und Sagenschatz Amerikas zusammen und entwickelte ein Arsenal an Erzähltechniken, welches die Nation brauchte, um sich ein Bild von sich selbst zu erschaffen. Mehr als jeder andere hat Mark Twain zur «Amerikanisierung» der amerikanischen Literatur beigetragen. Darauf beruht seine historische Leistung. Doch bestärkte er zugleich die Schule der falschen Barbaren, der

Zivilisationsskeptiker und Europamüden, der echten und vorgeblichen Ungebildeten, der Antiliteraten.

Das gilt nicht in gleichem Maß für die klassischen Autoren Amerikas aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Für sie war das Verhältnis zwischen Europa und Amerika zwar auch ein bestimmendes Thema, aber zumeist mit umgekehrten Vorzeichen. Sie lebten und schrieben in einer Zeit, in der Europa und seine Literatur noch als Vorbild und verpflichtendes Muster galten.

Man bewunderte die Kultur des alten Kontinents, seinen Reichtum an Traditionen, sein literarisches Raffinement. Noch lag der Gedanke fern, daß solcher Reichtum auch als Last und Bürde betrachtet werden könnte. Goethe notierte 1827 die berühmten Verse: «Amerika, du hast es besser / Als unser Kontinent, das alte, / Hast keine verfallene Schlösser / Und keine Basalte». Doch in Amerika empfand man die eigene Geschichts- und Traditionslosigkeit vor allem als Mangel. Nur bei Melville und Thoreau, bei zwei Autoren, die undenkbar sind ohne die Erfahrung der europäischen Kultur, spürt man zuweilen den Wunsch, die alten Götter vom Thron zu stürzen. Nathaniel Hawthorne, dem frühesten der neuenglischen Romanciers, kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle zu. Auch er war ein Erbe des alten Europa, in seinem Fall des Puritanismus, der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch die «Pilgrim Fathers» in die neuenglischen Provinzen gebracht worden war. Dieser Puritanismus kalvinistischer Prägung trägt und durchdringt sein gesamtes Werk und scheint es zuweilen mit eisernen Armen zu umklammern. Die puritanische Lieblingsbeschäftigung mit dem Wesen der Sünde, so kunstfeindlich sie im Kern ist, wurde für Hawthorne zum eigentlichen künstlerischen Movens. Schon deswegen war er nicht in der Lage, ein Erbe abzuweisen, das, so sehr er es als Last empfinden mochte, die Quintessenz seiner Kunst ausmacht.

Als Künstler arbeitete er viel zu bewußt, um nicht die Dürftigkeit und literarische Unergiebigkeit der amerikanischen Szenerie zu empfinden. Im Vorwort zu seinem vierten und letzten Roman *Der Marmorfaun*, der in Italien entstand, schrieb er: «Italien war als der Schauplatz seines Romans hauptsächlich deshalb für ihn wichtig, weil es ihm eine Art von poetischem oder märchenhaftem Hintergrund bot ... Prosa und Poesie, Efeu, Flechten und Kletterpflanzen bedürfen der Ruinen, um zu gedeihen.» Das ist die alte, leidlich bekannte Klage darüber, daß dem Schriftsteller, speziell dem Romancier, in Amerika nur «kümmerliches Material»

zu Gebote steht – ein Leitmotiv der amerikanischen Literatur von Washington Irving bis Ezra Pound. Selbst James Fenimore Cooper, der Autor der Lederstrumpf-Geschichten, der so entschlossen amerikanische Themen und Stoffe aufgriff, schrieb

1828 in seinen *Notions of the Americans*: «Es gibt hier keine Annalen für den Historiker, keine Torheiten (außer den gemeinsten und alltäglichsten) für den Satiriker, keine Sitten für den Dramatiker, keine altüberlieferten Phantasien für den Romantiker, keine schweren und gewagten Versündigungen für den Moralisten, noch irgendeines der reichen künstlichen Hilfsmittel der Poesie. Kaum eines der zum Unterhalt des Schriftstellers dienenden Edelmetalle wird hier in solch reichen Adern gefunden wie in Europa.» Noch fünfzig Jahre später heißt es bei Henry James: «Es bedarf so vieler Dinge, einer solchen Anhäufung von Geschichte und Brauch, einer solchen Vielfalt von Verhaltensweisen und Typen, ehe sich ein Fundus von Anregungen für einen Romancier bildet.» Dann folgt bei James die Aufzählung der «Punkte der hohen Zivilisation», die er in der Struktur des amerikanischen Lebens vermißte und deren Vielfalt an Bezügen und Gefühlen nach seiner Auffassung einem amerikanischen Romancier nicht zur Verfügung stehe: «Kein Staat im europäischen Sinn des Wortes, kaum ein spezifischer nationaler Name. Kein Herrscher, kein Hof, keine persönliche Loyalität, keine Aristokratie, keine Kirche, kein Klerus, keine Armee, kein diplomatischer Dienst, keine Landedelleute, keine Paläste, keine Burgen, keine Herrenhäuser, keine efeubewachsenen Ruinen ...»

Man meint in dieser Mängelliste noch das Echo Hawthornes zu vernehmen. Henry James verließ Amerika Mitte der siebziger Jahre (gerade als Mark Twain seinen amerikanischen Siegeszug begann), um sich in Europa niederzulassen. In den Jahren zuvor hatte er in Boston gelebt, in der dünnen Luft und puritanischen Atmosphäre der alten kulturellen Metropole Neuenglands. Man kann sie die Landschaft Hawthornes nennen. Hawthorne, der vierzig Jahre ältere, war für James der einzige Schriftsteller Amerikas, den er als literarisches Vorbild akzeptieren konnte – er widmete ihm später eine biographische Studie. Der Verfasser der Romane *Der scharlachrote Buchstabe* und *Das Haus mit den sieben Giebeln* galt James als Beleg dafür, daß man ein amerikanischer Autor sein und amerikanische Themen behandeln konnte, ohne dadurch seinen künstlerischen Rang automatisch einzubüßen. Zwar hatte Hawthorne in dem erwähnten Vorwort zum *Marmorfaun* geschrieben: «Kein Autor kann sich, ohne es selbst versucht zu haben, einen Begriff von der Schwierigkeit machen, einen Roman über ein Land zu schreiben, wo es keinen Schatten, keine Vergangenheit, kein Geheimnis, kein malerisches und düsteres Übel, sondern nichts als gewöhnlichen Wohlstand gibt ...» Aber in Kenntnis von Hawthornes Werk ist man geneigt, die Sätze für feine Ironie zu halten. Kein anderer Autor, nicht nur der amerikanischen Literatur, hat so obsessiv wie Hawthorne die fahlen Schatten der Vergangenheit beschworen, ihre zwielfichtigen Geheimnisse und düsteren Übeltaten erforscht, ohne sie doch bannen und beherrschen zu können.

Der Kampf gegen die Übermacht der Vergangenheit ist das Thema vieler seiner Bücher, von dem berühmten Roman *Der scharlachrote Buchstabe* bis zu der allegorischen Parabel *Earth's Holocaust*, worin sich die Phantasie des Autors bis zu der Vorstellung steigert, die gesamte irdische Vergangenheit in einem gewaltigen Brandopfer zu zerstören, so als könne auf diese Weise die Last der Erbsünde und alle frühere Schuld getilgt werden. Hawthorne war zutiefst geprägt von der christlichen und insbesondere kalvinistischen Lehre von der Schuldbeladenheit der menschlichen Natur. Auch der Roman *Das Haus mit den sieben Giebeln* handelt von der weiterwirkenden Macht alter Schuld, die auf allen lastet, die dieses Haus bewohnen. Man denke an Holgraves große Rede im Zwiegespräch mit Phoebe, das im Zentrum des Buches steht: «Werden wir denn diese Vergangenheit nie, niemals los?» heißt es da. «Sie liegt auf der Gegenwart wie der tote Leib eines Riesen! ... Überlegen Sie bloß einen Augenblick, und Sie werden mit Erschrecken erkennen, wie sehr wir Sklaven vergangener Zeiten sind – Sklaven des Todes, um die Sache beim Namen zu nennen.» Auch der Schauplatz des Buches, das alte Holzhaus, das bereits im ersten Satz seine sieben spitzen Giebel «nach allen Himmelsrichtungen» ausstreckt, erscheint Holgrave wie ein Totenhaus. Es genügt nicht, seine Fenster aufzureißen, um die Gespenster der Vergangenheit zu vertreiben, man muß es verlassen, um endlich reine Luft zu gewinnen. Fast scheint dieses Haus die ganze puritanische Welt Neuenglands zu repräsentieren. Hawthornes Neigung zum Allegorischen ist oft bemerkt und nicht selten, etwa von Poe, getadelt worden. Doch war seine Vorstellungskraft stark genug, um das alte Haus mit soviel Winkeln, Gegenständen und Farben auszustatten, daß der Leser es fast für so real halten möchte wie sein wirkliches Vorbild, das alte Giebelhaus in der Turner Street von Salem.

Es steht noch heute in der Hafenstadt nördlich von Boston, wo Hawthorne am 4. Juli 1804, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, zur Welt kam. Salem stand damals auf dem Gipfel seiner Prosperität, doch im Konkurrenzkampf mit den großen Städten ging seine wirtschaftliche Bedeutung rasch zurück. Schon als Hawthorne seine Schulzeit absolviert hatte, zehrte Salem nur noch von seiner großen Vergangenheit. Doch haben Geist und Lebensluft seiner Heimatstadt den Schriftsteller so tief geprägt, daß man von ihm sagen konnte, er habe diesen Ort mit seinen spitzen Giebeln und seiner gotischen Totentanz-Atmosphäre nie wirklich verlassen. In der Einleitung zu dem Roman *Der scharlachrote Buchstabe*, die den Titel *Das Zollhaus* trägt und eine Art spiritueller Autobiographie darstellt, schrieb Hawthorne: «Obwohl ich anderswo ausnahmslos glücklicher bin, habe ich ein Gefühl für das alte Salem in mir, das ich mangels eines besseren Ausdrucks Zuneigung zu nennen mich begnügen muß. Dies Gefühl muß man wohl den tiefen und alten Wurzeln zuschreiben, die meine Familie in den Boden geschlagen hat.»

Der Schriftsteller stammte aus einer einflußreichen und angesehenen Familie. Doch begleiteten ihn die Vorfahren nicht mit freundlichen Erinnerungen, sondern weit eher wie finstere und beunruhigende Schatten. Der Urvater William Hawthorne, ein bärtiger Alter in schwarzem Mantel und spitzem Hut, hatte Indianer ausgerottet, ganze Wälder abgeholzt, die Quäker mit furchtbarer Strenge verfolgt und seiner puritanischen Religion mit allen Mitteln, mit Frömmigkeit und List und offener Gewalt, zur Macht verholfen. Sein Sohn John Hathorne, Nathaniels Urgroßvater, erbte den Geist der Verfolgung und tat sich als eifernder Richter bei den berüchtigten Hexenverfolgungen hervor, die im Jahr 1692 neunzehn Männer und Frauen das Leben kosten sollten. Diese Ahnen lasteten noch über ein Jahrhundert später auf dem Leben des Urenkels wie im Roman vom Giebelhaus die Missetat des Oberst Pyncheon auf dessen Bewohnern. Hawthorne schrieb, das Blut der Unschuldigen habe die Vorfahren «mit einem Flecken gezeichnet – einem so tief eingebrannten Flecken, daß er sich in ihren alten Gebeinen auf dem Friedhof von Charter Street bis heute erhalten haben muß, sofern diese nicht inzwischen Staub sind». Er fügte hinzu: «Ich weiß nicht, ob meine Ahnen Reue empfunden und die Barmherzigkeit Gottes angefleht haben; ich nehme als ihr Stellvertreter um ihretwillen Schande auf mich und bete darum, daß jeder Fluch, der auf unser Geschlecht gefallen sein mag, uns von heute an vergeben sein möge.» Um sich äußerlich von den ungeliebten Ahnen abzusetzen, fügte Hawthorne seinem Namen einen weiteren Buchstaben hinzu. Doch blieb manches von der Strenge und Düsternis der Familientradition in seiner Seele erhalten. Von seinem inneren Leben gab er wenig preis; er schrieb: «Soweit ich ein Mensch wirklicher individueller Attribute bin, verschleierte ich mein Gesicht.» Den Beruf des Schriftstellers übte er mit schlechtem Gewissen aus, als handle es sich um ein leichtfertiges, ja schuldhaftes Treiben. In der erwähnten Einleitung zu *Der scharlachrote Buchstabe* stellt er sich vor, die Schatten seiner Vorfahren sähen ihm beim Abfassen seines Romans zu: «Was macht er denn? Ein Geschichtschreiber! Was für eine Lebensaufgabe, was für eine Art, Gott zu preisen oder den Menschen zu seiner Zeit nützlich zu sein, ist das wohl?» Man spürt Hawthornes heimliche Skrupel, auch sie das Resultat seiner puritanischen Herkunft.

Sein äußeres Leben verlief gleichmäßig und unauffällig, sieht man einmal ab von dem kurzen Gastspiel auf Brook Farm, einer sozialreformerischen Kommune, im Jahr 1841. Gerade in seiner ersten Hälfte ist dieses Leben gekennzeichnet durch eine ungewöhnliche physische Isoliertheit. In der Familie, zu der, nach dem frühen Tod des Vaters, die Mutter und zwei Schwestern gehörten, wurde kaum miteinander gesprochen, und sogar die Mahlzeiten wurden getrennt eingenommen. Früh begann Hawthorne zu schreiben. Unermüdlich durchstreifte er die Umgebung seiner Heimatstadt, ständig bemüht, seine Eindrücke im Tagebuch festzuhalten: Tausende

von Detailbeobachtungen, die sechs Bände füllen, ohne ihren Zweck gänzlich preiszugeben. Die Notizen gaben Jorge Luis Borges die Vermutung ein, Hawthorne habe sich selbst beweisen müssen, daß er real war, um sich vom Gefühl des Irrealen und Phantasmischen zu befreien, das ihn heimzusuchen pflegte. Eine Zeitgenossin beschreibt ihn als seltsame und pittoreske Figur mit düsterer Stirn und abstoßenden Manieren, die geistesabwesend durch die Straßen von Salem schlendert. In der Einsamkeit und Abschottung entstanden die ersten Geschichten und Skizzen sowie zahllose Ideen und Entwürfe für Erzählungen, die er aber größtenteils vernichtet hat. Diese Lebensweise dauerte zwölf Jahre. Dann veröffentlichte er eine erste Sammlung von Erzählungen, die *Twice Told Tales*. Sie wurden später von Poe anlässlich einer Neuauflage äußerst anerkennend besprochen: «Der Styl ist gewissermaßen die Klarheit und Kraft-Fülle an sich, und aus jeder Seite leuchtet uns ein Höchst-Maß an Imagination entgegen.» In der amerikanischen Literatur, wußte Poe zu rühmen, gäbe es, von einigen Erzählungen Irvings abgesehen, nichts Vergleichbares. Eine einzige Anmerkung konnte man als Einschränkung lesen: «Mag sein, daß der vorherrschende Ton zu allgemein auf Melancholie und Mysticismus gestimmt ist ...» Damit war eine Eigenart angesprochen, die für Hawthornes Werk insgesamt charakteristisch ist und in seinen Romanen noch deutlicher hervortritt. Poes deutscher Übersetzer Franz Blei hat sie in die Worte gefaßt: «Man tritt bei diesem Dichter in eine Welt weißer Magie, wenn diese Bezeichnung gelten darf für eine poetische Atmosphäre von einzigartiger Reinheit und Subtilität, welche Figur und Landschaft in ein Zwielflicht setzt, das sie in ihrem sonst Unsichtbaren sichtbar macht, ohne ihr allen Sichtbares zu verwischen.»

Mit den *Twice Told Tales* machte sich Hawthorne einen Namen als Schriftsteller. Doch schrieb er immer noch ängstlich im Erscheinungsjahr 1837 an Longfellow: «Ich habe mich eingeschlossen, ohne es im geringsten beabsichtigt zu haben, ohne den Geringsten Argwohn, daß mir dies zustoßen würde. Ich habe mich in einen Häftling verwandelt, labe mich in ein Verlies gesperrt, und jetzt kann ich den Schlüssel nicht mehr finden, und selbst wenn die Türe offenstünde, hätte ich fast Angst davor hinauszugehen.» Die Erzählungen fanden auch die Aufmerksamkeit von Elizabeth Peabody, der Sozialreformerin und Gründerin der amerikanischen Kindergärten, deren Familie gleichfalls aus Salem stammte. Sie entriß den Verfasser seiner eigenbrötlerischen Abgeschlossenheit und führte ihn in den Kreis der Transzendentalisten um Emerson ein – dessen grundlegender Essay *Nature* war 1836 gerade erschienen. Durch Elizabeth Peabody kam Hawthorne auch in Kontakt zu deren jüngster Schwester Sophia, einer oftmals kränkelnden, künstlerisch und literarisch begabten jungen Frau, in die er sich verliebte. Er arbeitete nun eine Zeitlang im Zollamt von Boston, gab das erwähnte Gastspiel auf Brook Farm, heiratete Sophia Peabody 1842 und verbrachte einige Jahre, wahrscheinlich die glücklichsten seines

Lebens, in dem «Old Manse» genannten alten Pfarrhaus von Concord, wo er mit Emerson, Thoreau und Channing in freundschaftlicher Nachbarschaft lebte. Doch war er genötigt, dieses Idyll zu beenden und eine Stellung als Zollaufseher in Salem zu übernehmen, um seinen Lebensunterhalt zu fristen. Er nahm es hin wie eine «Fügung der Vorsehung»: «Ich befand mich in einer Lage, die mit meinen früheren Gewohnheiten wenig Ähnlichkeit hatte ... Nach meiner Bekanntschaft mit der körperlichen Arbeit und den unpraktikablen Plänen der verträumten Brüder von Brook Farm, nach drei Jahren unter dem subtilen Einfluß eines Intellekts wie Emerson; nach den wilden freien Tagen am Ufer des Assabeth, wo ich neben unserem Feuer aus gefallenem Zweigen phantastischen Spekulationen mit Ellery Channing nachgegangen war; nachdem ich mit Thoreau über Fichten und indianische Altertümer in seiner Einsiedelei am Walden-See gesprochen hatte; nachdem ich, durch die klassische Bildung Hillards angerührt, feinsinnig geworden war; nachdem ich an Longfellows Herd poetisches Gefühl eingesogen hatte – nach all dem war es an der Zeit, daß ich anderen Seiten meiner Natur eine Chance geben und Nahrung zu mir nehmen sollte, für die ich bislang wenig Appetit gezeigt hatte.»

Drei Jahre arbeitete Hawthorne im Zollamt von Salem, wo er zwölf Stunden am Tag Salz und Kohle abwiegen mußte und häufig mit dem geschwärzten Gesicht eines Schornsteinfegers nach Hause kam. Im Sommer 1849 verlor er seinen Posten durch die Intrigen politischer Widersacher, doch war es für ihn und seine literarische Laufbahn kein wirkliches Unglück. Denn jetzt entstanden in rascher Folge die drei besten und charakteristischsten seiner fünf Romane (neben dem frühen Fanshawe von 1828 und dem späten Marmorfaun von 1860) – man kann sie als seine «Neu-England-Romane» bezeichnen: Der scharlachrote Buchstabe, angesiedelt in der kolonialen Vergangenheit des siebzehnten Jahrhunderts, Das Haus mit den sieben Giebeln, das die Brücke schlägt zwischen Kolonialzeit und Gegenwart, schließlich The Blithedale Romance, ein Gegenwartsroman, worin Hawthorne seine Erfahrungen auf Brook Farm zu verarbeiten suchte. Diese Romane, in nur zwei Jahren zu Papier gebracht, stellen gleichsam die überströmende Flut seines reifen Künstlertums dar. Sie sind erfüllt von der verborgenen Romantik Neuenglands und, bei aller Düsternis der Stoffe, von einer zarten und geheimnisvollen Musik.

Der scharlachrote Buchstabe erzählt, angeblich einer alten Chronik folgend, die Geschichte dreier Menschen, eines puritanischen Geistlichen und eines dämonischen Wissenschaftlers sowie, zwischen beiden stehend, einer jungen Frau, die als Zeichen ihrer ehebrecherischen Schande den scharlachroten Buchstaben «A» (für adulteress, Ehebrecherin) auf der Brust trägt. Doch bildet die inkriminierte Tat lediglich die Vorgeschichte des Buches. In Wahrheit kam es Hawthorne darauf an, wie auf dem

Seziertisch die weiterwirkende Macht der einstigen Missetat und ihre Auswirkungen auf unterschiedliche Charaktere zu beschreiben: die Kraft der Reue, die Schandflecken der Schuld, die selbstzerstörerische Raserei der Rache. Hawthorne war der Begründer des psychologischen Romans in Amerika, doch hielt er bei aller psychologischen Verfeinerung an der Idee der Erbsünde fest: Sie war für ihn kein psychologischer, sondern ein existentieller Tatbestand. D. H. Lawrence, den es immer wieder verlockte, hinter die glatten Fassaden Amerikas zu schauen, hat den Roman *Der scharlachrote Buchstabe* «eine Art Parabel» genannt, «eine sehr irdische Geschichte mit höllischer Bedeutung». Das lenkt unser Augenmerk wieder auf den Umstand, daß die puritanische Selbsterforschung eine Auseinandersetzung mit dem aus Europa überkommenen Erbe darstellt, bei Hawthorne nicht anders als bei seinen Zeitgenossen.

Van Wyck Brooks hat in seiner großangelegten Kultur- und Geistesgeschichte der Vereinigten Staaten das halbe Jahrhundert zwischen 1815 und 1865 als «die Blüte Neu-Englands» bezeichnet und diese Blüte mit der klassischen Literaturperiode des Landes gleichgesetzt. Das Zentrum dieser Periode, gleichsam die Blüte der Blüte, war das Jahrzehnt zwischen 1845 und 1855: Damals erschienen nicht nur Hawthornes Romane, sondern auch Emersons große Essays, Thoreaus *Walden*, Whitmans *Leaves of Grass* und Melvilles *Moby Dick*. Bei all diesen Autoren geht es um die kritische Auseinandersetzung mit dem Puritanismus und die Antithetik von Alter und Neuer Welt. Auch die mittelalterliche Faust-Problematik, die Goethe in seinem Stück in einen göttlichen Heilsplan eingefügt und dadurch gleichsam entschärft hatte, kehrt bei den Amerikanern, vor allem bei den Romanciers, in ihrer ursprünglichen Gestalt zurück: als These von der genuinen Verderbtheit der menschlichen Natur. Bei Melville treffen die mythischen Welten des bösen Wals und des dämonischen Kapitäns Ahab, der den Namen eines verfluchten Königs in Israel und Baal-Götzendieners trägt, aufeinander und münden zuletzt in die Höllenfahrt des Walfangschiffes; bei Hawthorne zeigt uns die Ehebrecherin Hester Prynne, die wie die Eva des Paradieses den Priester Arthur Dimmesdale verführt, daß die Sünde durchaus ein Exzeß der Tugend sein kann. Wahrscheinlich ist es diese religiöse Grundierung, die die Romane der beiden Amerikaner von denen ihrer europäischen Zeitgenossen unterscheidet und sie, wie George Steiner angemerkt hat, «Sphären des Mitleids und der Grausamkeit» erreichen ließ, die einem Balzac oder Dickens verschlossen waren. Steiner fühlte sich durch den Roman dieser Zeit an das Bild eines Spiralnebels mit ausgebreiteten Armen erinnert, worin der europäische Roman im Zentrum, der amerikanische, aber auch der russische Roman weit außen liegen und in einem weißeren Glanz erstrahlen. «Die Meister der amerikanischen und russischen Art», schrieb Steiner, «scheinen einen Teil ihrer glühenden Intensität von der äußeren Finsternis zu nehmen, aus dem verwesten Stoff ... des religiösen Lebens.»

Der scharlachrote Buchstabe brachte Hawthorne literarische Anerkennung und materiellen Erfolg. Als der Autor, dadurch ermutigt, im August 1850 in die Berge von Lenox zog, trat er mit Melville, der nur sechs Meilen entfernt in Pittsfield lebte, für einige Monate in freundschaftliche Verbindung. Die Begegnung dieser beiden außerordentlichen Schriftsteller war nur ein kurzer, aber fruchtbarer, dabei zutiefst geheimnisvoller Augenblick der Literaturgeschichte: Stefan Zweig hätte daraus ein weiteres Kapitel seiner Sternstunden der Menschheit machen können. «Daß ich Sie kennenlernen durfte», schrieb Melville an Hawthorne, «ist ein überzeugenderes Argument für die Unsterblichkeit als die ganze Bibel.» In dieser Zeit entstand Hawthornes Roman Das Haus mit den sieben Giebeln, während Melville selbst an Moby Dick schrieb. Er widmete Hawthorne den Roman: «Zum Zeichen meiner Bewunderung für seine Schöpferkraft». Und er verfaßte einen großen Aufsatz über Hawthornes Erzählungen, an denen er ihre «blackness», ihre «Schwärze der Finsternis», zu rühmen wußte. Es ist diese blackness, die den besten Arbeiten Hawthornes ihre tiefen Schatten und ihre düstere Glut verleiht, so tief und düster glühend wie der scharlachrote Buchstabe auf der Brust von Hester Prynne. Niemand, schrieb Melville, habe das Tragische, das im Denken der Menschen selbst liege, so mächtig dargestellt wie der Verfasser von Der scharlachrote Buchstabe. Auch Henry James sprach von dem besonderen Gespür Hawthornes für die «geistigen Verzerrungen des Puritanismus» und seinem «tiefverwurzelten Sinn für die Sünde». Dieses Gespür sei unzähmbar geworden, «als er sich dem Hintergrund zuwandte und die Unterseite der Dinge zutage förderte – die heimlich übertretenen Gesetze, die insgeheim verspürten Impulse, die verborgenen Leidenschaften, die doppelten Leben, die dunklen Ecken, die verschlossenen Räume, die streng gehüteten Familiengeheimnisse und die unsichtbaren Gäste beim Festmahl.»

All diese Kennzeichnungen treffen auch auf Hawthornes nächsten Roman Das Haus mit den sieben Giebeln zu, der 1851 erschien. Im Vorwort wird er als «eine Legende» bezeichnet, «die aus grauer Vorzeit ins helle Licht unserer Tage herüberreicht». Die Moral des Buches liege in der Erkenntnis, «daß die Missetaten einer Generation in den auf sie folgenden fortbestehen, jeden kurzlebigen Vorteil ablegen und sich in reines, unzähmbares Unheil verwandeln». Das ist wieder der Gedanke der Erbsünde. Auch in diesem Roman sehen wir uns mit der Haupt- und Lieblingsidee des Autors konfrontiert, daß jede Schuld, sogar die lang zurückliegende, nach Sühne verlangt, so wie erlittenes Unrecht den Wunsch nach Vergeltung weckt. Im Eingangskapitel wird, fast noch im Legendenton und eingehüllt in den sagenhaften Schleier der Vorzeit, die Vorgeschichte entrollt, nämlich die Schuld der Pyncheons, die sich mit Verleumdung und Gewalt fremden Grundbesitz aneignen, um darauf ein Herrenhaus zu errichten, und damit den Fluch der Maules auf sich ziehen: «Gott wird ihnen Blut zu trinken

geben!» Viele Generationen später ist eben dieses alte, «gotische» Giebelhaus mit dem «vom Ostwind geschwärzten Dach», auf das eine mächtige Ulme ihren Schatten wirft, der Schauplatz des Buches. Es erscheint wie ein Gespensterhaus, und seine Bewohner, voran Hepzibah, die alte Jungfer mit dem grotesken Turban, und Clifford, ihr unglücklicher Bruder, den lange Jahre unrechtmäßiger Gefangenschaft zermürbt haben, verlieren sich wie stumme Geister in seinen dunklen Zimmern und Fluren. Überhaupt werden Motive und Requisiten des Schauerromans nicht verschmäht: Geheimfächer, verlorene Handschriften, geisterhafte Musik. Melville schrieb nach der ersten Lektüre, das Buch gleiche einem schönen alten Zimmer «mit reichen Gobelins, in die Tragödien-Szenen eingeflochten sind». Das alte Gemälde an der Wand, das sich in bestimmten Augenblicken schauerlich zu beleben scheint, wirkt wie ein Sinnbild böser Macht: Es zeigt das Porträt des toten Ahnen, der dazu verdammt ist, als böser Geist der Familie bis in ferne Generationen hinein zu wirken. Hier hat offenbar, auch wenn der Autor es im Vorwort leugnet, seine eigene Familie Modell gestanden. Hepzibah trägt die Züge seiner Cousine Susan Ingersoll, die noch zu seinen Lebzeiten das Turner House in Salem bewohnte, und in Oberst und Richter Pyncheon erkennt man unschwer die herausragenden Schurken unter seinen Vorfahren. Von Anfang an lastet etwas Verhängnisvolles, Unentrinnbares auf dem Haus und läßt den Gedanken an menschliche Willensfreiheit nicht aufkommen.

Und doch hat Hawthorne sich in diesem Buch zur Austreibung der Familiendämonen entschlossen: Phoebe und Holgrave, die jüngsten und letzten Nachkommen der Pyncheons und Maules, werden ein Liebespaar, sie zerbrechen den Familienfluch und verlassen das alte Haus. Phoebe, dem guten Geist zwischen den Gespenstern der Vergangenheit, hat Hawthorne die liebenswürdigen Attribute seiner Frau Sophia Peabody gegeben und in Holgrave eine Art Selbstporträt gezeichnet, in dem freilich die melancholischen und grüblerischen Züge zugunsten größerer Tatkraft und Energie gemildert sind. So kommt es, nach viel Kummer und Herzeleid, jähen Todesfällen und unbesonnenen Aufbrüchen zu einem Happy-End, so wie Hawthorne es für sich und die nachfolgenden Generationen gewünscht hat. Ist er damit von seinem vorbestimmten Weg abgewichen? Wahrscheinlich hat er nur der Neigung nachgegeben, nach der düsteren Tragödie des Scharlachroten Buchstabens diesmal mit einem versöhnlichen Schluß zu enden. In einem Brief verglich er die beiden Bücher und schrieb über das spätere: «Es ist charakteristischer für mein Gemüt und passender und natürlicher für mich, es zu schreiben.» Bei beiden Büchern vermied er die Gattungsbezeichnung «Roman» (novel) und wählte statt dessen die Bezeichnung «Romanze» (romance) – sie erscheint bei keinem seiner Werke so angemessen wie bei dem Haus mit den sieben Giebeln. Die Form der Romanze gab Hawthorne die Freiheit, wie er im Vorwort schreibt, «die Stimmung zu beeinflussen und das Licht, das auf sein Bild fällt,

hervorzuheben oder zu dämpfen, die Schatten zu betonen und zu vertiefen». Sie ermöglicht die magischen Wirkungen, die von dem Buch ausgehen und es zu einem Werk von intimerem Zauber machen, als ihn Romane gewöhnlich ausströmen.

Von Anfang an waren Leserschaft und Kritik gespalten, welchem von Hawthornes Büchern die Palme gebühre: dem Scharlachroten Buchstaben oder dem Haus mit den sieben Giebeln. (Seit einiger Zeit muß allerdings auch die Blithedale Romance, das modernste und stofflich aktuellste dieser Bücher, in die Betrachtung einbezogen werden.) Man braucht diese Frage nicht zu entscheiden und kann verfahren wie Henry James, der jeweils dem Buch den Vorzug gab, das er gerade las. In seiner Studie über Hawthorne von 1879 nannte er die Geschichte der Hester Prynne «das vorzüglichste Prosawerk, das amerikanischem Boden entsprungen ist». Doch in einem zwanzig Jahre später entstandenen Aufsatz revidierte er sein Urteil und schrieb über das Haus mit den sieben Giebeln: «Ich für mein Teil bin geneigt, das Buch, Gegenstand und Behandlung zusammengenommen, und der Haltung eines mehr auf die Klassik gerichteten Genießers des Scharlachroten Buchstabens zum Trotz, als die dichteste Annäherung, die wir wahrscheinlich besitzen, an das große Werk der Erzählliteratur zu bezeichnen, nach dem wir so oft verlangt haben und das uns als Nation zu großer Ehre und zu großem Nutzen gereicht.» Viel hängt davon ab, wie man den Schluß des Buches, das Happy-End, bewertet, in dem einige spätere Leser sogar eine ironische Absicht erkennen wollten. Im Kontext von Hawthornes Gesamtwerk mag dieses Happy-End zwar überraschen, doch ist es im Roman selbst gut vorbereitet worden: reich instrumentiert und ausgeschmückt mit allen Mitteln allegorischer Kunst und symbolischer Andeutung, wie sie dem Autor zu Gebote standen. Phoebe, die den Namen des heidnischen Sonnengottes trägt, erscheint wie eine Verkörperung des Lebendigen; Licht, Sonne und Blumen gehören zu ihrem Element. Die düstere Welt des Giebelhauses bleibt ihr fremd, schon bei ihrem ersten Auftritt wird sie mit dem Sonnenstrahl verglichen, «der einen düsteren Ort erhellt». Sogar die Blumen welken in ihrer Hand langsamer als bei Hepzibah oder Clifford. Später treten religiöse Attribute hinzu: sie erscheint wie «ein Engel Gottes» und zuletzt wie «die Blume Edens».

Holgrave wiederum, Phoebes männliches Pendant, der schon viel erlebt, Europa bereist, in manchen Berufen gearbeitet, sogar in einer Kommune gelebt hat, verkörpert Vernunft, Tatkraft und Fortschritt, durchaus im Geist moderner Technik. Er berührt in anderer Weise die Sphäre des Lichts, denn er arbeitet als Lichtbildner mit der damals noch ganz neuen Technik der Daguerrotypie. Noch träumt er zwar von einem goldenen Zeitalter auf Erden, aber seine Begeisterung ist mehr als bloße Schwärmerei: «Der wahre Wert seines Charakters», heißt es, «lag in jenem tiefen Wissen um innere Stärke ...; in dem persönlichen ... Ehrgeiz samt Sinn für Zweckmäßigkeit, der ihm

Boden unter den Füßen geben und ihn vom Theoretiker zum Kämpfer für eine bestimmte Sache wandeln mochte». Der Erzähler fügt hinzu, darin stehe Holgrave «durchaus für viele, die in diesem Land lebten». Für einen kurzen Augenblick erschaut man hier Hawthornes Vision eines jungen, erneuerten Amerika, das sich aus dem Bannkreis Europas und seines puritanischen Erbes gelöst hat. Holgrave besitzt die Stärke, der Versuchung zu widerstehen, als Phoebe seinen hypnotischen Fähigkeiten zu erliegen droht. Es ist eine Situation wie vor dem Sündenfall, nur daß dieser hier vermieden wird. Danach darf eine Nacht wie im Garten Eden über den beiden aufglänzen: «flüssiges Mondlicht, gespritzt mit Eis aus einer Silbervase» und die «ewige Freude der Natur». Es ist wie eine Neugeburt der Welt, nicht ohne Pathos gewiß, doch fern aller Ironie.

«Die Vorhänge sind weiter zur Seite gezogen», schrieb Herman Melville über Das Haus mit den sieben Giebeln, «es kommt mehr Sonne herein.» Das gilt nicht nur für Phoebe und Holgrave, die jungen Protagonisten, und ihre symbolische Einheit von Herz und Kopf, von Leben und Geist. Der Autor hat Licht und Dunkel im ganzen Buch sorgfältig verteilt, und sein Geist bewegt sich mit großer Sicherheit in jenem Helldunkel, das sein natürliches Element zu sein scheint. Zum Zauber des Kolorits gesellt sich zuweilen eine Nuance des Humors, etwa in den Passagen über Hepzibahs Hühner oder die Besucher des Kramladens, voran der kleine Vielfraß mit dem unersättlichen Hunger auf Süßigkeiten. Auch die Rolle des Erzählers bleibt davon nicht unberührt, wenn er zum Beispiel über sein Vorhaben schreibt: «Wie bringen wir es fertig, unserer Geschichte von der Sühne für einstige Sünde Größe zu verleihen, wenn wir gezwungen sind, als eine der Hauptfiguren nicht etwa eine junge, hübsche Frau ... zu präsentieren, sondern eine hagere Jungfer mit fahlem Teint und knarrenden Gelenken ...» Hepzibah, mit ihrem durch Cliffords Verurteilung zerbrochenen Leben, gehört auf die dunkle Seite des Buches; vergeblich versucht sie die anachronistische Rolle einer Lady aufrechtzuerhalten, obgleich sie dazu verurteilt ist, in ihrem Laden nutzlose Pfennigware zu verkaufen.

Auf der dunklen Seite steht auch Clifford, die tragische Figur des verhinderten Künstlers, den das kleinste Unrecht, der feinste Riß in der Weltordnung, bis zur Selbstzerstörung bedrohen: Beim Anblick der großen Menge, die lärmend die Pyncheon Street durchzieht, ist er nahe daran, sich aus dem Fenster zu stürzen, «angezogen von der großen Mitte des Menschseins». Andererseits scheint Clifford sich auch nach langer Gefängnishaft eine innere Kraft bewahrt zu haben, die ihn zuweilen aufbegehren läßt, etwa in dem Gespräch mit dem fremden Herrn während der Zugfahrt. Dieser Herr lobt die Erfindung des Telegraphen, weil man damit Bankräuber schneller einfangen kann, Clifford dagegen betrachtet den Telegraphen als

ideales Mittel für den raschen Austausch von Liebesbotschaften. Daß er nicht bloß ein sonderbarer Schwärmer ist, kann man seinem Aperçu über Bankräuber entnehmen: «Sie sind so ehrlich wie die meisten anderen Leute auch, außer daß sie gewisse Förmlichkeiten mißachten und lieber um Mitternacht als während der Geschäftszeiten tätig sind.»

Der Autor Nathaniel Hawthorne dürfte nicht sehr viel anders gedacht haben. Upton Sinclair hat von ihm gesagt, er habe keinen Sinn für Politik und soziale Fragen gehabt. Doch man nehme Richter Pyncheon, die fünfte und letzte Hauptfigur des Buches, der die Rolle des Bösewichts zufällt und des Wiedergängers seines unseligen Vorfahren – sie allein dürfte ausreichen, Sinclairs Urteil zu widerlegen. Hawthorne hat hier mit satirischer Meisterschaft das Porträt eines Pharisäers gezeichnet, aalglatt, salbungsvoll, heuchlerisch und bigott, zugleich aber das unglaublich moderne Psychogramm eines Verbrechers mit gutem Gewissen, eines Mächtigen, der die Untat, die er gerade begeht, bereits aus dem Bewußtsein gedrängt hat. «Unter dem blendenden Marmorpalast ist dieser stinkende Tümpel voll Unrat und gar auch Blut – ist dieser heimliche Greuel, über dem er vielleicht achtlos seine Gebete spricht...» Liest man das Haus mit den sieben Giebeln als Gesellschaftsroman, dann ist Richter Pyncheon sicher die Gestalt mit dem größten Realitätsgehalt. Aber auch sie steht, wie alle wichtigen Figuren Hawthornes, in tieferen und weiteren Bezügen, im Spannungsfeld von Endlichkeit und Transzendenz. Richter Pyncheon, bereits im Sprung zum Amt des Gouverneurs, stirbt schnell und unerwartet, auch effektiv, wie sein Vorfahr jäh vom Schlag getroffen. Man kann diesen melodramatischen Kunstgriff tadeln, vergißt ihn aber sogleich in dem folgenden Kapitel, in dem der Tote eine ganze Nacht in seinem alten Lehnstuhl sitzt, während die Schatten um ihn herum immer tiefer herabsinken. Der Erzähler führt eine Art Zwiegespräch mit dem Toten: Ist es eine Satire? Ein Tribunal? Ein Alptraum? Eine Klage? Man weiß es nicht so recht zu sagen.

Die Szene hat immer wieder Lob geerntet und zeigt die Intensität von Hawthornes Vorstellungskraft, auch seine Neigung zu allegorischer Überhöhung, um auf diese Weise die Kräfte sichtbar zu machen, die hinter den Dingen verborgen liegen, keine Kunst der indirekten Aussage, der perspektivischen Darstellung, nicht zuletzt die Meisterschaft seines verschlungenen und schwebenden Stils sichern seinem Werk eine Vielschichtigkeit, die sich jeder eindeutigen Interpretation widersetzt. Sie ist auf einen Leser angewiesen, der künstlerische Verfeinerung zu schätzen weiß und die ängstlichen Abgründe der puritanischen Seele als Erbteil begreift, an dem auch moralisch laxere Zeiten noch zu tragen haben.

Hanjo Kesting

Empfehlungen:

[Emma](#), [Die Abtei von Northanger](#), [Stolz und Vorurteil](#) , [Verstand und Gefühl](#). Jane Austen

[Vater Goriot](#), [Das Chagrinleder](#) , [Tante Lisbeth](#). Honoré de Balzac

[Onkel Toms Hütte](#). Harriet Beecher Stowe

[Das Dekameron](#), [Fiammetta](#), [Die Nymphe von Fiesole](#). Giovanni Boccaccio

[Der Scharlachrote Buchstabe](#). N. Hawthorne

[Das Leben ein Traum](#), [Der Richter von Zalamea](#). Pedro Calderón de la Barca

[Pinocchio](#). Carlo Collodi

[Die Göttliche Komödie](#), [Das neue Leben](#) . Dante Alighieri

[Robinson Crusoe](#). Daniel Defoe

[Oliver Twist](#), [David Copperfield](#) , [Dombey und Sohn](#). Charles Dickens

[Der Idiot](#), [Die Brüder Karamasow](#), [Verbrechen und Strafe](#), [Die Dämonen](#). Fjodor Dostojewski

[Die Abenteuer des Sherlock Holmes](#), [Seine Abschiedsvorstellung](#) . Arthur Conan Doyle

[Die Drei Musketiere](#), [Zwanzig Jahre nachher](#) , [Der Graf von Monte Christo](#). Alexandre Dumas

[Der Kaiser](#) , [Kleopatra](#). Georg Ebers

[Der große Gatsby](#). F. Scott Fitzgerald

[Die Rote Lilie](#). Anatole France

[Faust. Eine Tragödie](#), [Die Leiden des jungen Werther](#), [Egmont](#) J. W. Goethe

[Der Mantel](#), [Die toten Seelen](#), [Taraß Bulba](#) N. Gogol

[Der Scharlachrote Buchstabe](#). N. Hawthorne

[Der Glöckner von Notre-Dame](#), [Die Elenden](#). Victor Hugo

[Der Process](#), [Die Verwandlung](#), [Das Schloß](#). Franz Kafka

[Martin Eden](#), [Ruf der Wildnis](#), [Wolfsblut](#). Jack London

[Bel-Ami](#). Guy de Maupassant

[Moby-Dick; oder: Der Wal](#), [Bartleby der Schreiber](#). Herman Melville

[Also sprach Zarathustra](#), [Die Geburt der Tragödie](#). Friedrich Nietzsche

[Eugen Onegin](#), [Pique Dame](#). Alexander Puschkin

[Der Schwarze Korsar](#), [Der algerische Panther](#) Emilio Salgari

[Kabale und Liebe](#), [Wilhelm Tell](#), [Die Räuber](#). Friedrich Schiller

[Der Altertümler](#), [Quentin Durward](#). Walter Scott

[Othello](#), [König Lear](#), [Romeo und Julia](#), [Hamlet](#), [Macbeth](#). William Shakespeare

[Die Schatzinsel](#). Robert Louis Stevenson

[Väter und Söhne](#), [Aufzeichnungen eines Jägers](#) Iwan Turgenew

[Die Abenteuer des Tom Sawyer](#). Mark Twain

[Ein Kapitän von 15 Jahren](#), [Die Kinder des Kapitäns Grant](#). Jules Verne

[Das Bildnis des Dorian Gray](#), [Das Gespenst von Canterville](#) Oscar Wilde

[Der Amokläufer](#), [Brennendes Geheimnis](#), [Schachnovelle](#), [24 Stunden aus dem Leben einer Frau](#) Stefan Zweig